

In den Hochalpen.

Paul Gähfeldt.



D. H. O. Dangar.

D.F.O. DANGAR.

Member of the Alpine Club (1931) and
Honorary Member since 1969. Past
Editor of and contributor to The
Alpine Journal.

BAUME

BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
DU VALAIS

SION

*

Bibliothèque

de la

Section Monte-Rosa



C. A. S.



BIBLIOTHÈQUE CANTONALE
DU VALAIS

SION

*

Bibliothèque

de la

Section Monte-Rosa



C. A. S.

In den Hochalpen.

Erlebnisse

aus den Jahren 1859—1885

von

Paul Gießfeldt.

Zweite Auflage.



1786590

Berlin.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

1886.

CR 87

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHÈQUE
CANTONALE
DU VALAIS



WALLISER
KANTONS-
BIBLIOTHEK

93/5541

Inhalt.

	Seite
1. Einleitung	1
2. In den Eis- und Schneeregionen der Hochalpen .	8
3. Ein Gletscher-Abenteuer	31
4. Der Monte della Disgrazia	43
5. Piz Roseg	61
6. Die Fuorela da Roseg	71
7. Monte Scerscen	92
8. Piz Kesch	114
9. Die Ueberwindung der Berninafahrt	122
10. Zermatter Berge im Jahre 1879	141
Monte Rosa von der Lysjoch-Seite	142
Das Breithorn von der Gornertrift	148
Dent Blanche	154
Weißhorn	158
Matterhorn	163
11. Die Jungfrau	170
12. Die Schneehaube des Monte Scerscen	192

	Seite
13. Wanderungen mit Alexander Burgener	204
Zunireise im Dauphiné	204
Pointe des Ecrins	209
Mont Pelvoux	236
Col du Glacier Blanc	242
Col de la Temple	244
Brèche de la Meije	246
14. Col du Lion	253
15. Der Dom	279
16. Andere Expedition zur Berninafcharte	283
17. Piz Morteratsch	294
18. Anhang. — Das Wandern im Hochgebirge . .	299



Einleitung.

(1885.)

Vor mehreren Jahren trat mir die Idee nahe, die zerstreut publicirten Berichte über meine Alpenreisen zu einem besonderen Bande zusammenzufügen. Die Ausführung unterblieb, weil ich nach Südamerika reiste; und nach der Rückkehr bedurfte es bereits einer Anregung von außen, damit die Idee wieder aufgenommen und verwirklicht wurde. Was der Verfasser früher in dem vollen Glauben an eine gute Sache gethan haben würde, das löste ihm nunmehr Bedenken ein; als er behufs der Herausgabe diese Aufsätze noch einmal durchlas, war er fast peinlich durch die Erinnerung berührt, daß das Niederschreiben ihm einst so viel Freude bereitet hatte. Er kam sich vor wie der Mann, welcher noch einmal die sündigen Kinder seiner Mußestunden um sich sammelt, ehe er sie definitiv in die Weite schickt.

Eine solche Wandlung der Gesinnung dürfte hier nicht erwähnt werden, wenn sie ausschließlich mit der Person des Autors und mit den Einwirkungen des fortschreitenden Lebensalters zu thun hätte. Aber die Aenderung, um welche es sich

handelt, ist zum besseren Theile in der Entwicklungsgeschichte des sogenannten Alpinismus selbst begründet.

Alpinismus in seiner ursprünglichen Reinheit war Freude am Hochgebirge, erkämpft durch erfolgreiches Wandern in allen Theilen desselben. Er hat den schnellen Entwicklungsgang des Wunderkinde's durchgemacht; nun möchte man wünschen, daß er dem Phönix gleich vergehen und neu erstehen könnte. Vor 40 Jahren war die Zahl der wirklich erstiegenen, vereisten Hochalpengipfel und der Gletscherjoche so gering, daß man ihre Namen fast in einem Athem nennen konnte. Merkwürdigerweise gehörte der höchste Berg der Alpen, der Montblanc, und der schönste, die Jungfrau, zu dieser Zahl. Heutzutage giebt es — abgesehen von einzelnen, relativ unbedeutenden Felszähnen — keine hohe Alpenspitze, die nicht erstiegen wäre.

Also was den Generationen verfloßener Jahrhunderte und Jahrtausende nicht gelungen war, das sollte einer einzigen Generation des 19. Jahrhunderts gelingen; und wohlgemerkt! nicht etwa durch Anwendung neu erfundener technischer Hilfsmittel, sondern mittels uralter bekannter. Das muß befremden; denn um so vieles besser, oder fähiger, oder muthiger als unsere Altvorderen sind wir doch nicht; — höchstens unglücklicher. In der That liegt die Sache auch anders. Hätten die Alten nur wirklich versucht, so wäre ihnen bereits gelungen, was nun erst als eine Errungenschaft unserer Tage gelten darf. Aber sie versuchten nicht, weil ihnen jeder Anlaß fehlte: Wissenschaftliche Fragen drängten sie nicht, ihr Thatendurst konnte anderweitig befriedigt werden, der Welt Schmerz moderner Civilisation lag ihnen fern. War einmal der rechte Wille da, in das Hochgebirge einzubringen, so ergab sich der Rest von selbst. Aus einer Welt voll unbestimmter, und eben dadurch furchtbarer Schrecken wurde eine Welt erhabener Schönheit, die wohl zuweilen die Züge des Medusenhauptes annahm, aber doch dem

Herzhaften und Unverzagten mit ernster Milde die Hand reichte. Deshalb wuchs die Zahl der Alpinisten schnell; ihre mündlichen Erzählungen und gedruckten Berichte reizten zur Nachfolge. Eine Sturm- und Drangperiode entstand, Vereine organisirten sich, Druckschriften über Druckschriften erschienen, ein förmliches Wettlaufen entstand, ein Jeder wollte der Erste sein, und schließlich gelangte man zu einer Phase, jener der ersten Anfänge höchst unähnlich. Auch das Hochgebirge war zu einer Stätte des gepriesenen Realismus geworden. Man hatte Wichtiges zu thun, als sich mit ganzer Seele an dem Schönen zu erfreuen; solcher Freuden schämte man sich als einer veralteten Sentimentalität. Es machte sich die Anschauung breit, als böten die Alpen nur dadurch Interesse, daß sie ein Klettergerüst seien, der Schauplatz für Tollkühnheiten; wer den schwierigsten Weg am schnellsten zurücklegte, wer über diejenigen Momente am trockensten berichtete, wo er dem Halsbrechen am nächsten war, — der hatte das Richtige getroffen.

Es scheint eben ein allgemein giltiges Gesetz zu sein, daß jede Kunst ein Virtuosenenthum großzucht; auf der Violine spielen, wie sie da ist, — das kann ein Jeder; aber auf der g-Saite allein! da liegt die wahre Größe.

Zum Glück giebt es auch heut noch viele Leute, welche den Alpinismus im besten Sinne des Wortes pflegen; sie finden sich in Deutschland wie in England, in Italien wie in Frankreich. Aber sie drängen sich nicht in die Deffentlichkeit; man lernt sie durch persönliche Begegnung kennen und schätzen.

Die Entwicklung des Alpinismus, im Guten wie im Bösen, ist durch eine ad hoc geschaffene Literatur stark beeinflusst worden; aber auch umgekehrt nahmen Leute, welche sonst niemals eine Feder würden angerührt haben, aus ihren Alpenwanderungen den Anlaß, Berichte abzufassen und drucken zu lassen. So wurde eine beschreibend-subjective Schriftstellerei

großgezogen. Dieses Genre der Literatur erschien so lange berechtigt, als es neue Vorstellungen schuf, fehlerhafte berichtigte oder einen Beitrag zu unserer wissenschaftlichen Erkenntniß lieferte. Es hat seine guten Dienste gethan, aber jetzt dünkt es mich nahezu erschöpft. Gefährlich war es zu allen Zeiten dadurch, daß es Geschmacksverirrungen nahelegte: der Bericht-erstatte verlor sich nicht selten in gleichgiltige Details, die er niemandem glaubte vorenthalten zu dürfen, — so interessant erschienen sie ihm, und waren es auch in der That für ihn. Es geht aber mit diesen Dingen, wie es mit Zahnschmerzen geht: Wer sie hat und dann verliert, für den ist das Ereigniß von unvergleichlichem Interesse; andere dagegen pflegen nur dann theil daran zu nehmen, wenn sie mittelbar unter den Folgen haben leiden müssen. Nicht ohne Zagen denke ich daran, wie oft wohl die folgenden Capitel gegen die hier gepredigte Wahrheit verstoßen!

Aber selbst ein Alpinist, der die Gefahren subjectivistischer Schriftstellerei zu meiden weiß, würde kaum noch Befriedigung in der Weiterpflege eines literarischen Genres finden, welches heut bereits eine mühsame Existenz fristet.

Es ist wahr, daß der Anblick des Gebirges für den Beschauer von Punkt zu Punkt wechselt, d. h. ununterbrochen neue Eindrücke hervorbringt; ebenso, daß alle von Reisenden daselbst durchlebte Situationen untereinander verschieden sind. Aber die Schilderungen dieser Eindrücke und Vorgänge sind nicht in gleichem Maße verschieden, weil die Sprache sich nicht all' den feinen Nuancirungen anpaßt, welche der Außenwelt ihr bunt schillerndes Gewand geben. Im großen Ganzen werden noch so viele Beschreibungen in eine relativ kleine Zahl von Gruppen zusammengefaßt werden können, und wird das zu derselben Gruppe Gehörige in der Vorstellung des Lesers mehr oder weniger denselben Typus produciren. Ein

Vergleich mag diese Betrachtung unterstützen: Das Sonnenspectrum zeigt unendlich viele Farbennuancen: hat jemals ein Physiker versucht, sie zu beschreiben? Nein; denn für diese unendlich vielen Nuancen stehen uns kaum 20 Worte zu Gebote; im gewöhnlichen Leben hat man sich sogar auf die sieben Regenbogenfarben beschränkt. Was diese für das Spectrum sind, das ist für die beschreibende alpine Malerei jene relativ kleine Zahl von Gruppen, welche soeben charakterisirt wurde. Alle Arten von Felsgraten und Gesteinswänden, von Geröllböden, von Schuttkaminen, von Gletschern, Firnbassins, von Eisschneiden und Schneeüberhängen; alle Situationen, in welche der Mensch daselbst gerathen kann; alle Maßnahmen, die er zu treffen hat: sind im wesentlichen beschrieben worden. Wir kennen die Grundmelodie, zu welcher ganze Schaaren von Reisenden ihre Variationen geliefert haben. Das Ohr und der Sinn sind nun abgestumpft; man will nichts mehr hören, nicht einmal eine noch so geistreiche oder verwegene Variation.

Das literarische Genre also, welches die folgenden Aufsätze einst mit Wärme vertraten, hat seine Zeit gehabt. Ursprünglich eine Stütze des Alpinismus, ist es demselben späterhin nicht selten zum Schaden dadurch ausgeschlagen, daß es die Harmonie des Alpinismus zerstörte und einer einseitigen Akrobateneinrichtung Anerkennung verschaffte. Dadurch, daß es jeden Wettkampf begünstigte, hat es allerdings viel zur Entwicklung der „Kunst des Bergsteigens“ beigetragen. Diese Kunst ist zweifelsohne von hervorragender Bedeutung, nicht etwa für den Alpinismus allein, der ohne sie gar nicht denkbar wäre, sondern für jede Wissenschaft, die an Gebirge anknüpft; sie ist ein Rüstzeug für die alpine Kartographie geworden; sie hat die Untersuchungen über den Bau und die Eisbedeckung der Alpen fördern helfen; sie hat der Erforschung außereuropäischer Gebirge vielfach eine gesunde Grundlage gegeben.

Auch die hier zusammengestellten Aufsätze haben es fast ausschließlich mit der Kunst des Bergsteigens im Dienste des Alpinismus zu thun; sie sind geschrieben im Mannesalter, aber — bis auf die letzten — mit dem Feuer der Jugend und mit voller Hingebung an dieselbe; in der Jugend möchte der Autor den Sinn erwecken oder rege erhalten für Naturgenuß und seine Er kämpfung durch muthiges, geschicktes und ausdauerndes Vorgehen; in ihr möchte er seine Freuden neu erstehen sehen; denn für ihn selbst beginnen sie dahinzuwelken, und ihr Denkstein ist dies Buch. Das ist alles, was ich zu Gunsten desselben anführen kann.

Große Alpenbesteigungen sind ein gewaltiges Erziehungsmittel für das Individuum, ein Quell edlen Naturgenusses, ein Prüfstein für Können und Wollen, eine periodische Befreiung von den Fesseln des gewöhnlichen Daseins. Es giebt vielleicht keine zweite Bethätigung, welche in gleich harmonischer Weise unsere heterogenen Kräfte: des Intellects, des Willens, des physischen Organismus so anspannt, wie das Wandern im Hochgebirge. Mag der eine oder der andere dabei zu Grunde gehen — schließlich fordert eine jede Ausübung einmal ein Opfer: das Gesamtergebnis wird ein reicher Gewinn sein.

Der jugendliche Alpinist findet in diesem Buche viele Winke, die der Erfahrung entnommen sind; was unvollständig ist, das ergänze er durch seine eigene zukünftige Erfahrung. Er halte fest, daß seine Freuden nur so lange dauernd ungetrübt bleiben, als er sie unabhängig von dem Urtheil anderer sein läßt. Er wandere unbekümmert um Vorgänger und Nachfolger, mit wenigen zuverlässigen Begleitern, schweigsam und frohen Sinnes über Gletscher und Bergesgipfel, mögen diese Stellen noch nie oder schon hunderte von Malen betreten worden sein; er beobachte alles, vergleiche es mit seinen früheren Wahrnehmungen, vertiefe dadurch seine Anschauungen; er scheue — wenn es sein

muß — auch vor einer Waghalsigkeit nicht zurück, im allgemeinen sei er kühn in seinen Conceptionen, vorsichtig in der Ausführung. Je weniger er gewillt ist, anderen Rechenschaft von seinen Thaten abzulegen, desto strenger bestche er darauf sich selbst gegenüber: dem Anfänger gehen nach einer großen Besteigung die Eindrücke wie ein Mühlrad im Kopf herum; Ordnung in diese und in die Folge der Erlebnisse zu bringen, das will eben so wohl gelernt sein wie Kletterkünste und läßt sich auch lernen.

Noch einmal, ich wünschte, daß recht Viele ähnlicher Freunden im Hochgebirge theilhaftig würden, wie ich sie während mehrerer Jahrzehnte gekostet habe. Man denke an das Elend der Zeit, an die Sehnsucht, von der Unnatur der Verhältnisse nicht länger bedrückt zu sein. Man ziehe in das Herz des Hochgebirges; dort träume man einen wachen Traum von Weltvergessenheit, aus dem man gestärkt erwacht.





In den Eis- und Schneeregionen der Hochalpen.

(1877.)

Die Eis- und Schneeregionen der europäischen Alpen sind uns erst in den letzten Decennien allgemein erschlossen worden. Wegen der Schwierigkeiten, mit denen das Betreten dieser eigenartigen Welt verknüpft ist, hat nur ein sehr kleiner Theil der Alpenbesucher sich frei und ungehindert in ihr bewegen können. Aber das Interesse für das Hochgebirge und für Hochgebirgswanderungen ist nicht auf jene kleine Zahl beschränkt geblieben, sondern erstreckt sich bereits weithin. Daher erscheint der Versuch verlockend, die eigenen vieljährigen Erfahrungen, Erlebnisse und Anschauungen auf diesem Gebiete zusammenzufassen und mit einem größeren Kreise zu theilen.

Die Vorstellung des Schreckens, die wir seit den ältesten Zeiten mit den Hochalpen verbinden, ist völlig gerechtfertigt. Wer je allein, ohne Führer, ohne Gefährten, dieser ernsten, leblosen Schöpfung gegenüber gestanden hat, wird sich eher bedrückt als erhoben fühlen. In dieses Gebiet muß ich den Leser führen, fort aus den lieblichen Thälern, über grüne Matten hin, hinauf zu den starren Regionen des Eises, des Firnschnees und der in

abwehrender Hoheit aufragenden Felsenmassen; — wo das organische Leben fast ganz erstickt und nichts übrig bleibt, als das unheimlich stetige Wirken mechanischer Kräfte.

Der eigenthümliche Charakter der höchsten Zonen unserer Alpen ist vornehmlich dadurch bedingt, daß sie weit hineinragen in die sogenannte Region des „ewigen Schnees“. Da die Luft sich mit der Höhe verdünnt und durchlässiger wird für die vom Erdboden zurückgestrahlte Wärme, so erwärmt sie sich über hochgelegenen Flächenstücken weniger, als über tiefgelegenen. Denn die Temperatur der Luft wird durch directe Sonnenstrahlung nur unmerklich beeinflusst; die Wärmezufuhr ist vielmehr eine indirecte; sie geht vom Erdboden aus, dessen Wärmestrahlen zum Theil von der Luft verschluckt werden. Die mittlere Jahreswärme sinkt deshalb mit der Höhe, während die Feuchtigkeit der Luft sich mehr und mehr als Schnee, statt als Regen, niederschlägt; und man gelangt beim Aufsteigen an eine Linie, die sogenannte Schneegrenze, oberhalb deren mehr Schnee fällt, als weggethaut wird. Diesen Schnee bezeichnet ein uralter schöner Sprachgebrauch als „ewigen Schnee“.

Bedenkt man, daß sich die Schneegrenze für den Nordrand der Alpen bei etwa 2700 m hinzieht, daß aber die Kämme der Centralketten sich bis 4000 m, ihre Spitzen bis über 4600 m erheben, so erhält man ohne weiteres eine Vorstellung von den colossalen Schneemassen, die dem Hochgebirge aufgelagert sind. Aber die schroffen Bildungen der Felsunterlage lassen es nicht überall zu, daß der Schnee sich als gleichmäßige, glänzende Decke darüber ausbreite. Es giebt Hänge, an denen kein Schnee haftet, oder wo er so lose haftet, daß eine geringe Ursache ihn wegstäubt oder niederrieseln läßt oder in donnernden Lawinen zur Tiefe führt; dann bleibt meist nichts als eine dünne Decke, die sich unter der Einwirkung der Sonne und späteren Gefrierens in Eis verwandelt, und es entstehen für

den Wanderer jene steilen und glatten Passagen, die auch den Muthigen befangen machen. So bedingt die Mannigfaltigkeit in dem Aufbau des Gebirges auch eine Mannigfaltigkeit in der Schneebedeckung: Aus weiten Firnmulden steigt das Felsgebirge auf; seine dunklen Grate, seine steilen Abstürze durchbrechen den Schnee, der in weißen Flächen niedergeht und sich in den wässrig grauen oder bläulichen Eiszerklüftungen des Gletscheranfangs verliert; gegen den schwarzblauen Himmel setzen sich die Kammlinien der großen Ketten ab, bald rauh, zerrissen und nackt erscheinend, bald sanft geschwungen, erstrahrend im reinen Weiß, während zarte Schatten den Gang der Schneide in Relief setzen. In dumpferen Farbentönen erscheinen die Felsabhängen; in ihre massig abfallenden Flächen sind Nischen, Ramine und Schluchten eingegraben; dort sammelt sich Schnee und legt zur Höhe auf oder bildet sich um zu kurz verlaufenden, isolirt bleibenden Gletschern.

So spielt die Tektonik der zum Gebirge gewordenen Gesteinsmassen eine wichtige Rolle in dem großen Differenzierungsprozeß, welcher sich an den festen Niederschlägen der Atmosphäre vollzieht. Doch ist die Erkenntniß dieses Zusammenhanges daran gebunden, daß man bis in das Herz der Hochgebirgswelt dringt. Aus der Ferne gesehen, schimmert die Alpenkette homogen in fleckenlosem Weiß.

Die Schneemassen müßten sich nun in unaufhaltsamem Wachsthum oberhalb der Schneegrenze ansammeln, wenn nicht aus ihnen die Gletscher sich erzeugten: jene mächtigen Eisströme, welche den umgewandelten Hochgebirgsschnee aus den oberen Thalsofen weit unter die Schneegrenze hinabführen; sie enden da, wo sie im Kampf mit der zunehmenden Wärme unterliegen, oft inmitten kräftiger Vegetation. Wie die Verwandlung des Schnees in Eis vor sich geht, von welchen physikalischen Gesetzen es abhängt, daß die spröde Masse des

Gletschers sich in langsamem Flusse bewegt, das tritt aus dem Rahmen unserer Schilderung heraus. Es mag genügen, auf die classische Darstellung hinzuweisen, welche *Helmholtz* in seinen „populären wissenschaftlichen Vorträgen“ hiervon gegeben hat.

Die Geschwindigkeit des Eisstromes ist eine zu geringe, als daß sich das Auge unmittelbar von derselben Rechenschaft geben könnte. Aber da das Eis nicht dehnbar ist, so bilden sich überall, wo einzelne Theile schneller abwärts gleiten, als andere, Spalten und Klüfte. Hieraus erklärt sich die große Verschiedenheit, welche ein Gletscher in seinem Laufe darbietet. Derselbe Gletscher, der in seinen höher gelegenen Theilen zuweilen so ebene Flächen zeigt, daß er ein Tummelplatz für Kinder sein könnte, zerklüftet sich unterhalb und wandelt sich nicht selten in ein Wirrsal phantastischer Eisgestalten.

Bewegt man sich von der Mittellinie eines Gletschers aus auf das Thalufer zu, so pflegen die Risse zuzunehmen. Der Uebergang zu der Thalwand selbst wird häufig durch einen tiefen Schrund, der auf der einen Seite durch die Eiswand des Gletschers gebildet wird, auf der anderen durch die Felswand des Thales, höchst gefährvoll, wenn nicht unmöglich gemacht; und oft besteht eine der wesentlichen Schwierigkeiten des Hochalpenmarsches in der Verwirklichung eines solchen Ueberganges. Aber ehe man an den Rand des Gletschers überhaupt gelangt, hat man jene mächtigen Schuttwälle zu überschreiten, die unter dem Namen der „Moränen“ bekannt sind. Sie laufen den Ufern des Gletschers parallel und sind aufgebaut aus den Trümmerstücken, welche von den steilen Thalwänden auf den Firn und auf das Eis herabstürzen. Was über diese Seitenmoränen fort bis in die Mitte des Gletschers gelangt, wird an seinem Ende abgesetzt und bildet die Stirnmoräne. Die sogenannten Mittelmoränen laufen den Seiten-

moränen parallel und sind aus diesen durch den Zusammenfluß zweier Gletscher entstanden.

Im Hochsommer, namentlich nach langer, anhaltender Trockenheit, offenbart sich der Gletscher in seiner ganzen Schönheit, aber auch mit allen seinen Schrecken. Dann verdeckt keine trügerische Schneehülle die tiefen Spalten, und man kann den Blick hinabsenken zwischen bläulich schimmernde Eiszwände, die mit wachsender Tiefe ein immer tieferes Blau entgegenstrahlen. Wer nächtlicher Weile über den Gletscher zieht, findet seine Oberfläche hart gefroren, oft spiegelblank und dadurch für das Wandern beschwerlich; in weitem Umkreise herrscht Todtenstille, alle Bewegung scheint gebannt. Eine eisige Luft weht, wenn die Sonne sich erhebt und ihr gelbes Licht auf die bis dahin grauen Flächen wirft. Aber ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn man es in den ersten Nachmittagsstunden betrachtet. Dann hat die Sonne ihre Wirkung ausgeübt, die Oberfläche des Gletschers wird körnig, und es bilden sich Eiszinnen, in denen das Thauwasser hinfließt; sie breiten sich wie ein Netz weithin aus, vereinigen sich zu größeren Bächen, die dann in den Spalten verschwinden, oder in trichterförmigen Löchern, die man „mou-lins“ oder Mühlen nennt. Ueberall quillt und strömt es; man hört das Rauschen der Bächlein und das Toben der in die „Mühlen“ gestürzten Wasser, oft auch unterirdisches Murren, das geheimnißvoll an unser Ohr schlägt. Die kalte Beleuchtung des frühen Morgens hat aufgehört, die Landschaft hat volle, gesättigte Farben angenommen; die Felsenblöcke, die auf dem Gletscher zerstreut liegen, fühlen sich nicht mehr eisig an und laden zum Ausruhen ein. Nur zu gern überlassen wir uns dort unseren Träumereien, schauen hinauf zu den Bergen oder folgen in Gedanken dem behenden Lauf des Stromes, der dem Gletscher entquillt und sein belebendes Raß und den aufgewirbelten fruchtbaren Schlamm der zermalnten Gesteine den Thälern

und Tiefländern zuführt. Wie brennend die Sonne auch auf diesen ruhen mag, in gleichem Maße läßt sie die unverfiegbare Quelle des Gletschers fließen; — wahrlich eine Anordnung, so unmittelbar befriedigend für den menschlichen Geist, wie kaum eine andere in dem Haushalt der Natur.

Aber nicht immer zeigt sich der Gletscher in dem Glanze seiner Schönheit. Wenn Schneestürme über ihn hinwüthen, die blauen Spalten überbrücken, die Berge verhüllen und auch den erfahrenen Führer irre leiten, — dann denkt der Wanderer an nichts, als an seine Rettung aus den sichtbaren und unsichtbaren Gefahren, die ihn umgeben. Selbst das geübte Auge vermag schließlich nicht mehr zu unterscheiden, ob der Schnee auf festem Eise aufliegt, oder nur einen Schlund überbrückt. Manche dieser Schneebrücken ertragen das Gewicht eines Menschen und selbst viel größere Lasten; aber andere sind so locker gefügt, daß der Unglückliche, der sich ihnen anvertraut, hindurchbricht und — wenn er allein und nicht durch starke Seile mit den Gefährten verbunden ist — hinabsinkt, dem elenden Tode des Erfrierens und Verhungerns preisgegeben.

Wie groß und mannigfach nun auch die Schwierigkeiten sein mögen, welche die Gletscher auf ihrem langen Laufe dem aufwärts- und vorwärtstrebenden Wanderer entgegenstellen, so muß man doch in ihnen die natürlichen Wege sehen, die zu den Firnregionen und auf die Rämme des Gebirges hinaufführen. Denn eine Umgehung des Gletschers mit Hilfe der ihn einschließenden Felsrücken verbietet sich nicht selten — wenigstens im Oberlaufe des Gletschers — durch deren schroffe Gestalt; und wo die zu große Zerklüftung des Eises ein unüberwindliches Hinderniß, der Uebergang zur Thalwand also eine Nothwendigkeit wird, da pflegt der Reisende seinen Zweck nur durch kunstgerechte oder gewagte Kletterei zu erreichen.

Haben wir den Gletscher glücklich überwunden und statt des

Eises körnigen Firnschnee unter den Füßen, so werfen wir prüfend und erwartungsvoll einen Blick auf das vor uns liegende Gebiet. Wir befinden uns in einer höheren Stufe des Thals und stehen den längst aus weiter Ferne bewunderten Bergriesen gegenüber. Sie richten sich ernst und abwehrend aus weiten Schneemuken vor uns auf, unnahbare Majestät umgiebt sie. — Eine ermüdende und monotone Wanderung über die sanft geneigte Schneefläche bringt uns an ihren Fuß, und nun beginnt die entscheidende Arbeit. Die Schneehänge, welche zur Firnmulde abfallen, sind so steil, daß der Uneingeweihte es für ein thörichtes Beginnen hält, an ihnen hinaufklettern zu wollen. Man prüft die Beschaffenheit des Schnees; drückt sich der Fuß leicht in ihn ein, ohne zu tief einzusinken, so hat man mäßige Arbeit; es bedarf dann nur eines sicheren Trittes, eines unerschrockenen Gemüthes; ist aber die Oberfläche vereist, oder noch schlimmer: — liegt eine leichte Decke frisch gefallenen Schnees auf der spiegelglatten Unterlage, dann kann man sich nur mit Hilfe der Art, durch Einhauen von Stufen, den Weg bahnen. Die körperliche Anstrengung, das Bewußtsein der Gefahr, das Ausgeschlossensein aus der Welt der Menschen und alles Lebenden erhöhen die Empfänglichkeit der Seele für die Eindrücke der umgebenden, erhabenen Wildniß.

Schon kann der Blick hinwegschweifen über Rücken, zu denen er bis dahin auf sehen mußte, und stückweise entwickelt sich das Panorama. Aber noch bleibt viel zu thun übrig. Aus den steil aufgerichteten Schneefeldern, die glücklich nach mehrstündiger Anstrengung überstiegen sind, erheben sich die Felsenabstürze, mit denen die Hauptmasse der zu erklimmenden Spitze gegen die Firnregion abfällt. Jetzt beginnt wieder eine ganz andere Art von Thätigkeit. Der Fuß allein reicht nicht mehr hin, um einen Halt an der abschüssigen Wand zu gewähren; es bedarf auch der Hand, die nach den kleinen Vorsprüngen und Höckern

greift, damit das Gewicht des Körpers auf mehr Stützpunkte vertheilt werde. Hier ist viel weniger auf die Steilheit, als auf die Oberflächenbeschaffenheit des Felsens Rücksicht zu nehmen. Ist er zerklüftet und verwittert, weicht er dem Fuß und der Hand, so ist große Vorsicht geboten, und sorgsam muß man an jedem einzelnen Stein rütteln, um zu wissen, ob er auch halten wird. An solchen Wänden, namentlich wenn sie in früher Morgenstunde passiert werden, pflegt es eisig kalt zu sein, und die an dem Felsen heruntastenden Hände leiden alsdann durch heftigen Schmerz. Es ist bekannt, bis zu welchem Grade die Kälte jede kräftige Willensäußerung lähmt. Man stelle sich die Lage des Wanderers vor, der vor Frost zitternd, mit der Hand den kalten Fels fassend, auf schmalem Vorsprung stehend, tief unter sich den Abgrund sieht, und auf den plötzlich die Schrecken seiner Lage einstürmen! Seine Sinne verwirren sich, er weiß keinen Ausweg mehr, und wenn er dennoch gerettet wird, so verdankt er es der Aufopferung seiner Gefährten. Solche Fälle sind vorgekommen; aber auch solche, wo der Ausgang ein unglücklicher war, und wo menschliche Aufopferung und menschliche Verzagttheit ein gemeinsames Grab in der Tiefe fanden.

Endlich befindet man sich an dem Felsrand, greift in den darauf gelagerten Schnee und schwingt sich auf den Grat. Wie aus einem Kerker befreit, blickt man frei und weit um sich. Auf einer Schneide stehend, zur einen Seite die überwindene Felswand, zur anderen abschüssige Schneefelder, sieht man tief unten neue Gletscher liegen, rings um sich Schnee- und Felskuppen; der scharfe, schmale Grat erhebt sich in schön geschwungener Linie, auf der man den Weg zur höchsten Spitze vorgezeichnet hat. Mit Vorsicht, doch ohne Zaudern, schlägt man Stufen in das Eis, oder stampft solche mit dem Fuße in den Schnee; denn man geht ganz frei wie auf lustigem,

schmalen Steg, und hat weder Fels noch Schnee, die Hand einzuschlagen, wenn man fühlt, daß man zu gleiten beginnt. Noch einmal treten Felsen aus dem Grat hervor — es sind die Felsen der höchsten Spitze, auf die wir jetzt den Fuß setzen.

Ein wunderbares und erhebendes Gefühl der Befriedigung belohnt hier den Wanderer. Rein, wie die Lüfte, die er athmet, gestaltet sich sein Empfindungsleben. Jedes unlautere Gefühl der Vermessenheit scheint zu schwinden. Eine ungekannte Energie bemächtigt sich seiner, und aus dem Menschengewirre, das er tief unter sich gelassen, steigen keine Mißklänge mehr zu ihm herauf.

Nichts hemmt den Blick; aber unbegrenzt, wie die Rund-
sicht ist, so empfängt sie doch ihren Stempel von der nächsten Umgebung. Diese tritt nicht, wie beispielsweise beim Rigi oder beim Faulhorn, gegen die ferner gelegenen hohen Ketten zurück, sondern drängt mit der ganzen Gewalt ihrer schroff geformten Massen gegen uns an. Dazu kommt noch das Ungewohnte, daß wir diese wilden Hochthäler, diese in die Tiefe stürzenden Felsmauern, diese steilen Schneefelder, diese weithin gewundenen Gletscher von oben nach unten betrachten; statt, wie sonst, von unten nach oben. Wir könnten uns bedrückt fühlen durch die große Nähe all' der vielgestaltigen Massen; aber der beruhigende Blick in die weite, weite Ferne setzt uns wieder ins Gleichgewicht. Schimmernde Ketten erheben sich im Hintergrunde; inselförmig steigen sie auf aus einem Luftmeer, das von dunkleren Berglinien getragen wird; sie haben nichts Schreckhaftes mehr für uns, und indem wir den Blick auf ihnen ruhen lassen, erholen wir uns selbst. Das verworren scheinende Bild gestaltet sich zu immer größerer Klarheit; wir unterscheiden einzelne Ketten, einzelne Kuppen, einzelne Felszähne; wir vergleichen die große Verschiedenheit der Gebirgsformen, wir bewundern die Schönheit der Linien in der einen

Kette, die kühnen Umrisse in der anderen, kaum glauben wir an ihre große Erhebung, an die Weite ihrer Erstreckung; so harmonisch gegen einander abgestimmt sind die Verhältnisse.

Die höher steigende Sonne und der weite Marsch mahnen den Wanderer zur Rückkehr. Der Schnee ist weich und locker geworden; er strahlt das Licht so weiß und blendend zurück, wie er es empfangen hat. Man muß das Auge durch Blendgläser schützen, die austrocknende Haut durch Einreibung geschmeidig erhalten, Hinterhaupt und Nacken mit einem weißen Tuche bedecken, wenn man den schmerzhaften Einwirkungen dieser Rückstrahlung entgehen will. Ist das Abwärtssteigen mit einem geringeren Aufwand physischer Kraft verbunden, so erfordert es dafür in höherem Grade einen sicheren und muthigen Tritt. Manchen, der furchtlos eine Schneewand erklimmen hatte, befällt ein Gefühl der Bangigkeit, wenn er den Abstieg vor sich sieht; aber ein ängstliches Abwägen jeden Schrittes ist nun nicht mehr am Plage. Ist die steile Schneide überwunden, so lassen sich die Felsen, die in der Frühe eine so gefährliche Passage bildeten, zuweilen durch einen längeren Weg über den Schnee umgehen. Dann kann man, wenn das Glück günstig ist, oft mehr als tausend Fuß in überraschend kurzer Zeit zurücklegen. Indem man niedersitzt, die Beine nach vorn wegstreckt, den kurzen Stock des Gletscherbeils als Hemmschuh benutzt, fängt man an zu rutschen, anfänglich langsam, dann schneller und schneller. Ein Theil des Schnees setzt sich gleichfalls in Bewegung, und bald glaubt man, in einem pfeilschnell dahinschießenden Schneestrom zu schwimmen. Das Vergnügen, das man bei dieser Art der Fortbewegung empfindet, ist unbeschreiblich — vorausgesetzt, daß man seiner Sache sicher ist. Es kann aber geschehen, daß, indem man sich durch Anschlägen mit einem Fuß einen seitlichen Stoß versetzt, der Körper gedreht wird und, statt zu gleiten, zu rollen beginnt. Sofort ist man in eine Wolke aufgewirbelten

Schnees eingehüllt, und ohne Macht über die Bewegung wird man willenlos fortgeführt und steuert in erschreckender Geschwindigkeit der Tiefe zu. — So erging es mir im Jahre 1860 an den Abhängen des Großglockner.

Tiefer und tiefer abwärts steigend, betreten wir endlich den Gletscher von neuem, und der Birkel unserer Betrachtungen schließt sich da, wo das erste Grün der Matten uns lieblich entgegenleuchtet, wo der Senne seine Heerde treibt, wo die lebendige Schöpfung uns wieder in sich aufnimmt.

Rückblick auf das erste Jahrzehnt: 1859—1869.

(1885.)

Im Vorstehenden ist die Summe der Eindrücke zusammengefaßt worden, welche in die erste Periode meiner alpinen Existenz fallen. Sie gründen sich nur zum Theil auf die im Folgenden dargestellten Erlebnisse; es hätten ihrer noch manche andere erzählt werden können; zum Glück aber gingen zehn Jahre darüber hin, ehe ich überhaupt einen schriftstellerischen Versuch in solcher Richtung machte.

In jener Zeit, wo meine Alpenreisen begannen — es war im Jahre 1859 — da flöhten die hohen Berge, schon weil sie in der Mehrzahl unerstiegen waren, einen ganz andern Respect ein, als heutzutage. Ein jugendlicher deutscher Student, der von Gletscherrändern oder beliebten Aussichtspunkten aus die ersten Einblicke in das Herz des Hochgebirges that und der mit vermessener Sehnsucht zu den eisigen Höhen aufblickte, galt schon für einen wagehalsigen Träumer. Vergeblich sah ich mich nach Gefährten um. Die wenigen brauchbaren Führer

waren in den Händen von Engländern; letztere sprachen damals noch kein Deutsch, und ich noch kein Englisch, so daß von Verkehr und Ideenaustausch nicht die Rede war. Sehr schade, denn gerade die englischen Alpenpioniere aus jener Zeit waren feingebildete, wohlunterrichtete Leute; aber der fröhliche deutsche Student sah immer nur ihre carrirten Anzüge und ihre runden Börsen. Ein Jeder ging seine eigenen Wege, und die meinigen waren anfänglich recht bescheidene, wenn sie mir auch nicht immer so erschienen. Zur Charakteristik, wie wenig noch im Jahre 1859 selbst von mittelhohen Bergen bei dem Reise-publicum bekannt war, mag dienen, daß an einem schönen Morgen sämmtliche Gäste eines Hotels am Genfersee, im Anblick der Dent du Midi, darüber stritten, ob dieser Berg bereits erstiegen oder überhaupt ersteigbar sei. Auch ich wußte nichts darüber, aber als einer der Gäste eine Wette anbot, hielt ich dieselbe und versprach hinaufzugehen. Das geschah denn auch. Ich gewann meine Wette, gewann aber noch viel mehr: einen leidenschaftlichen Drang, mehr und größeres zu thun. Und so besiegelte die Dent du Midi, ein Berg etwa von der Höhe des Piz Languard, meine alpine Carriere.

Es folgten nun zunächst Reisen in den deutsch-österreichischen Alpen, dann wieder in der Schweiz. Im Jahre 1860 war ich nach sieben wöchentlichem Wandern im Anfang October nach Heiligenblut gelangt und machte von da aus eine Erstbesteigung des Großglockner, damals ein großes und selten ausgeführtes Unternehmen. Als ich denselben Berg 24 Jahre später betrat, fand ich seinen Gipfel in Eisendraht eingesponnen und mit Klammern gespickt. Unser famoses Jahrhundert sorgt eben für Alles! 1861 erstieg ich den Tödi, der nur 2 oder 3 Mal zuvor von Schweizern betreten war. Von diesen und ähnlichen Unternehmungen wurde ich sehr stark impressionirt, und noch Tage lang darnach war mir zu Muth, als hätte ich einer

Märchenwelt Besuch abgestattet. Namentlich die Firnzerklüftungen und Spalten des Bifertengletschers am Tödi wollten gar nicht aus meiner Vorstellung weichen. Aber jede neue Tour lehrte mich Neues; Bücher las ich nicht; mir galt nur das, was ich durch eigene Anschauung und eigene Erfahrung erwarb. Dagegen ließ ich mich gern von den erprobten Führern belehren; für diese hatte ich damals eine uneingeschränkte Bewunderung. Nie tauschte ich mit meinesgleichen Ansichten aus, noch weniger ließ ich mich zu Expeditionen mit gleichberechtigten Gefährten bewegen.

Nachdem ich so im Laufe von sechs Jahren fünf Alpenreisen gemacht hatte, war ich wohlerfahren, und besaß den Eigensinn wie das Selbstvertrauen des Autodidakten. Schwere Unfälle hatte ich nicht erlebt, unwandelbar hatte das Glück mich begleitet; ich war 25 Jahre alt, und so verslochten sich Jugend und Kraft zu dem schönen Wahn, daß alle Schwierigkeiten zu überwinden seien.

Als daher im Juli 1865 die Kunde erscholl, daß das Matterhorn zum ersten Mal von vier Engländern und drei Führern erstiegen sei, und daß von diesen sieben Männern vier zerschmettert am Fuße des Felsriesen lagen, zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß mir gelingen würde, glücklich durchzuführen, was Andere mit einer Katastrophe bezahlt hatten. Noch in demselben Jahre eilte ich an Ort und Stelle, nachdem ich mich zuvor in Pontresina zu meinem Vorhaben trainirt hatte.

Das Matterhorn gehört bekanntlich zu den Walliser Alpen, von denen man sagen darf, daß sie mächtiger entwickelt sind, als irgend ein anderer Theil der Schweizer Alpen. Tausende pilgern jährlich vom Rhonethal aus südlich nach dem kleinen Alpendorfe Zermatt (1620 m) und begeben sich von da aus auf den Riffelberg und den Gorner-Grat (3136 m). Dort

halten sie Umschau auf einen Kranz schneegekrönter Häupter. Dem Monte Rosa (4638 m) steht man gerade gegenüber, — aber wie prachtvoll er auch erscheinen mag, und wie schön sich alle übrigen Berge neben ihm ausnehmen: stets wendet sich der Blick wieder dem Matterhorn zu, das wie ein großes steinernes Räthsel aus weiten Gletscherbecken isolirt zum Himmel aufragt. So kühn, wie dieser 4482 m hohe Felsen Zahn, erhebt sich kein zweiter in der ganzen Alpenwelt, und drohend und abschreckend erscheint er dem, der vorhat, ihn zu ersteigen. Den Engländern, vor allem dem kühnen und erfolgreichen Mr. Whymper, gebührt der Ruhm, sieben Jahre lang an dieser Aufgabe sich versucht und sie endlich gelöst zu haben; aber freilich, mit welchen Opfern! Fast gleichzeitig mit den Engländern gelang es italienischen Führern, unter J. A. Carrel's Leitung, von der Südseite aus, die Spitze zu erreichen; die Italiener waren schon auf ihrer mehrtägigen Besteigung begriffen, als sie die Flagge der Engländer unverhofft über sich wehen sahen, und während auf der einen Seite des Berges vier Männer mühsam kletternd sich erhoben, stürzten eben so viele auf der anderen in jähem Fall dem Tode in die Arme. Die italienische Besteigung blieb sachlich unbeeinflusst von der andern; sie wurde begonnen, ehe ein menschlicher Fuß den Gipfel betreten hatte, und so besteht für das Matterhorn das Paradox, das es zweimal zum ersten Mal bestiegen worden ist.

In Zermatt angelangt, ließ ich sofort den alten Führer Peter Taugwalder kommen, der mit seinem ältesten Sohne und mit Edward Whymper aus der Matterhorn-Katastrophe lebend hervorgegangen war. Dieser Mann hatte auf der Spitze gestanden, er mußte den einzigen möglichen Weg durch die sich aufthürmenden Felsenlabyrinth kennen, ein hoher Gewinn stand ihm in Aussicht, und dennoch — als ich ihm mein Vorhaben mittheilte, erschrak er heftig, suchte mir abzurathen und zeigte

mir die Wundmale, welche das Seil vor dem Zerreißen auf dem umschlungenen Handgelenk zurückgelassen hatte; er bat endlich flehentlich, ich möchte unterlassen, was nicht gut enden könne.

Der alte Taugwalder war ein viel erprobter Führer, und wenn er abrieth, so hatte er guten Grund. Ich war aber nicht zu dem Zwecke gekommen, mir abrathen zu lassen, und gebrauchte die stets bewährte Drohung, daß ich mir Führer aus Bern oder Chamonix holen würde, um mein Vorhaben durchzusetzen. So verabredeten wir denn in größter Heimlichkeit, von der italienischen Seite aus den Versuch der Erstigung zu machen, weil der frische Schnee auf der Nordseite keine Chancen bot, und weil Taugwalder die Stätte des Unglücks auch ohne frischen Schnee vermieden hätte. Ueber die Südseite wußten freilich nur die Italiener Bescheid; mein Schweizer Führer war auf seine allgemeine Gebirgskennntniß angewiesen. Wir zogen über den Gletscher-Paß des Theodul; der jüngere Sohn des alten Taugwalder, der als zweiter Führer dienen sollte, stieß erst auf dem Wege zu uns, damit alles Aufsehen vermieden würde. Im kleinen Hotel bei le Breuil (2114 m) wurden die nöthigen Provisionen beschafft und ein Mann gemiethet, der die Decken bis zum ersten Nachtlager tragen sollte. Denn wir hofften in $\frac{2}{3}$ Höhe der Pyramide in den Felsen zu nächtigen.

Am 18. September 1865 um 1 Uhr Nachts rückten wir aus; um 8 Uhr Morgens überschritten wir die Schneide zweier Firnfelder, die ein in große Tiefen abfallendes Kirchdach vorstellen (Col du Lion), und betraten damit die eigentliche Pyramide des Matterhorns. Die Kletterei wurde wild und gefährlich: kein Schnee, kein Eis, nur Fels; bereits um 9 Uhr waren die Kräfte des italienischen Trägers vor Furcht dermaßen erlahmt, daß wir ihn auf einer Felsenplatte zurücklassen mußten, wo er in Gesellschaft eines Laibes Brod verblieb. Wir theilten

nun die Lasten unter uns drei und kletterten weiter. So ging es bis gegen 3 Uhr Nachmittags, wo wir etwa 500 m unter der Spitze sein mochten; aber die glatten Wände, die sich nun vor uns aufrichteten, spotteten jedes weiteren Vordringens. Alle Versuche scheiterten; wir mußten umkehren und erreichten unseren Ausgangspunkt um 11 Uhr Abends, nach 22 Stunden ununterbrochener Anstrengung. Ich hatte nur den einen Trost, daß die Stelle, an der wir umkehrten, kurz nachdem wir sie verlassen, von einer donnernden Steinlawine getroffen wurde, und daß der Mißerfolg uns alle vor einem sicheren Tode bewahrt hatte. Aus diesem Grunde wollten auch die italienischen Führer, mit denen ich die Besteigung sogleich wieder aufnehmen wünschte, in der vorgerückten Jahreszeit nichts mehr unternehmen und vertrösteten mich auf das nächste Jahr. Aber der Krieg des Jahres 1866 und spätere Reisen brachten mich erst im Jahre 1868 wieder an den Fuß des Matterhorns.

Nun versuchte ich es auf der Nordseite und stand am frühen Morgen des 10. August auf der Spitze. Wer dort oben steht, glaubt sich von der Erde losgelöst; der Boden scheint seinen Füßen entzogen; jäh fällt es ab um ihn her, und erst viele tausend Fuß tiefer wird der Blick durch schimmernde Gletscherbecken aufgehalten. Von unten her grüßt das stille Dorf Zermatt, und wendet man den Blick, so sieht man hier die italienischen Berge und dort den Montblanc in voller Majestät, und wiederum dort die in ihrer Schönheit unerreichte Kette der Berner Alpen. Ueber dem Monte Rosa lagerte eine Wolke, und im glänzendsten Weiß erschien die Cima di Tazzi, erschienen die Firnsfelder, aus denen sie hervortritt.

Von Zermatt aus hatten wir die nach Osten sehende Felswand der Matterhorn-Pyramide erklimmen und daselbst in einer Höhe von etwa 3800 m die Nacht verbracht; wir suchten alsdann den Grat zu erreichen, in welchem die Ostwand und die

Nordwand sich begegnen, und betraten letztere an der Stelle, wo die Felsen einen Ueberhang haben. Hier nun begann die eigentliche Gefahr. Die Felswände waren glatt, mit einer dünnen Eiskruste überzogen; an kleinen Vorsprüngen für Hand und Fuß fehlte es, kaum kletterten wir anders als mit aufgelegten Knien, den ganzen Körper hart gegen den Fels gelehnt; dabei war es erschrecklich kalt. Wer hier anfängt zu gleiten, ist gnadenlos verloren, und Alle mit ihm, die durch ein Seil aneinander gebunden sind; und darin eben liegt eine nicht immer zu beschwörende Gefahr. Ist diese Passage überwunden, (jetzt sind daselbst Seile befestigt) so kommt man an zwei steil aufgerichtete Schneefelder, die bis zur Spitze führen. Auf diesen Schneefeldern that der unglückliche Mr. Hadow im Jahre 1865 einen Fehltritt, stürzte, fing an zu gleiten und zog seine sechs an demselben Seil befindlichen Gefährten mit sich fort; das Seil zerriß vor dem alten Taugwalder, und dadurch wurde drei Menschen das Leben gerettet. Das Abwärtsklettern ging für uns ohne Unfall von statten, forderte aber das Zusammennehmen aller Kräfte. Bereits um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Bermatt.

Unter der angenehmen Nachwirkung dieser Expedition plante ich noch einige andere Unternehmungen und fand den alten Taugwalder bereit, unter Ausschluß anderer Begleitung, mein Führer zu sein. Diese Bereitwilligkeit des Mannes, der seit der Matterhorn-Katastrophe hart angefochten blieb, spricht sehr zu seinen Gunsten; denn es handelte sich hier nicht um eine gewöhnliche Hochalpentour, wie etwa der Monte Rosa bietet, sondern um einen zu jener Zeit sehr verrufenen Gletscherpaß: das Alte Weißthor. Taugwalder setzte sich für den Fall eines Mißlingens oder Unglücks weit härteren Vorwürfen aus, als wenn noch andere Führer uns begleitet hätten; und an Leib und Leben wagte er weit mehr, da sein Geschick nur

ausschließlich an mein Verhalten geknüpft war. — Für den erfahrenen Bergsteiger liegt aber ein ganz eigener Reiz darin, nur einen Führer zu haben. Man stellt sich dann ganz auf die gleiche Stufe mit ihm, betrachtet ihn als Gefährten, dem man ebensoviel Hilfe schuldig ist, als man von ihm erwartet; man greift selbst energisch in den Verlauf des Unternehmens ein, beräth und prüft mit dem erfahrenen Fremde, der in Fällen des Zweifels und der Gefahr die Stimme des erprobten Fremdlings gern hört.

Der Grund, daß die Walliser Alpen sich von dem Gorner Grat bei Zermatt aus wie ein Kranz darstellen, liegt darin, daß die Hauptkette etwa westöstlich läuft und zwei ebenso mächtige Ketten gegen Norden aussendet, zwischen denen Zermatt eingebettet liegt. Aus dem Hauptstock erheben sich die Dent d'Hérens, das Matterhorn, das Breithorn, die Zwillinge, der Dykkamm, der Monte Rosa und die Cima di Jazzi; die westliche Seitenkette trägt die Dent Blanche, das Rothhorn und das Weißhorn; die östliche das Rimpfischhorn, Allalin, Alphubel und die Mischabelhörner, d. h. Täschhorn und Dom. — Die genannten 16 Spitzen, aufeinander gethürmt, würden die Höhe von fast 69,000 Metern erreichen; ihre Durchschnittserhebung ist 4300 Meter. Diese Zahlen werden am besten für die Großartigkeit der Verhältnisse bei Zermatt sprechen.

Am Monte Rosa biegt die von Westen her verfolgte Hauptkette scharf nach links und läuft eine deutsche Meile weit nach Nordnordost. Die innere Biegung wird von weiten Firngebieten eingenommen, welche durch den Gornergletscher gegen Zermatt abfließen. Die ausspringende Ecke dagegen sendet einen verzweigten Gebirgskamm nach Ostsüdost, und so entsteht auch hier eine gegen Nord geöffnete Mulde, das Bett des Macugnagagletschers; er fließt der Hauptkette parallel, deren Osthang mehrere kleine, steile Gletscher zu ihm absendet. Am

Ausfluß des großen Gletschers liegt das italienische Dorf Macugnaga (1560 m); durch die bereits beschriebene Configuration und durch eine zweite Biegung der Hauptkette nach rechts stellt sich seine Umgebung als ein großer, vom Monte Rosa gekrönter Gebirgscircus dar. Zu diesem führt von Zermatt aus, hart an der Kuppe der Cima di Tazzi her, der genannte Paß des Alten Weißthor, den selbst nur wenige der großen Führer kennen. Das Thor liegt 3576 Meter hoch, auf der Hauptkette, etwa 4 km nordnordöstlich von dem Monte Rosagipfel; und nichts ist leichter und langweiliger, als es vom Riffelhause aus über den Gorner Gletscher zu erreichen. Erst beim Abstieg nach Italien erkennt man, um was es sich handelt: das Gebirge stürzt in schneelosen Hängen nach unten; wie eine Mauer erhebt sich der Monte Rosa aus der Tiefe.

Unsicheres Wetter hatte den frühen Ausbruch vom Riffelhause oberhalb Zermatt verhindert, und erst um 12 Uhr Mittags standen wir nach einer unbequemen Wanderung durch den erweichten Schnee auf der Paßhöhe. Dennoch hofften wir noch in derselben Nacht Macugnaga zu erreichen und hatten deshalb unsere Provisionen nur auf einen Tag bemessen. Das Hinabklettern begann, während leichte Nebel gegen uns heraufzogen und den freien Ausblick hinderten. Wir hatten das Gepäck gleichmäßig vertheilt und theilten uns auch sonst ehrlich in die Arbeit, die das Klettern und das Ausprobiren passirbarer Pfade erforderte. Oft mußten wir uns am Seil hینterlassen, das doppelt um den Fels gelegt und nach dem Gebrauch mit einem geschickten Ruck von unten her wieder losgeschnellt wurde. Das trübe Wetter erschwerte die Orientirung. Wir befanden uns an der linken Wand des Felsenthals, und unsere Aufgabe war, den tief unter uns eingebetteten Gletscher zu erreichen. Wir probirten hier, wir probirten dort — immer vergeblich; wir hatten bereits sieben Stunden in

den Felsen geklettert; es fing an zu dunkeln. Unsere Lage wurde mißlich. Aus der glatten Wand trat eine schmale Felsleiste hervor, längs deren ein Uebergang zum Gletscher möglich schien. Ein kleiner Wasserfall schlug gerade auf sie nieder. Ich ging voran und mußte langsam, auf allen Vieren kriechend, den Wasserfall über mich ergehen lassen. Der alte Taugwalder folgte. Am Ende angelangt, wollte ich uns durch einen kühnen Sprung aus der Ungewißheit unserer Lage befreien, aber der erfahrenere Führer ließ es nicht zu. Wir kehrten um, und zum zweiten Mal ergoß der Wasserfall seine Fluthen über unsere Kleider und Leiber. Soeben noch erhitzt durch Aufregung und Anstrengung, jetzt bis auf die Haut durchnäßt, fühlte ich mich bald von einer Art Schüttelfrost gepackt. Unsere Vorräthe waren verzehrt, die Nacht hereingebrochen, wir selbst hoffnungslos verirrt, ohne Nahrung, ohne Lager, ohne ein schützendes Dach und ein wärmendes Feuer. Wir verbrachten die Nacht auf einer Felsplatte und sahen den Gletscher gerade unter uns. Unser Schicksal war in der That beklagenswerth. Als der Morgen graute, waren wir dem Erstarren nahe; aber nun führte uns die Verzweiflung. Wir kletterten den Abgrund zum Gletscher hinab, und nach einem Marsche von sieben Stunden erreichten wir Macugnaga mit dem Glockenschlage 12 des 15. August. — Vierundzwanzig Stunden waren gerade verflossen, seit wir die Höhe des Alten Weißthor verlassen hatten.

Es ist wunderbar genug, daß diese furchtbare Nacht ohne alle Folgen an mir vorüberging; bereits am nächsten Tage begab ich mich über den Monte Moro in das Saas-Thal und kehrte von dort über Zermatt und den Col d'Hérens ins Rhonethal zurück.

Meine Wanderungen in den Berner Alpen übergehe ich, weil sie nichts Besonderes bieten; höchstens könnte die Er-

steigung des Schreckhorns (4080 m) von Interesse sein. Vielmehr führe ich den Leser von neuem an die Grenze der Schweiz und Italiens, in die Centralkette der Bernina-Alpen und ihre wenig gekannte südwestliche Verlängerung.

Von dem Gebirgsknoten der Maloja aus senken sich nach entgegengesetzter Richtung zwei Thäler ab; das eine ist das Oberengadin mit dem Innstrom, das andere das Bergellthal, dessen Wasser dem Comersee zufließen.

Aus diesen Thälern steigen im Süden die eben erwähnten Berge auf; sie werden durch den Morettopafß in zwei Gruppen zerlegt, in die eigentliche Bernina-Gruppe und in die des Monte della Disgrazia; und in allgemeiner Fassung darf man sagen, daß sie sich von der Nordspitze des Comersees bis nach Bormio, zu dem Ursprung der Adda, erstrecken.

Das Engadin hat seine vielbestrittenen Reize. Der kalte, jungfräuliche Hauch, der über diesem Thal und seinen Bergen lagert, zieht an und stößt ab. Ich habe mich oft aus der Ferne in jenes stille Thal zurückgesehnt, mit seinen saftgrünen Matten, seinen Zirbelliefen, seinen Seen, seinen weißen Steinhäusern, seinen lebenswürdigen Bewohnern.

Die höchsten Gipfel der Bernina-Gruppe sind der Piz Bernina mit dem Pizzo bianco, der Zupò, der Monte Scerscen, der Roség, der Palü und die Crasta güzza. Ich habe sie sämmtlich erstiegen; ihre Durchschnittshöhe ist 3950 m. Die Hauptgletscher der Schweizer Seite sind die des Morteratsch und Roség, auf der italienischen Seite die von Scerscen, Tellaria und Palü. Am imposantesten ist der obere Theil des Roséggletschers, der Tschirvafirn, der bis an den Centralstock zwischen Piz Bernina und Roség reicht und von mächtigen Seitenketten begrenzt wird.

Im Jahre 1865 betrat ich das seenreiche Hochthal des Inn zum ersten Male; damals war es wirklich noch das trau-

liche stille Engadin, an dessen Eigenart die wenigen fremden Besucher selbst während der Sommermonate nichts zu ändern vermocht hatten. Für die Erforschung des Gebirges war hier noch viel zu thun; aber vorläufig verzichtete ich darauf; mir steckte das Matterhorn im Kopf, und den Engadiner Aufenthalt wollte ich nur zum Trainiren benutzen; das that ich auch und begann die alpine Thätigkeit des Jahres damit, daß ich am Vormittag von Pontresina (1820 m) auf den Piz Languard (3266 m) stieg, heruntereilte, Provisionen herrichten ließ, Nachmittags zur Bovalhütte stieg und in der Nacht die Besteigung des Piz Zupò (3999 m) begann. Damals schlug man noch die Stufen mit einem Küchenbeil.

Erst im Jahre 1869 begann ich eine mehr systematische Durchforschung des Berninagebiets; sie wurde bis zum Jahre 1885 fortgeführt, ist aber mehrfach unterbrochen worden, durch Krieg sowohl, wie durch Reisen in Afrika und Südamerika. Aber so groß war die Vorliebe für diesen Theil der Alpen, daß ich, trotz einer fieberzerrütteten Gesundheit und gerade einen Monat nach der Landung, die recht heikle Besteigung der Grafsa güzza (3872 m) mit einem einzigen Führer machte. Auf dem eigentlichen Felszahn ging auch alles ganz gut, aber für den weichen Schnee waren doch zu viel Kräfte auf afrikanischem Boden zurückgeblieben!

Für meine Unternehmungen im Engadin ist es von entscheidender Wichtigkeit gewesen, daß ich den Führer Hans Graß, — damals war er ein ganz unbekannter Mann — kennen lernte. Der Leser wird in der Folge seinem Namen häufig begegnen. Unsere erste Campagne begannen wir im Jahre 1869, indem wir nur Unternehmungen ausführten, deren Grund und Boden uns Beiden unbekannt war. Was wir damals erlebten, erschien mir zu jener Zeit so interessant, daß ich zum ersten Mal eine Schilderung versuchte. Indem ich damit fortfuhr, entstand die

Reihe der Aufsätze, welche im Folgenden zusammengestellt ist. Alle sind unter dem frischen Eindruck der That geschrieben, weshalb sie denn auch Colorit haben; ihnen nachträglich noch schwindstüchtige Bescheidenheit anzufränkeln, würde Felonie an einer schönen Vergangenheit sein. Nur die Notizen über die neuen Unternehmungen am Dom (1882), an der Berninascharte (1884) und am Piz Morteratsch (1885) sind im December 1885 geschrieben worden und stellen im wesentlichen nichts anderes vor, als eine Abschrift aus den an Ort und Stelle geführten Tagebüchern.





Ein Gletscher-Abenteurer.

(1869.)

Seit Wochen hatte ich in Pontresina verweilt und von dort aus in rascher Folge eine Reihe großer Excursionen in das Hochgebirge der näheren und weiteren Umgebung ausgeführt. Die beiden Besteigungen des Monte della Disgrazia und des Piz Rosg waren, Dank der Mithilfe meines Führers Hans Graß, glücklich und vollständig gelungen; sie hatten zwischen uns ein Vertrauen aufspringen lassen, das den Zweifel ausschloß; sie ließen uns auf zukünftige Unternehmungen mit einer Zuversicht blicken, vor welcher Anstrengung als ein Spiel, Gefahr als ein Reiz erschien.

In der Besteigung des Piz Bernina (4052 m), des höchsten Berges der Berninagruppe, konnten wir daher um so weniger etwas Außergewöhnliches sehen, als dieser Berg gar nicht selten von Touristen erstiegen wird. Am Nachmittage des 4. September 1869 machten wir uns, von Pontresina (1820 m) aus, auf den Weg zum Piz Bernina; die nöthigen Provisionen waren auf unsere beiden Tornister vertheilt, und mit dem Seile und den Gletscherbeilen versehen, zogen wir um 3 Uhr 20 Min. in

durchaus unbefangener, von jeder schweren Ahnung freien Stimmung aus: zunächst zu der sogenannten Boval-Hütte, (2459 m), welche auf der linken, zum Morteratsch-Gletscher gehörenden Thalwand gelegen ist; um 6 Uhr 31 Min. standen wir an der Thür der Hütte. Dieselbe ist von den Pontresiner Führern eigens zu dem Zwecke, die Bernina- und Zupò-Besteigungen zu erleichtern, erbaut worden und hatte seit meinem letzten, gerade vier Jahre früher fallenden Aufenthalt daselbst, durch die Beschaffung von etwas Kochgeschirr, einigen Löffeln und eines mächtigen, in halber Höhe der Hütte errichteten Heulagers sehr gewonnen; mir steckten von der Disgrazia-Expedition her die Reize italienischer Sennhütten noch zu lebhaft in Kopf und Nase, als daß ich mich gegen den Comfort der Boval-Hütte hätte verschließen können. Unsere Installation war bald beendet.

Der Hergang in solchen Alpenquartieren ist fast stets derselbe: man zündet aus dem gesammelten Holze ein Feuer an, das die ganze oder richtiger die halbe Nacht über brennen bleibt, und kocht Kaffee oder Chokolade; ich ziehe, um nicht auch die letzte Möglichkeit eines kurzen Schlummers muthwillig zu verschonen, das letztere Getränk vor, und deshalb saßen denn Hans Graß und ich sehr bald nach unserer Ankunft jeder ruhig auf einem Bänkchen, versunken in die friedliche Beschäftigung, Chokoladetafeln mit unseren Messern klein zu schaben. Mittlerweile kochte das Wasser, und sehr bald konnten wir uns des heißen Getränks und der übrigen mitgenommenen Lebensmittel erfreuen; ein Glas Wein bildete den Schluß der Mahlzeit. Dem nun von Rechts wegen folgenden, fast zur Gewohnheit gewordenen Kampfe mit einer der in Pontresina erstandenen Bevegé-Cigarren ging ich glücklich durch den Besitz einer, aus dem Bade St. Moriz stammenden Londrès aus dem Wege. Die einzige Unruhe, die ich empfand, als wir zwischen 8 und 9 Uhr

unser Lager aufsuchten, war durch das sehr zweifelhaft gewordene Wetter hervorgerufen; dem Führer ging's ebenso; aber, als ob eine heimliche Verabredung stattgefunden hätte: Keiner sprach zu dem Anderen davon, und Jeder schien sich einzubilden, daß schlechtes Wetter sich todt schweigen lasse. Weshalb auch von Widerwärtigkeiten sprechen, an denen Reden nichts ändern kann?

Da gerade Neumond war, der Himmel in der Nacht um 1 Uhr ganz bezogen erschien, und wir nicht einmal eine Laterne zu unserer Verfügung hatten, so erfolgte der Aufbruch von der Boval-Hütte am folgenden Morgen verhältnißmäßig spät: um 2 Uhr 45 Min. Nur wenige Sterne leuchteten, und bei diesem matten Lichte mußten wir über eine Stunde auf der Seitenmoräne des Morteratsch-Gletschers gehen; wer die Alpen kennt, der weiß, wie unerquicklich solche Passagen sind.

Als wir den Gletscher selbst betraten, ließen sich die ersten Spuren der Dämmerung wahrnehmen; der Himmel wurde klarer und klarer, und unsere Befürchtungen wegen des Wetters verschwanden noch schneller, als sich die Wolken in dem blauen Aether auflösten. Wir stiegen gemächlich auf; denn in diesem mittleren Theile ist der Gletscher wenig geneigt und spaltenfrei; erst bei 2700 m., am eigentlichen Fuße des Piz Bernina, änderte sich der Fallwinkel und das Gefüge der Eismassen. Der eigentliche Berninakamm verläuft von Nord nach Süd; das Südende trägt den Gipfel, und von diesem senkt sich ein Grat steil nach Osten ab; zwischen letzterem und dem Hauptkamm ist eine, nach Nordost abfallende Firnmulde eingebettet; sie mündet in den Morteratschgletscher, ist aber oberhalb der Mündung durch eine Felsmasse von dem Hauptgletscher getrennt. Am Fuße dieser Felsmasse standen wir gegen 5 Uhr Morgens; von hier aus beträgt die Augenentfernung zu dem südwestlich gelegenen Gipfel des Bernina nur wenig mehr als

2 Kilometer; dagegen ist die Durchschnittsneigung, d. h. der Fallwinkel der Visirlinie, sehr beträchtlich, nämlich $40^{\circ} 12'$. So schroff und so deutlich wie hier setzt sich die Basis des eigentlichen Bernina an keiner andern Stelle gegen das Firnmeer ab; die fast 1000 Schritt lange Felsmauer steigt 200 bis 250 Meter auf, scheinbar senkrecht, fast schneelos; zu ihren Füßen liegt der obere Morteratschgletscher. Die Führer nennen diesen Theil den Gletscherfall oder das Labyrinth. Der Gletscher stürzt hier in einer Neigung von ca. 30° ab und bietet das Analogon eines Wasserfalls, der aus einem ruhigen See gespeist wird und selbst wieder einen sanft fließenden Strom erzeugt. Das Labyrinth ist außergewöhnlich zerklüftet und trägt auf seiner Oberfläche ein wildes Chaos märchenhafter Figuren, die als Pyramiden, als Wände, als Säulen in wunderlich ausgezackten Unrissen erscheinen. Durch dieses Wirrsal spröder Eisgebilde hatten wir uns durchzuarbeiten. Wir thaten es, nicht ahnend, welches Schicksal uns zehn Stunden später daselbst erwartete; im Gegentheil, die Freude über den in voller Reinheit aufsteigenden herrlichen Tag hatte dem guten Glauben an unser Glück neue Nahrung gegeben, und ohne langes Besinnen entschlossen wir uns, die Spitze des Bernina, die hoch zu unserer Rechten aufragte, auf so directem Wege wie möglich zu gewinnen. Freilich riskirten wir, bei diesem, unseres Wissens noch nicht gewagten Versuche, stecken zu bleiben und viele Mühe, wohl auch Gefahren umsonst auszustehen; aber der Reiz des Unbekannten trieb uns dennoch vorwärts.

Wir wandten uns daher wenige Minuten vor 6 Uhr, in der Höhe von 3100 m, nach rechts, kamen glücklich durch den oberen Theil des Gletscherfalls und betraten darauf die mehr oder minder steilen Firnfelder, welche vom Piz Bernina nach Nordost abfallen; hier nimmt die große Felsmauer des Gletscherfalls ihren oberen Anfang, und wir hatten streckenweis kleinere

Felsmassen zu überklettern. Es folgte wiederum eine Schneewanderung, die uns gegen halb acht Uhr in das Niveau von 3600 m brachte. Eine kurze Pause, die wir hier machten, gestattete den vollen Genuß der vor uns ausgebreiteten Alpenwelt; von imponirender Wirkung war namentlich der Anblick der Ortlergruppe. Dieselbe lag in langgestreckter Kette vollkommen klar und abgegrenzt mit den hinüberschimmernden und glitzernden Firnsfeldern vor uns, in so schöner Linie sich gegen den blauen Hintergrund abhebend, daß ich in mein Notizbuch schrieb: „Ortlergruppe, Siebengebirge ins Alpenhafte überseht“; verstehe dies, wer mag. Der schöne Piz Zupò war nicht länger sichtbar, hierfür hatten wir uns dem Ostgrat des Piz Bernina bereits zu sehr genähert. Von diesem Grat war uns der felsige Nordhang zugewandt: eine steile, nicht sehr hohe Granitwand, deren Erklimmung den Schlüssel unseres Weges enthielt. Denn auf dem Kamm vereinigte sich der neue Pfad mit dem von der andern Seite zulaufenden alten.

Die Schwierigkeit, sehr steile Felsklettereien durchzuführen, hängt viel weniger von der Steilheit der Wand als von der Beschaffenheit des Felsens selbst ab. Der Fels, mit dem wir es zu thun hatten, war, zart ausgedrückt, von sehr zweifelhafter Güte wie das ja oft bei Granit vorkommt; daher erforderte das Aufklettern an dieser Wand, bei der das häufige Einsetzen der Hände in kleine, mit Eis ausgekleidete Felspalten die Finger noch überdies kamm und schmerzend vor Kälte machte, ungetheilte Aufmerksamkeit und Vorsicht. Um 8 Uhr begannen wir die Arbeit, eine halbe Stunde später hatten wir sie vollendet, standen auf dem Kamm des Grates und hatten gewonnenes Spiel.

Bevor wir weiter gingen, nahmen wir das Frühstück ein, in ca. 3750 m Höhe. Um 9 Uhr 3 Min. wurde der Weg fortgesetzt, der sich stets auf der Höhe des Grates hielt; um

10 Uhr 23 Min. war die Spitze erreicht. Fast 2 Stunden hielten wir uns oben auf. In ruhiger Behaglichkeit konnte ich all' die Freuden genießen, die der Mehrzahl der Menschheit verschlossen bleiben; wer dieselben gekostet hat, wird gern jene Urtheile hinnehmen und entschuldigen, mit denen die in den Thalsohlen einherfahrenden Weisen das unverbesserliche Treiben couragirter Bergsteiger verdammen. Von den unzähligen Spitzen, die sich übersehen ließen und welche durch die Monte Rosa-Gruppe, die Berner Alpen, den Tödi, den Säntis, die Deztthaler und Ortler Alpen eingeschlossen wurden, hatte doch die nächstgelegene — der Piz Rosg — den meisten Reiz für uns; das Eisdach, welches die höchste Spitze des Rosg trägt, stieg aus dem Abgrunde gerade auf; die steile Eiskante, welche den Dachfirn bildet, und der Weg, den wir auf demselben genommen hatten, ließ sich vollständig übersehen, und mit einem, hoffentlich verzeihlich erscheinenden Stolze betrachteten wir den nur neun Tage zuvor daselbst erbauten „Steinmann“, die demonstratio ad oculos unserer wirklichen Anwesenheit für alle ungläubigen Seelen.

Der Rückweg vom Piz Bernina wurde um 12 Uhr 7 Min. angetreten; der jetzt einzuschlagende Weg verließ den beim Aufsteigen befolgten nach einstündigem Marsche; wir stiegen zunächst wieder über den Felsgrat ab und wandten uns dann nach rechts hinunter, zu der großen Quellschale des Morteratschfirns; sie umgiebt den Fuß des Piz Bernina in einem großen, nach links ziehenden Bogen und geht schließlich in den Morteratsch-Gletscher über. So lästig und ermattend das Aufsteigen über diese sanft geneigten Schneefelder ist, so angenehm und spielend zurückzulegen erscheint das Hinuntersteigen, namentlich wenn — wie dies am 5. September der Fall war — der Schnee nicht zu weich ist, und man nur bis an die Knöchel, statt bis an die Kniee einsinkt. Weiter unten, da wo das Firnfeld in den eigentlichen

Morteratsch-Gletscher übergeht, zeigten sich weite Querrisse, deren Umgehung ziemlich zeitraubend war. Nochmals betrachtete ich in aller Ruhe die östlich, jetzt bereits hinter uns aufsteigenden Berge, die felsige Crasta güzza, die schöne Bella Vista, den Piz Zupò mit seiner scharfen gegen uns abfallenden Schneide und die imposanten Palüspitzen; dann aber mußte ich, ebenso wie der Führer, meine Aufmerksamkeit ungetheilt dem gefährlicher werdenden Wege zuwenden.

Es mochte halb 3 Uhr geworden sein, als wir uns wieder mitten in dem oben erwähnten „Gletscherfall“ befanden und unsere alten Spuren erreicht hatten. Die Eiskolosse um uns herum, auf ihren durch Abschmelzen häufig dünn gewordenen Füßen, sahen unheimlich genug aus; wenn einer von diesen plötzlich überstürzte, so konnte er andere, wenig fester stehende, mit sich fortreißen und Eismassen in Bewegung setzen, welchen nichts Widerstand zu leisten vermochte, welche alles auf ihrer Bahn niederwarfen.

Wir standen gerade still, um nach dem Wege zu sehen; zu unserer Rechten — so daß wir sie mit den Händen berühren konnten — erhob sich eine mächtige Eiswand, unmittelbar zur Linken öffnete sich eine 150—200 Fuß tiefe Gletscherpforte. Es herrschte Grabesruhe, oder vielmehr die bedrückende Ruhe der Spannung, welche der Auslösung harret. Es war, als ob den Führer zuerst eine Ahnung befallen hätte, daß uns hier etwas begegnen könnte; er sagte mit unterdrückter Stimme: „Lassen Sie uns sehen, daß wir hier schnell und leise durchkommen!“ Ich sah die starre, blau schimmernde Eiswand zu unserer Rechten an und dachte: „Wenn sie sich bewegte!“ Weiter hatte ich nicht nöthig, zu denken; denn kaum waren wir einen bis zwei Schritte vorwärts gegangen, als von dem höchsten Theile des Gletscherfalles her ein dumpfes Dröhnen unser Ohr erreichte; bewegungslos, in der Erwartung des Gräßlichen

blieben wir stehen; wir wußten nur zu genau, was vor sich ging: In der Höhe war eine Eislawine entstanden; sie wuchs im Sturz, immer neue Massen der steilen zerklüfteten Oberfläche fortreißend; immer lauter wurde das Dröhnen, donnerähnliches Gefrach schlug an unser Ohr, und in wenigen Sekunden kam ein Moment, wo die Erde sich aufzuthun schien: mächtige Eisblöcke flogen zu beiden Seiten und über die Eiswand zu unserer Rechten fort, diese selbst begann plötzlich sich zu bewegen; der Boden entzog sich meinen Füßen fast in demselben Augenblicke, wo ich den Führer vor mir verschwinden sah, und ohne den geringsten Widerstand leisten zu können, stürzte ich in den Abgrund. Ich fühlte deutlich die immer wachsende Schnelligkeit, mit der ich fortgerissen wurde, und war bei vollem Bewußtsein. „Dies ist das Letzte,“ war der Gedanke, den ich während des etwa fünf Sekunden dauernden Sturzes mehr als einmal fassen konnte. Wie langsam die Zeit während eines Sturzes fließt, wie viele Gedanken wir während desselben zu fassen vermögen, das kann uns kein Verstand der Verständigen lehren; das gehört schon zu den Dingen, von denen die „Weltweisheit“ sich nichts träumen läßt. Während des Sturzes empfand ich weniger Angst, als Verwunderung; gewiß keine Reue; ich unterlag dem großen Gesetz wie alle anderen fallenden Massen, unterschied mich nur durch unvermögendes Bewußtsein und dieses sagte mir: Nun ist es zu Ende, — tu l’as voulu Georges Dandin! Eine feste Unterlage unterbrach — scheinbar plötzlich — den nahezu hundert Fuß tiefen Fall; zur eigenen Verwunderung konnte ich auf meine Füße springen; das Erste war, nach dem Führer zu rufen. Es antwortete eine Stimme unter mir; den Mann selbst sah ich nicht. Ich stand wie auf einem Reil, in der halben Tiefe der Spalte; ihr Grund sandte ein dämmerndes Licht zu mir auf, rechts und links schimmerten die feuchten, bläulichen Eiswände; sonst sah das

Auge nichts, als ein ausgeschnittenes Stück des unbewölkten Firmaments. Ich that einen Schritt zur Seite; da rief die Stimme: „Nicht da, Herr, da ist mein Kopf.“ Niederknieend kragte ich mit den Händen das feinkörnig zertrümmerte Eis fort, das unsern Sturz begleitet hatte; da lag der getreue Mann, durch die mit uns gestürzten Eisblöcke fest eingekleidet zwischen den Wänden der Spalte; die Kniee waren gegen die Brust gepreßt, der Kopf lag tiefer als die Füße, feinkörniger Eisstaub bedeckte ihn und entzog ihn deshalb anfänglich meinen Blicken. Es war zum Erbarmen! Neben mir, mit der Hand zu greifen, lagen mein Hut, meine Schneebrille und unsere beiden Gletscherbeile; diese letzteren Gegenstände waren das Erste, was ich in Sicherheit brachte; unsere ganze Rettung konnte davon abhängen. Die Uhr war durch den Sturz aus der Tasche geflogen, aber vollkommen unversehrt geblieben. Der einzige Gegenstand der gelitten hatte, war die zwischen den Blättern meines Notizbuches befindliche Bleistift-Hülse, welche zersplittert war; das Buch befand sich gerade an der Stelle, welche den letzten Aufschlag auszuhalten hatte — in der Gegend der linken Rippen, von denen eine gebrochen war; der rechte Ärmel meines sehr starken Rockes und meines Hemdes waren zerseht; ein scharfes Eisstück, welches — durch eine stichartige Wunde markirt — in den Oberarm eingedrungen war, hatte einen langen, scharfen Schnitt hervorgebracht; die Fesseln hingen um den nackten Arm, an dem die Kälte zunächst fühlbar wurde. Die Spalte mochte an der Stelle, wo wir uns befanden, vier Fuß Breite haben. Mein Standpunkt war momentan gesichert; denn was unseren Sturz vor seinem natürlichen Ende aufgehalten hatte, das war ein schmaler Eisvorsprung, welcher fimsartig aus der unteren Spaltenwand hervortrat. Diese Leiste, der Tornister auf dem Rücken des Führers, und die Eisstücke, welche mit uns gefallen waren, hielten zunächst den

Fall von Hans Graß auf, und dieser selbst den meinigen. Nun kam es aber darauf an, den Gefährten aus seiner fürchterlichen Lage zu befreien; dazu war es nöthig, eins der festklemmenden Eisstücke fortzubewegen; doch wie leicht konnte es eintreten, daß wir in dem Moment, wo dies gelang, unserer festen Unterlage beraubt, tiefer stürzten! Ich that das Aeußerste, um die Befreiung des Führers zu bewirken; war auch so glücklich, dies zu stande zu bringen, ohne daß wir beide tiefer fielen. Mittels des unzerrissenen Seils, das uns noch immer verband, zog ich ihn zu mir auf den schmalen Vorsprung. Damit waren meine Kräfte erschöpft; der Schreck hatte sie gebrochen; ich fühlte das Herannahen einer Ohnmacht, welche mich unempfindlich machte gegen die oft wiederholten klagenden Worte des Führers: „Du himmlischer Vater, da kommen wir nicht wieder hinaus!“ Zwei Minuten lag ich da, von herrlichen Träumen umgaukelt, in vollster Vergessenheit all’ der Schrecknisse, in deren Mitte ich mich befand. Als ich erwachte, stand der Führer über mich gebeugt da; der Mann war ganz verändert, tiefe Sorge, mehr noch als Schrecken, sprach aus seinem fahlen Gesichte. Für mich war es leicht, stumm und resignirt, das Ende zu erwarten; aber er hörte nicht auf zu jammern: Ach mein Weib, ach meine armen Kinder!

Ein Versuch, aus der Spalte zu entkommen, mußte gemacht werden; selbst den hoffnungslosen Ort macht man nicht ohne Kampf zu seinem Grabe. Es boten sich uns zwei Möglichkeiten des Entkommens: entweder über die untere große Wand der Spalte, welche durch die hinabgestürzte Lawine so gebrochen war, daß wir fast darüber hinwegsehen konnten, in eine Tiefe von 30—40 Fuß, auf die unten liegenden Eisrümpfe, zu springen, oder die nahe Eissäule, welche die beiden Hauptwände der Spalte miteinander verband, zu erklettern; das Letztere wurde zuerst versucht. Hans Graß kletterte voran, während ich

seine Füße so lange durch meine Hände und Schultern unterstützte, als dies überhaupt anging; das Seil blieb stets gespannt, damit, wenn der Führer abglitt, für mich die Möglichkeit nicht verloren ginge, ihn zu halten. Dieser Versuch, den man nur machen konnte, weil Leben und Tod miteinander rangen, gelang; Hans erklimmte die 30 Fuß hohe Eissäule; ich folgte ihm, unterstützt durch das Seil. Die Pein war groß; denn das Seil ging über die gebrochene Rippe fort und wurde stark gezerrt, damit wir nur möglichst schnell und sicher davon kämen. So entstiegen wir der Spalte und standen von neuem auf der Oberfläche — freilich noch immer mitten im „Gletscherfall“; indeß, wenn keine neue Lawine abkam, so waren wir gerettet. Wir eilten, was wir konnten, und so gut die ganz zerschlagenen Glieder dies gestatteten, hinab durch den unteren Theil des Gletscherfalles. Gegen 4 Uhr in 2700 m Höhe, konnten wir uns als gerettet betrachten. Wir waren beide zum Tode erschöpft und hart mitgenommen; jedes Glied schmerzte, unsere Leiber waren mit Contusionen bedeckt, und noch stand uns ein 3—4 stündiger Weg bevor. Eine Flasche Wein, die wir beim Aufstieg auf den Gletscher, unter dem Schutze eines Steines zurückgelassen hatten, gab uns neues Leben. Dann hinkten wir zu Thal und erreichten Pontresina um halb acht Uhr Abends.

Wir waren so nahe am Tode vorbeigegangen, daß es mir jederzeit wie ein Wunder erscheinen wird, daß wir dennoch dem Leben verblieben; nur eine ausgesuchte Combination von Glücksfällen war im Stande, dies herbeizuführen. Die erste Bedingung zu unserer Rettung war der Sturz in die Spalte; diese allein konnte uns vor dem Schicksale, von den fallenden Eisblöcken zermalmt oder zerschnitten zu werden, bewahren: sie gingen darüber hin; aber in dem rettenden Sturze lag eine neue Gefahr: daß wir nicht frei fielen, sondern von einer Seite der Spalte zur anderen geschleudert wurden, und daß das letzte

Ausschlagen nicht auf einem bereits festen Boden, sondern auf den mit uns fallenden und sich einklemmenden Eisblöcken stattfand, konnte allein verhindern, daß uns nach einem 100 Fuß tiefen Sturze nicht alle Glieder gebrochen waren. Daß ich nicht auch, gleich dem Führer, eingeklemmt wurde, daß unsere Gletscherbeile dicht neben uns lagen, und daß die Gestalt der Spalte durch die Eislawine selbst so verändert war, daß ein Erklettern derselben ausführbar wurde, bietet eine Verkettung von Glückszufällen, vor welcher das Schreckliche der durchlebten Katastrophe fast verschwindet. So schmerzhaft und mühselig auch die Marschstunden sein mochten, die wir nach dem Sturze noch zurücklegen mußten, so war doch der Dank für eine der wunderbarsten Rettungen die Empfindung, vor der Schmerz und Mattigkeit sich beugen mußten.

Weshalb sollte ich diesen Dank in mir verschließen? Ich möchte, daß ein Jeder ihn erführe. Möge der Leser in diesem Umstande die Rechtfertigung der obigen Zeilen sehen.





Der Monte della Disgrazia (3680 m).

(1869.)

Die Jahrbücher des Schweizer Alpenclubs haben bereits einen Aufsatz über den Monte della Disgrazia zu verzeichnen. Wir verdanken denselben Herrn Siber-Gysi, der es unternommen hatte, diesen eigenthümlichen Berg zu ersteigen. Wenn jetzt dem erwähnten Aufsatze ein zweiter über denselben Gegenstand aus meiner Feder folgt, so geschieht es, weil der von mir eingeschlagene Weg zur Spitze sich von dem des Herrn Siber-Gysi durchaus unterscheidet; beide Wege haben nur einen einzigen Punkt gemeinsam.

Am 21. August 1869 verließ ich Pontresina in der Absicht, die höchste Spitze des Disgrazia zu erreichen. Man hatte mir das Fortkommen nicht gerade leicht gemacht, weil es mein Wille war, die Expedition in der Begleitung eines einzigen Führers zu unternehmen. Der Vorsatz entsprang nicht aus Caprice noch aus Mangel an Erfahrung; im Gegentheil, ich glaubte ihn durch erworbene Praxis begründen zu können. Wanderungen in gefährlichen und unbekannten Gebieten, die nur mit einem Führer gemacht werden, haben einen ganz besonderen

Reiz. Der opferlammartige Charakter, der dem Touristen aufgeprägt wird, sobald er mit zwei oder gar drei Führern die Grenze der eigentlichen Hochalpen überschritten hat; dieses Ausgeschlossensein von allen Berathungen, welche die Führer untereinander bei zweifelhafter Beschaffenheit des Weges oder des Wetters anstellen; das mitleidvolle Fragen nach dem Befinden des „Herrn“, wenn er schlecht, das Beifallsgemurmel und der Vergleich mit einer Gemse resp. „Gams“, wenn er gut geht: Alles dieses fällt mit einem Schlage fort; die Unterschiede zwischen Herr und Führer verwischen sich; man beräth gemeinsam über die Möglichkeit des scheinbar Unmöglichen sowohl, wie über die Unmöglichkeit des scheinbar Möglichen, und hat man dann einen Entschluß gefaßt, so führt man ihn ohne viele Redensarten aus; am Ziele angelangt hat in der Regel der Eine dem Andern zu danken.

Hans Graf, Führer zu Pontresina, hatte sich am Abend des 20. August bereit erklärt, allein mit mir zu gehen, nachdem mein früherer bewährter Führer dies entschieden verweigert hatte; indeß verzögerte er am folgenden Vormittag in sehr auffälliger Weise den festgesetzten Aufbruch, bis er mir auf mein ungeduldiges Drängen erklärte, daß weder seine Frau noch sein „Padrone“ ihn ziehen lassen wollten, wenn wir nicht wenigstens noch einen Träger mitnähmen. Hierein mußte ich willigen und engagirte als solchen Gaspar Capat, einen kräftigen, ausdauernden Mann von 25 Jahren, dessen bescheidenes und ruhiges Verhalten ich gleich an dieser Stelle loben möchte. Ein Einspänner brachte uns auf die Maloja, von wo aus wir über den Murettopaf in das Val Malenco hinabzufliegen gedachten.

Der Murettopaf verbindet Quellthäler des Bergell und des Veltlin miteinander. Wir stiegen dem Lauf des Ordegna-baches entgegen, der auch vom Fornogletscher gespeist wird

und folgten auf der andern Seite dem brausenden Malero, der durch das Malenco-Thal der Abda zufließt. Der Monte della Disgrazia gehört ganz dem Abdagebiet an; der nördliche und östliche Theil seines Massivs wird durch den Malero entwässert; der Rest durch die Thäler von Mello und Saffo Bissolo, deren Bäche linke Zuflüsse des Masino sind; der Masino mündet etwa 18 km unterhalb des Malero in die Abda.

Wir hatten das Maloja-Wirthshaus (1811 m) gegen 3 Uhr Nachmittags verlassen und den Murettopaß (2557 m) gegen halb 6 Uhr Abends erreicht; von hier war uns ein guter Bick auf die überraschenden Formen der zur Disgraziagruppe gehörigen Berge gewährt; der Monte della Disgrazia selbst erscheint nur, wenn man von der Paßhöhe ein wenig zur Linken aufsteigt.

Erst beim Hinabsteigen nach Chiavreggio stellten wir unsern Plan, wenigstens für den ersten Theil des am folgenden Morgen zu nehmenden Weges, fest. Wir hatten den nördlichen Abfall unseres Berges fast unausgeseht vor uns und hielten unsere Schritte oft an, um die Möglichkeit zu erwägen, über einen Gletscher (Badret Siffone der Karten) den Grat zu erreichen, der den Monte della Disgrazia mit dem nordwestlich gelegenen Monte Siffone verbindet; dieser Grat ist in seinem höchsten Theil meist schneefrei und zeigt dort eine schroffe Felsbildung. Schroff ist auch die Felsenmauer, welche den Gletscher mit dem Grat verbindet; an ihr wollten wir aufklettern und so die Kammlinie erreichen. Deshalb einigten wir uns zunächst über die Stelle, an welcher der Uebergang vom Gletscher zum Fels zu bewerkstelligen sei; was alsdann oben geschehen sollte, das mußte einer Recognoscirung an Ort und Stelle überlassen bleiben.

Das viele Hin- und Herberathen trug die Schuld, daß wir

die Hütten von Chiareggio erst um 7 Uhr 45 Min. Abends, bei völliger Dunkelheit, erreichten. Die niedrige, sehr große, steinerne Hütte, in der wir unser Nachtquartier nahmen, war ein Mittel- ding zwischen Sennhütte und Wirthshaus. Von letzterem Institut hatte es die Preise, die brettartige Beschaffenheit des Lagers und das Vorhandensein von mehreren abgetheilten Räumen entlehnt; von ersterem die fast gänzliche Abwesenheit aller verdaulichen Nahrungsmittel, das rauchspendende Feuer in einer Ecke der Küche, und eine Sorte von bonnes odeurs, welche über die speciell italienische Natur unserer Behausung keinen Zweifel aufkommen ließen.

In der Hoffnung, uns hier für die folgenden Tage verproviantiren zu können, hatten wir keine anderen Provisionen, als Chocolate, etwas Zucker und sehr wenig Cognac, aus dem Engadin mitgebracht. Wir wurden gründlich enttäuscht; man setzte uns unter der Bezeichnung „vino leggier“ ein Getränk vor, für welches die Vocabel im deutschen Wörterbuch noch fehlt; sonst gab es nur Milch, Brod, Butter und Eier, endlich Schnaps, den wenigstens meine Leute nicht verschmähten. Aus diesen Nahrungsmitteln also sollten wir Kraft für vielleicht sehr anstrengende Wanderungen schöpfen.

Gegen 9 Uhr suchte ein jeder sein Lager auf; Nachts um 1 Uhr erhob ich mich; wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, war der Schlaf mir fern geblieben. Um 2 Uhr 10 Min. früh brachen wir auf, den unbekannten Weg durch das Thal des Siffonebaches suchend. Der Siffonebach entspringt dem bereits erwähnten Gletscher gleichen Namens und ist ein rechter Zufluß des Malero. Das Wetter war prachtvoll, der Vollmond leuchtete uns; wir stiegen sehr rasch und standen schon um 3 Uhr 30 Min. am Gletscher. Nun ging es in ununterbrochener, übertriebener Hast den Gletscher aufwärts; um 5 Uhr 10 Min. wurden die letzten Stufen ins Eis gehauen, dann

kam Firnfeld, dessen Schnee ziemlich weich war. Erst um 6 Uhr 20 Min. gestatteten wir uns die erste Pause; nach einem Marsch, bei dessen Geschwindigkeit, wie ich vermuthe, ein klein wenig menschliche Eitelkeit mitgespielt hatte, sowohl von meiner, als auch von Hans Graf' Seite. Wie rasch wir gestiegen waren, beweist der Umstand, daß wir uns ganz nahe an dem Fels also nicht mehr weit entfernt von der Schneide des Grates befanden. Wie gern hätte ich hier gefrühstückt! Aber was? Ein Stückchen Brod, ein Ei und ein Schluck Cognac waren das einzige, was ich nehmen konnte; um so mehr Zeit blieb, die Gruppe des Piz Bernina, die bereits ganz ausgebreitet und klar im Nordosten vor uns lag, zu betrachten.

Um 6 Uhr 40 Min. brachen wir wieder auf; gleich darauf standen wir am Fuß der Felswand, jedoch nicht an der Stelle, die wir am Abend zuvor, als die scheinbar geeignetste, ausgesucht hatten. Wir gingen direct ans Werk und erreichten um 7 Uhr 15 Min. die Fuorcla, die zwischen Monte Siffone und Disgrazia in den Felskamm eingeschnitten ist. Ich war sehr erfreut, daß unser Versuch gelungen war; es war uns ganz unbekannt, daß man den Paß je gemacht hatte; aber es fand sich oben eine Flasche mit Karten, welche bekundeten, daß M. Francis Fox Tuckett mit zwei andern Herren und mit den Führern Devouassoud aus Chamoni, Peter Michel aus Grindelwald und Barth. Walther aus Pontresina die Fuorcla allerdings schon passiert hatten; auf einer der Karten fand sich: „July 7th 10 h. a. m. 1865 F. F. T. left Chiareggio at 4 a. m. going to the Bagni di Masino.“

Die Fuorcla führt aus dem Gebiet, welches dem Malero tributär ist und das sich hier etwa gegen Nordost abdacht, in das nach Südwest fallende Gebiet, welches durch die Thäler von Mello und Sasso Bisolo zum Masino entwässert wird. Auch in diesen Südwesthang sind Gletscher eingelassen, von

einander getrennt durch felsige Seitenrippen, überragt von der Felsmauer des Grates zwischen M. Siffone und Disgrazia. Indem wir von der Fuorela aus südwestlich abstiegen und dann links wendeten, hofften wir die Gletscher, parallel dem Grat, in südöstlicher Richtung traversiren zu können; so mußten wir uns der Disgraziaspize nähern.

Wir begannen die Kletterei nach abwärts um halb acht Uhr; sie war nicht leicht und brachte uns schließlich zu der Linie, längs welcher die großen, ins Val di Mello abfallenden Schneefelder ansetzen. Wir betraten dieselben, ohne uns weit von der Felsmauer zu entfernen; denn wir wandten uns nach links und gingen nun in der Richtung ihrer Basis. Dieses stundenlange Wandern auf einem blendend weißen, sehr deutlich krySTALLisirten Schnee, im Schatten tausend Fuß hoher Felsen machte einen wunderbaren Eindruck. Ich beobachtete dabei — es war um 9 Uhr 30 Min. — eine Erscheinung, die mir neu war: fast senkrecht über uns stand eine große, lichte, fedrige Wolke, die ringsum einen sehr breiten, unregelmäßigen Saum von Regenbogenfarben zeigte; da wo die Wolke schmal genug war, fehlte das Weiß ganz; diese Erscheinung war von beträchtlicher Dauer.

Bald nach 9 Uhr 30 Minuten wurde die Richtung verändert; der Fels trat zurück, und wir wandten uns nach links, den steil aufsteigenden Firnsfeldern zu; um 10 Uhr 15 Min. am oberen Rande derselben angelangt, befanden wir uns auf der Scheide des Val di Mello und des Val di Sasso Bissolo. Diese Scheide ist ein Felsgrat, senkt sich jedoch auf eine Strecke unter den Firnschnee, wodurch ein verhältnißmäßig leichter Uebergang zwischen den eben genannten beiden Thälern ermöglicht ist. Die gelben südlichen Felswände des Disgrazia ragten vor uns auf und endeten in einem zackigen Grat, der sich scharf gegen den blauen Hintergrund abhob. Alle Berge

um uns herum hatten mehr oder weniger diesen Charakter des Schroffen, Abrupten, und es wurde dadurch der ganzen Gegend das eigenartige Gepräge aufgedrückt. Nur die große Schönheit der Bergumrisse ist im stande, den Bergen selbst etwas von ihrer Wildheit zu nehmen und sich mit dieser zu einem Eindruck rauher Großartigkeit zu verbinden, wie sie selbst unsere höchsten Alpenmassive nur selten hervorbringen.

Ich könnte hier nun eine kleine Leidensgeschichte einschalten, die ihren Ursprung in der unverdaulichen Kost von Chiareggio findet; indeß dürfte die Erzählung eigenen körperlichen Unge-
machs schwerlich zur Erweiterung der Bekanntschaft mit den Alpen beitragen, und deshalb will ich nur zum Verständniß unseres nun gefaßten Beschlusses erwähnen, daß infolge der schlechten Nahrung ein Theil der Kräfte, die mir zur Weiterbeförderung auf Gletschern und Felsen dienen sollten, in meinen Magen gerutscht war, und daselbst eine ihrer Größe entsprechende Wirkung hervorgebracht hatte. Mit dem Detail beschäftigt sich die Phantasie besser nicht. Niemand konnte wissen, welche Schwierigkeiten die nun erst beginnende Besteigung des eigentlichen Disgrazia in sich schloß, und vor allem, zu welcher Zeit wir unser letztes Ziel, die höchste Disgraziaspitze, erreichen möchten. Hätte ich gewußt, in wie kurzer Zeit sich das noch fehlende Stück unserer Besteigung ausführen ließ (in drei Stunden), und wie weit andererseits die nächste Hütte des Val di Saffo Bissolo noch entfernt lag, so wäre ich der erste gewesen, der zum Weitermarsch getrieben hätte; so aber unterrichtete ich Hans Graß von meinem augenblicklichen Schwächezustand mit dem Bemerken, daß ich heute nicht für mich garantiren könnte; er stimmte meinem Vorschlag, ins Val Bissolo hinabzusteigen, bei, da er kaum geringeren Werth als ich selbst darin zu setzen schien, daß unser Vorhaben vollständig gelänge.

Nach mehr als einstündiger Rast machten wir uns daher auf

den Weg abwärts; eine kurze Felskletterei brachte uns von dem Grat auf das Firnfeld, welches von der brennend heißen Sonne dermaßen erweicht war, daß wir bei jedem Schritt bis an die Knie einsanken. Um 12 Uhr 35 Min. erreichten wir nach dem Ueberschreiten der rechten Seitenmoräne unseres Gletschers (Ghiacciaja di Sasso Bissolo) einen kleinen Bach, in dessen Wasser wir unser Brod tauchten; eine Chocoladentafel schloß dieses Diner. Daß Wege doppelt lang erscheinen, wenn man ihr Ende wünscht, und dieses sich nicht erspähen läßt, ist bekannt; Führer, Träger und ich selbst konnten die Richtigkeit dieses Erfahrungssatzes von neuem bestätigen, und so ausgiebig wir uns auch in allen möglichen Kraftausdrücken ergehen mochten: die Felsstrümmen unseres Weges wurden nicht kleiner, die Sonne brannte nicht weniger heiß auf dieselben, die ersehnte Hütte kam nicht näher. Erst als sich endlich die Alpen von Piano di Pietra rossa in geringer Entfernung zeigten, zog die Zufriedenheit in unsern Busen ein.

Auf meinen Vorschlag machten wir — da unser heutiges Tagewerk so gut wie vollbracht war — vorher eine mehrstündige Rast, die hier wenigstens nicht durch die Neugier der Sennen und des Viehes, durch die Stiche aller möglichen Insekten und die Zumuthung aller möglichen Gerüche gestört wurde; das Bedürfniß nach Ruhe war bei jedem von uns dreien lebhaft genug; die Anstrengungen waren größer gewesen, als dieser Bericht vielleicht vermuthen läßt, und der Schlaf allein konnte die Folgen unseres Fastens etwas abschwächen. Erst um 6 Uhr Abends zogen wir in Pietra rossa ein; ich glaube — selbst die Rühe nahmen Notiz von diesem außergewöhnlichen Ereigniß; die Sennen betrachteten mich von allen vier Himmelsgegenden aus; die italienische Zuvorkommenheit gegen Fremde trat indeß auch bei den ungebildeten Männern hervor. Hans Graß zeigte sich ganz wie ein „Signore“ und führte das

Gespräch mit wohlwollender Herablassung. Man kochte uns Milch und Polenta, nach deren Genuß ich mich aufs Heu streckte.

Nach einigen Stunden eines häufig unterbrochenen Halbschlummers erhob ich mich um 1 Uhr in der Frühe; wiederum bildete warme Milch mit einer zarten Beimengung von Chocolate das Frühstück. Als wir um 1 Uhr 28 Min. (23. August) die Hütten verlassen hatten und nun, zwar beim Mondschein, aber während unser Weg im tiefen Schatten lag, den gestrigen Marsch umgekehrt machten, litt ich so stark unter den Folgen der Schlaflosigkeit und der schlechten Ernährung, daß ich das Schlimmste befürchten mußte. Es gab eine lange Zeit in diesen Nachtstunden, wo ich an der Erreichung unseres Endziels verzweifelte; und ich durfte kaum hoffen, dieser Vereinigung von physischem und moralischem Schmerz, selbst mit dem besten Willen, noch lange Widerstand leisten zu können. Gleich seit den ersten Schritten unserer Wanderung hatte ich in dem langsamen Gehen meine einzige Rettung gesehen; ein rasches Gehen, wie das des gestrigen Tages, mußte bei meinem augenblicklichen Zustand nothwendig eine Ueberanstrengung zur Folge haben, und diese wiederum ein Uebelbefinden des Magens veranlassen, welches dem Körper noch die wenige gebotene Nahrung entzogen hätte. War letztere verarbeitet, so war eine Neubelebung der Kräfte und damit auch ein beliebig schnelles Fortkommen zum mindesten denkbar; das traf zum Glück zu. Als der junge Tag hereinbrach, fühlte ich eine Besserung; mit der aufsteigenden Sonne stiegen Kräfte und Hoffnungen; die Krisis war überwunden, und ich selbst wieder der frühere Mensch, befreit von der Furcht vor kommenden Schwierigkeiten.*)

*) Diese rein persönlichen Bemerkungen sind hier eingeschaltet, weil dieselben eine vielleicht brauchbare Verhaltensmaßregel in sich schließen.

Der Gletscher, über den wir gestern hinabgestiegen waren, wurde von uns an einer tieferen Stelle betreten, als wo wir ihn verlassen hatten. Denn er war ungefährlich, und dann wandert sich's in der Nacht besser dort, als über Felsstrümmen. Um 5 Uhr früh stießen wir auf unsere alten Spuren, deren tiefe Canäle deutlich genug von dem weichen Schnee des gestrigen Mittags zeugten; jetzt war der Schnee hart, und auf demselben zu gehen eine Lust. Bis 5 Uhr 45 Min. marschirten wir neben den Spuren her, und während diese nun links zu dem Grat führten, wo gestern die Unterbrechung der Besteigung beschlossen wurde, zogen wir rechts in der Richtung auf die westlichste Spitze des Disgraziakammes. Die Steilheit des Firnfeldes wuchs hier sehr erheblich, so daß wir das Seil nahmen, und Hans Graß seine dreizackigen Eisporen unterhalb der Abfälle, oder wie er sich ausdrückte „hinteren“, befestigte. Während dieser Zeit hielt ich genügende Umschau. Um 6 Uhr machten wir die erste Rast, sie dauerte 20 Minuten; das Thermometer wies — 2° R.; im Westen zeigten sich die Schneemassen des Monte Rosa-Massivs, oben scharf begrenzt, nach unten hin sich im dunklen Luftmeer verlierend, einer schwimmenden Insel vergleichbar. Die Schneehänge wurden steiler und steiler; wir stiegen rasch aufwärts und sahen das Panorama, welches die Spitze bietet, ebenso rasch vor uns entstehen.

Der Weg war klar vorgezeichnet: wir mußten, über die steilen Firnfelder der Südseite des Disgrazia hinauf, den Felsenkamm desselben etwas westlich von der westlichsten Spitze erreichen. Die Schwierigkeiten waren verhältnißmäßig gering, und ich glaube, daß wir durch die Beschaffenheit der auf dem Eis gelagerten Schneedecke sehr begünstigt waren. Freilich hatte das leichte Ueberfrorensein ihrer Oberfläche die Folge, daß der Fuß einbrach und dann tief einsank; da aber der Gang

sich hinreichend steil aufrichtete, so war es leicht, gleichzeitig mit der Fußspitze auch das Kniee aufzusetzen; dadurch vertheilte sich die Körperlast besser, und wurde das Durchbrechen seltener. So erreichten wir — von Süden her — den Grat und wandten uns dann nach rechts, der Spitze zu. Gegen Norden bildete der Schnee der Kammlinie einen Ueberhang, was stets zur Vorsicht mahnt. An einzelnen Stellen trat der nackte Fels zu Tage.

Wir folgten genau den Spuren, welche eine Gemse Tags zuvor in dem weichen Schnee hinterlassen hatte; wahrscheinlich war das Thier durch unser plötzliches Erscheinen aus jenen unbetretenen Gegenden aufgeschreckt worden und in einer Richtung geflohen, in der sie ein Nachkommen unsererseits nicht vermuthete.

Um 8 Uhr 14 Min. hatten wir die erste Spitze erreicht, dieselbe, bis zu welcher bereits Herr Siber-Gysi vorgeedrungen war; nach hinreichender Rast bewerkstelligten wir den Uebergang zum eigentlichen Gipfel. Ich kann nicht sagen, daß dies mit einer außergewöhnlichen Gefahr verknüpft war. Wir stiegen auf der Südseite hinab, um einen Felsen herum, der aus dem Schnee aufragte, kletterten dann aufwärts über Schnee und waren um 8 Uhr 54 Min. auf der höchsten Spitze.

Wunderbar genug: ich hatte das Ziel mit zunehmenden, statt mit abnehmenden Kräften erreicht. Wir empfanden alle drei eine unverhohlene Freude über unser gelungenes Werk, und in dieser Stimmung betrachtete ich die in weiten Zonen um uns gelagerten Alpengruppen mit einer eigenen Mischung von Erhebung und Behaglichkeit. Ein Blick auf die Karte genügt, um festzustellen, welche Aussicht ein Berg von 3680 m bei einer so ausgezeichneten Lage, wie der Disgrazia sie besitzt, bieten muß: Die Sehlinden zum Monte Rosa und zu der

Mischabelkette, ca. 20 d. Meilen; zu den Berner Alpen, ca. 16 d. Meilen; zum Tödi, ca. 12 d. Meilen; zu der nahen Berninagruppe (Piz Bernina, etwas über 2 d. Meilen), schneiden auf ihrem Wege keine hohen Ketten; daher denn alle diese Massiven bei dem herrlichen Wetter prachtvoll in die Erscheinung traten. Die Beschreibung indes schenke ich mir sowohl, wie dem Leser. Solche Beschreibungen von sehr ausgedehnten Fernsichten haben in der Regel etwas Gemachtes; Schreiber und Leser pflegen sich zu freuen, wenn sie dieselben hinter sich haben. In der That: Was man sieht, das läßt sich annähernd aus der Karte berechnen; wie man sieht, und die Freude, die man beim wirklichen Anblick empfindet, vermittelt das Papier bei dem Leser doch nur in kümmerlicher Weise: wozu würde man sonst überhaupt noch reisen?

Die höchste Disgraziaspitze ist nichts als eine Erhebung aus schmalem Felsgrat. Der wenige Raum, den sie bietet, wird außerdem noch durch den mächtigen Steinmann, welchen die beiden Führer Jenny und Flury im Jahre 1866 daselbst erbaut haben, sehr eingeschränkt. Wir fanden auch einen blauen Zettel mit dem Namen dieser Männer, und legten denselben mit schuldiger Rücksicht in die Flasche, welche mit meiner Karte in dem Steinmann zurückblieb.

Eine halbe Stunde lang nahm ich die gebotenen Eindrücke in mir auf. Unvergesslich bleiben wird mir die großartige nächste Umgebung des Disgrazia mit den fünf steilen und wild zerklüfteten Gletschern, welche er absendet. Die Nordseite hat etwas besonders Anziehendes; dort sieht man in geringer Entfernung Punkte, welche tausend Fuß tiefer liegen. Selten war ich in so guter Stimmung; das am gestrigen Tage und heutigen Morgen Erlebte und Ueberstandene hatte das Zutrauen zu mir selbst erhöht, statt erniedrigt; und noch in der Luft des Anschauens versunken, rief ich: „Hans; jetzt gehen wir auf den

Roseng, der Caspar soll auch mit!“ Das geschah in der That vier Tage später.

Um 9 Uhr 26 Min. wurde der Rückweg angetreten; um 9 Uhr 39 Min., also nach 13 Minuten, war die Spitze des Herrn Siber-Gysi wieder erreicht; um 10 Uhr 25 Min. standen wir an der Stelle, die wir um 6 Uhr 20 Min. verlassen hatten, und welche durch einen zurückgelassenen Tornister markirt war. Nach kurzer Steigung hatten wir die bereits erwähnte Schneescheide erreicht, an welcher die zu Val Bissolo und Val di Mello gehörigen Firnfelder zusammenstoßen, und nun ging's behaglich und munter über die gestern so mühsam erklimmten Schneehänge hinab. Anfänglich folgten wir unseren alten Spuren, dann ließen wir diese rechts und verfolgten den ungefährlichen, ins Val di Mello abfallenden Gletscher bis an sein Ende; darauf überschritten wir ein großes Trümmerfeld, die Stirnmoräne des Gletschers. Ich konnte mir lebhaft genug vorstellen, welche Stoßseufzer diese Passage entlocken muß, wenn man sie bei dunkler Nacht zurückzulegen hat, wie dies bei der Expedition des Herrn Siber-Gysi der Fall war; wir aber machten sie am lachenden Tage und mit lachendem Herzen, die Gletscherbeile über der Schulter oder horizontal mit beiden Händen haltend und frei von Fels zu Fels springend; nur ab und zu standen wir still, um Stücke glühenden Granits oder kleine Conglomerate von Bergkristallen aufzuheben, über die wir uns wie Kinder freuten.

Um 12 Uhr befanden wir uns nur 5 Minuten von der oberen Alp Boda entfernt; aber die überwältigende Scenerie des Mellothales hielt uns eine Viertelstunde lang an Ort und Stelle fest. Jeder bewunderte in seiner Weise; keiner von uns blieb unempfindlich. Ich dachte unwillkürlich an die Hunderttausende von Reisenden, welche jährlich über die altgewohnten Touristenwege der Schweiz hindrängen; an die Millionen, die dies schon

gethan hatten, und verstand nicht, daß die wilde Romantik dieses Thales sich den Augen so Weniger erschlossen hatte!

Um 12 Uhr 20 Min. betraten wir die obere Piodahütte, die zwar verlassen war, aber reiche Milchvorräthe enthielt. Ohne Zaudern trank ich eine große Schüssel der fettesten Milch; ich fürchtete dieselbe nicht mehr, selbst mein Magen hatte einen alpinen Charakter angenommen. Draußen war es brennend heiß; die zu beiden Seiten des Thales aufsteigenden Granitwände trugen nicht wenig dazu bei, die Gluth der italienischen Sonne in der schattenlosen Thalsohle zu verstärken. Nachdem das Verbrechen unseres Einbruches durch ein zurückgelassenes Gelbstück einigermaßen gesühnt war, gingen wir weiter, oft genug den Rückblick auf den Disgrazia und Siffone genießend. Die andauernde Hitze war das Einzige, was unbequem erscheinen mochte, und diese allein mag es rechtfertigen, daß wir von dem scheußlichen Wein, den man uns im Flur der Osteria della Croce zu San Martino (4 Uhr) vorsetzte, zwei Flaschen tranken; noch im Schatten waren es um diese Zeit 17° R. Unser Aufenthalt dauerte über eine Stunde; dies schien selbst mir eine ausreichende Zeit für die Bewunderung, mit welcher die stets sich erneuernden Gruppen der am Hausthor aufgepflanzten zerlumpten, aber stets graciösen Italiener uns und unsere Gletscherbeile betrachteten.

Das Endziel des Marsches waren die Bagni di Masino, (1320 m), welche gegen 5 Uhr erreicht wurden; und ihre Existenz werde ich noch bis in meine spätesten Tage segnen. Was fand ich dort nicht alles! Ein heißes Bad, Suppe, vorzügliches Essen (alles warm), weißen und rothen Wein, Cigarren, die mir zwar die Zunge wund brannten, die ich aber trotzdem mit Vollgenuß rauchte, ein vorzügliches Bett, und vor allem: Provisionen und Wein, so viel das Herz begehrte, für den folgenden Tag. Und jener Tag war nicht gering anzuschlagen;

es handelte sich darum, auf unbekannten Pfaden eine zum Albignagletscher führende Pashöhe zu erreichen; der einzige Weg, welchen Hans Graß kannte, kam gar nicht in Betracht, da er stundenweit zurück über die Piodaalp führte.

Erst um 4 Uhr 20 Min., in der Frühe des 24. Aug., brachen wir auf; wir waren eben in diesem Capua Schlemmer geworden, und hatten gerade eine Stunde 20 Minuten zum Ankleiden, Frühstück und dem Verpacken der Provisionen gebraucht; zehn Minuten waren allerdings nöthig, damit Hans Graß in seiner tiefsten Stimmlage die für ihn und Caspar auf sieben Franken lautende Rechnung auf vier herunterhandelte. Es kam mir fast ungewohnt vor, daß wir erst beim Morgengrauen den Weg antraten. Wir wollten an diesem Tage auf möglichst kurzem Wege ins Bergell zurückkehren. Dazu mußten wir uns einen Weg an dem rechten Hang des Mellothals suchen; er ist bis zur Höhe schneefrei, aber von schluchtartigen Felsthälern durchsetzt, die wir in schräg ansteigender Linie zu kreuzen hatten; hoch oben zur Linken ragt das Gebirge auf, welchem jenseits des Kammes, auf der Nordseite, der schöne Albignagletscher eingebettet ist.

Zunächst wurde S. Martino noch einmal passirt, und dann wandten wir uns nach einigem Hin- und Herfragen bei der Alp Rogna links hinauf über die Granitwände des Val di Ferro zu der Alp gleichen Namens. Hier gaben uns die Belsliner Hirten Auskunft, während wir das Frühstück einnahmen. Es war 9 Uhr; wir gönnten uns fast eine Stunde Rast, weil wir ununterbrochen rasch und steil aufgestiegen waren. Nun ging es über die beiden Felszungen, welche das rechte Gehänge des Mellothales gliedern, zunächst zur Alp Qualido und dann zur Alp Zocca. Diese Wanderung führt durch wilde Gesteinsöden; die unmittelbare Nähe der wunderlich ausgezackten Granitwände, an deren Fuß man häufig über weite Trümmersfelder hingehet,

und die gegenüber aufsteigenden Schneegebirge, die alle vom Disgrazia beherrscht werden, wirken großartig und sonderbar.

Wir hatten einen mühevollen Weg zurückzulegen; um 12 Uhr 30 Min., am Fuß des letzten Anstieges, wurde nochmals ein sehr zeitgemäßer Imbiß genommen; um 1 Uhr 5 Min. ging es weiter, um 1 Uhr 48 Min. standen wir auf der Paßhöhe (2740 m).

Als ich die letzten Schritte aufwärts that, welche den Blick auf die Schweizerseite eröffneten, staunte ich unwillkürlich: ein so plötzlicher Contrast zwischen zwei aneinander stoßenden Landschaften, war mir bisher nicht vorgekommen; auch hätte ich ihn nicht für möglich gehalten. Er beruhte vornehmlich auf dem Gegensatz der beiden Grundtöne, welche die Färbung beider Landschaften beherrschen; diese war bei der einen schwarz; weiß bei der andern. Schwarz erschien die nackte Felscenerie der italienischen Berge, blendend weiß der zu unseren Füßen sich ausbreitende, nordwärts erstreckte Albignagletscher mit seinen silbergrauen, schneegekrönten Graniteinfassungen. Mit der einen Hand konnte man eine Blume greifen, während die andere auf dem oberen Rand eines Firnfeldes ruhte. Eine fühlbare Hitze hatte uns bisher verfolgt; auf der Paßhöhe wehte uns plötzlich ein scharfer Gletscherwind entgegen, der frieren machte.

An dieser charakteristischen Stelle endeten die Schwierigkeiten der Expedition; von hier aus erschien der Monte della Disgrazia schöner, als von irgend einem andern Punkt. Was nun noch folgt, ist kaum werth, berichtet zu werden. Nichts leichter und behaglicher, als über den Albignagletscher hinaufzusteigen. Wir erreichten sein Ende (2100 m) um 3 Uhr 40 Min. Die einst mit herrlichen Alpen bedeckte weite Thalstufe, welche man unmittelbar nach dem Verlassen des Gletschers durchschreitet, ist durch das Hochwasser des vorigen Jahres (1868) in eine sterile Einöde verwandelt worden. Bald gelangten wir

zu den Cascaden der Albigna und konnten einen Blick auf das tief unter uns ausgebreitete Bergell werfen. Der Fall der Thalsohle ist sehr rapid; aber die Thallwand ist trotz ihrer großen Steilheit mit üppiger Vegetation bedeckt. Eine Stunde vor Casaccia betraten wir die große, nach Chiavenna führende Straße. Es half alles nichts, wir mußten ihr folgen und mochten uns befremdend genug auf derselben ausnehmen, mit den drei Gletscherbeilen, dem Seil und unseren verwilderten Gesichtern. Um 6 Uhr 54 Min. betraten wir das oberhalb Casaccia gelegene Wirthshaus; am Mittag des folgenden Tages (25. August) zogen wir wohlbehalten in Pontresina ein.

Es bleibt mir nur noch übrig im Interesse späterer Disgraziabesteiger meine Erfahrungen bezüglich der möglichen Wege und der dazu erforderlichen Zeiten zu resumiren:

Es giebt drei Ausgangspunkte, von denen aus sich die höchste Disgraziaspitze an einem Tage erreichen läßt, ohne daß es nöthig wäre, die folgende Nacht im Freien zuzubringen; diese sind: 1) Chiareggio i Val Malenco, 2) Piano di Pietra rossa im Val di Sasso Bissolo, 3) die Alp Pioda im Val di Mello. Die drei verschiedenen Wege, welche diesen Ausgangspunkten entsprechen, vereinigen sich sämmtlich auf dem südlichen Abfall des Disgraziakammes. Für diejenigen, welche die Besteigung von Pontresina aus unternehmen (was wohl die Regel sein wird), ist der kürzeste, aber auch anstrengendste Weg der von Chiareggio ausgehende; denn Chiareggio selbst liegt nur eine kleine Tagesreise von Pontresina entfernt. Auf diesem Wege läßt sich, mit Einrechnung der nöthigen Pausen, die Spitze in zwölf Stunden erreichen; die Hauptschwierigkeit besteht dabei in der Ueberschreitung der oben erwähnten Fuorela. Der leichteste Weg ist der von Piano di Pietra rossa. Er erforderte für mich 6 Stunden 56 Minuten, und aus der vorstehenden Beschreibung geht hervor, daß ich beide der eben besprochenen Wege auf-

wärts gemacht habe. Den Weg von der Alp Pioda aus habe ich nur abwärts, nicht aufwärts gemacht. Herr Siber-Gysi, der seine Besteigung jedenfalls unter sehr viel ungünstigeren Schneeverhältnissen machte, dabei auch lange nicht so wie ich vom Wetter und vom Vollmond begünstigt war, giebt die Dauer seines Marsches von der Alp Pioda bis zu der niederen Spitze auf 13 Stunden an. Diese Besteigung ist dann zu empfehlen, wenn man vom Bergell aus über den Bondopasß nach S. Martino gelangt. Alsdann erreicht man die Alp Pioda etwas eher, als die Alpen von Piano di Pietra rossa; das Umgekehrte aber ist der Fall, wenn man aus dem Bestlin kommt. Für das Hinuntersteigen von der höchsten Spitze bis zur oberen Alp Pioda sind nicht mehr als drei Stunden erforderlich; in fünf weiteren Stunden, mit Einschluß sehr reichlicher Pausen, lassen sich die Bagni di Masino bequem erreichen. Geht man von Piano di Pietra rossa, resp. Alp Pioda, auf den Disgrazia, und dann hinab nach Chiareggio, so wird der Abstieg die größeren Schwierigkeiten darbieten; im übrigen aber müßte der Marsch interessant sein.

Diese Angaben mögen genügen. Es wäre mir eine Genugthuung, wenn dieselben dazu beitrügen, die Aufmerksamkeit der Alpenfreunde auf einen ebenso unbekannten, wie interessanten Theil der Alpen zu lenken.





Piz Roseg (3943 m).

(1869.)

Seit einer Reihe von Jahren ist der Piz Roseg Gegenstand großen Interesses für Alpensteiger gewesen. Dieses Interesse wuchs, seitdem die Versuche, welche von bewährten Mitgliedern des Schweizer Alpenclub zur Besteigung der höchsten Rosegspitze gemacht waren, durch ausführliche Berichte in weiteren Kreisen bekannt wurden; denn dadurch wurde auf die außergewöhnlichen Schwierigkeiten hingewiesen. Ich hatte Lust, mich durch persönliche Anschauung von der Natur derselben zu überzeugen; um so mehr, als in Pontresina behauptet wurde, daß die Erststeigung der höchsten Rosegspitze bisher überhaupt nicht gelungen sei. In Wirklichkeit war sie aber den Engländern Moore und H. Walker mit dem Führer J. Anderegg aus Meiringen am 28. Juni 1865 gelungen. Uns fiel daher nur die Aufgabe zu, diese Besteigung zum zweiten Mal zu erfinden. Daß sie mir in der Erinnerung sehr schwierig erscheint, hatte seinen Grund in den exceptionell ungünstigen Eisverhältnissen und in der Heftigkeit eines sturmartigen Windes gerade da, wo an und für sich das Gehen schwer ist. Ich gebe im Folgenden

einen kurzen Abriß meiner eigenen Besteigung; absichtlich ließ ich seit derselben einen Monat vergehen, ehe ich zu dieser Aufzeichnung schritt, um dem Fehler einer übertriebenen Darstellung, in welchen der frische Eindruck eben überstandener großer Gefahren oft unbewußt verfallen läßt, möglichst aus dem Weg zu gehen.

Die Verabredung mit meinem Führer Hans Graß zu der in Rede stehenden Besteigung wurde am Morgen des 23. August 1869 auf der Spitze des Monte della Disgrazia getroffen; ich wagte nicht, ihm eher den Vorschlag zu machen, als bis er sich über mein Verhalten im Hochgebirge ein eigenes Urtheil hatte bilden können; auch war mir Analoges in bezug auf seine Persönlichkeit von Wichtigkeit. Je mehr ich Hans Graß kennen lernte, desto mehr mußte ich die vortrefflichen Eigenschaften, die dieser Mann hinter einem etwas ungeschliffenen Wesen verbirgt, anerkennen. Es giebt im Augenblick keinen Führer in Pontresina, der ihm gleichkommt.

Wir verließen Pontresina am Donnerstag den 26. August 5 Uhr 22 Minuten Nachmittags und langten um 6 Uhr 7 Minuten auf der Alp Misaun (2005 m) an, wo wir die ersten Nachtstunden verbrachten. Um 12 Uhr 58 Minuten in der Nacht des 27. wurde die Hütte verlassen, und bald befanden wir uns auf dem unteren Roseggletscher; er entsteht durch die Vereinigung von zwei Gletscherpaaren, welche den Biz Roseg umfließen; das eine Paar ist der Obere Tschierva- und der Obere Roseggletscher, das andere der Sella- und Martelgletscher. Wir stiegen zum Sellagletscher auf. Es war abnehmender Mond und der Himmel sternentklar; der Gletscher war seiner Härte und Glätte wegen sehr beschwerlich zu begehen, zumal da wir rasch vorwärts zu kommen suchten. Als wir in kurzer Zeit ein gutes Stück zurückgelegt hatten, rief Hans, von Bewunderung für sich und uns mitergriffen: „Tifel, was wir für Kerle sind!“

Erst nach mehrstündigem Gehen verschaffte eine dünne Schneedecke uns etwas erleichtertes Fortkommen. Um 4 Uhr 47 Minuten befanden wir uns eine kleine Stunde unterhalb des Sellapasses (3304 m) an der Stelle, wo wir den Pafsweg verlassen mußten.

Der Tag versprach prachtvoll zu werden und kündigte sich mit einer Majestät an, welcher unsere eisige Umgebung nichts von ihrer Größe nahm.

Wir frühstückten, was wir konnten, ließen zwei Tornister zurück und wandten uns um 5 Uhr 15 Minuten links zum Südwesthang des Berges hinauf, um die zwischen zwei Felsköpfen eingeklemmte Eiswand zu erklettern.

Es war kalt, und die nöthig gewordenen zahlreichen Stufen ließen ein schnelles Steigen nicht zu. So ging es fort bis 6 Uhr 40 Minuten, wo wir bereits hoch genug waren, um einen weiten Umblick halten zu können. Unter uns, in einer Höhe von 2500 m, war ein weites Wolkenmeer ausgebreitet, aus welchem die Berge isolirt aufragten; — an Schönheit sämmtlich übertroffen durch den Monte della Disgrazia. Man sah nur Schnee, Eis und Fels.

Nach einer Pause von 7 Minuten hatten wir eine kurze Zeit über Fels zu klettern und gelangten dann zu den Firnfeldern, welche von der Schneekuppe (3927 m) — so heißt die niedere Spitze des Piz Roseg — herabkommen. Um 7 Uhr 8 Minuten war der Schneerücken erreicht, der sich zum höchsten Punkt der Schneekuppe hinaufzieht. Es wehte ein scharfer Ostwind, der uns stark zusetzte; infolge vieler Schneewehen ging man bald auf ganz hartem Boden, bald brach man tief in den staubigen Schnee ein. Als die Sonne ihre ersten Strahlen sandte, befand sich keiner von uns in einer besonders behaglichen Stimmung.

Um 8 Uhr war die Schneekuppe erstiegen; sie hatte

die höchste südöstlich von ihr gelegene Spitze bisher verdeckt, deren glänzende Eispypyramide nun plötzlich vor uns aufragte. Wir begrüßten dieselbe mit einem sehr zweifelhaften Freuden=geschrei, dafür aber desto mehr vor Frost klappernd, und dem immer heftiger werdenden Winde ausgesetzt, der durch alle Kleider bis auf die Haut drang.

Es machte wohl ein Jeder seine Betrachtungen; ich, der ich nur das Ziel im Auge hatte, sagte: „Hans, wir kommen gewiß hinauf,“ und Hans, den der Weg mehr als das Ziel beschäftigte, rief melancholisch: „Wenn ich von da gesund hin=unter komme, gehe ich gewiß nicht wieder hinauf.“ Caspar aber sah kleinmüthig drein und klagte laut über Kälte.

Wir brauchten nicht lange über den einzuschlagenden Weg nachzudenken; derselbe lag haarscharf vorgezeichnet da. Die Schneekuppe ist von der höchsten Spitze des Rosseg durch einen Eis=, respective Schneegrat getrennt; dieser Grat nimmt seinen Anfang auf der Spitze einer mit der Schneekuppe zusammen=hängenden kleinen Erhebung, die wir sehr bald erreichten. Es war 8 Uhr 30 Minuten, als wir, von allem Gepäck befreit, den Grat betraten. Derselbe senkt sich zuerst steil abwärts (die Strecke wurde bei dem Rückwege, also aufwärts, in 6 Minuten zurückgelegt), bis an einen Punkt, wo die Richtung sich scharf umsetzt und wiederum ansteigt; hier ist der Anfang der steilen Kante, welche zu der Eispypyramide oder richtiger zu dem Eisdach der höchsten Spitze gehört.

Schon die ersten Schritte ließen über die Gefahr keinen Zweifel; wir hielten uns an dem oberen Saum des mächtigen Hanges, der gegen Nordnordost zu dem Firnboden der Rosseg=fuorcla abfällt; wollte man den ersten Eindruck in Worte kleiden, so würde man von diesem Hange sagen müssen, daß er „fast senk=recht in unermessliche Tiefen“ abfällt. Die genauere Prüfung er=giebt, daß der Absturz etwa 600 m Verticaldistanz hat, bei einer

Steigung von ca. 50 Graden. Das sieht auf dem Papier recht nüchtern aus und hat, trotz aller Wahrheit, gar nichts Schreckhaftes. In Wirklichkeit ist es aber schreckhaft. Das unmittelbare Anschauen der Natur deckt sich eben nicht mit der Bücherweisheit. Der Fehltritt eines Einzigen konnte hier dreien Menschen das Leben kosten; aber so steil es sein mochte, wir hatten guten Schnee unter den Füßen, also keinen Grund, unsern Marsch aufzuhalten. Indes die Roségpyramide dicht vor uns schimmerte von Eis; und wie es uns ergehen würde, wenn die aufstrebende Kante erreicht war, und wir das Eis derselben zu betreten hatten, konnten wir nicht wissen. Das wiederholte Klagen des Trägers, welcher der letzte am Seil war, machte mich stutzig; für Hans und mich war der Wind wahrhaftig nicht besonders gewärmt, und es ging dennoch. Ich hatte keinen Zweifel über den wahren Grund dieses Mißbehagens, ließ halten und erklärte dem Träger, daß ich die Verantwortung für sein Leben nicht auf mich nehmen wolle; er solle nicht weiter mitgehen, sondern auf die Schneekuppe zurückkehren und uns daselbst erwarten. Er folgte dieser Aufforderung sichtlich gern.

Hans und ich waren nun allein; ich glaube, daß, wenn ich mich jetzt schwankend gezeigt hätte, er unserer Umkehr nicht viel in den Weg gelegt hätte; aber gerade das Umkehren des Trägers hatte mich gereizt, der Ramm war mir geschwollen, und ich hielt es für geboten, dem Führer zu zeigen, daß mein Herz frisch und mein Wille unerschütteret sei.

Wir befestigten jeder ein Ende des etwa fünfzig Fuß langen Seils um den Leib und machten uns auf den Weg; der tiefste Punkt des Grates war bald erreicht, und wir hatten die steile Kante gerade vor uns; jetzt mußte sich's zeigen, ob wir zu etwas taugten. Es wurde verabredet, daß wir uns niemals gleichzeitig vorwärts bewegten; so lange Hans vor mir Stufen schlug, blieb ich stehen; mein Gletscherbeil war dann in die

Schneegwächte zur Rechten eingestoßen, und das Seil über dasselbe geschlungen. War das Seil zu Ende, so machte Hans dieselbe Procedur mit seinem Gletscherbeil, wie ich vorher mit dem meinigen; ich folgte nach, den Fuß bei jedem Schritt vorsichtig in die großen Stufen einbohrend; sie waren bereits wieder zur Hälfte mit Eiskörnern, die vom Einschlagen der höheren Stufen herrührten, ausgefüllt. So wurde das erste Drittel der Kante überwunden bis zu der Stelle, wo bröckeliger Fels aus dem Eise hervortrat, respective nur mit einer dünnen Eisschichte bedeckt war.

Hier wurde die Passage besonders schwierig; aber wir ließen nicht nach. Etwa 20 Minuten später war der Fels überwunden, und wir hatten es wieder mit dem Eis allein zu thun; in der alten Weise ging es fort. Wir befanden uns mitten in der Aktion, und jetzt blieb es sich gleich, ob wir vorwärts oder rückwärts gehen wollten; die Gefahr war auf beiden Seiten gleich groß: zur Linken stets derselbe eisige Abgrund, zur Rechten über die Kante fort, gegen den Sellagletscher, ein anderer. Auf blankem Eise stehend, unaufhörlich dem schneidenden Winde ausgesetzt, der Kälte entsprechend preisgegeben: so mußte ich oft minutenlang verharren, während Graß die Stufen schlug. Abwechselnd mit einer Hand das eingestoßene Gletscherbeil haltend, und die andere mit Behemenz an meinen Körper schlagend, ging ich der drohenden Gefahr des allmählichen Erstarrens aus dem Wege. Innerlich kochte es in mir; der Wille, den umgebenden Gefahren zu trotzen, und die Freude, diesen Willen auch bethätigt zu haben, versetzten mich in einen Zustand, in welchem solches Unterfangen durchaus nicht als frevelhaftes Spiel mit Leben und Tod erschien, sondern als ein Beweis, daß die Natur ihre großartigsten Offenbarungen dem Unerforschlichen allein vorbehalten habe.

Ohne Fehltritt noch Schwanken erreichten wir das Ende

der steilen Kante; dieselbe setzt sich mittels einer unbedeutenden Einsenkung fast horizontal nach Süden fort und trägt an ihrem andern Ende eine kleine Erhebung, welche die höchste Spitze ist.

Hans Graß schien geneigt zu sein, den Anfangspunkt der horizontalen Kante für die höchste Spitze zu halten, und überließ mir die Bestimmung des zweifelhaften Punktes; ich befand mich indessen nicht in der Lage, mir etwas weiß machen zu wollen, und erklärte ohne weiteres die hintere Erhebung für die höhere. So mußten wir denn noch den Weg auf der fast horizontalen Schneide zurücklegen und standen um 10 Uhr 9 Minuten am Ziel unserer Wünsche; 1 Stunde 39 Minuten also hatten wir gebraucht, um den schwindelnden Grat zu überwinden. Ein unbeschreibliches Gefühl der Freude belohnte uns für alle soeben überstandenen Gefahren.

Die Spitze bietet wenig Raum, — nicht viel mehr, als der Grat, auf welchem sie sich erhebt; aber der Südwesthang des Berges ist in unmittelbarer Nähe der Spitze von nicht übermäßiger Steilheit und zeigt sich daselbst mit Felsstrümmern bedeckt. Man konnte die Felsblöcke mit wenigen Schritten erreichen und hatte dabei die Empfindung, als ob man aus eiskiger Winterkälte in ein geheiztes Zimmer träte. Der vom Piz Bernina herüber blasende Nordostwind nämlich, die Hauptursache unserer Durchkältung, war hier durch den Rosseg selbst abgehalten, und die brennende Sonne ließ uns ungeschmälerkt ihre Wohlthaten zukommen. Eine unendliche Behaglichkeit durchströmte meinen ganzen Körper und trug nicht wenig dazu bei, mir Alles, was ich innerlich dunkel empfinden und denken mochte, zum Bewußtsein zu bringen. In dem Moment der Ruhe, welcher zwischen unmittelbar überstandenen und unmittelbar bevorstehenden Gefahren eintritt, befindet sich die Seele in einer Art von polarisirtem Zustand, von welchem man sich in der Erinnerung keine bestimmte Rechenschaft mehr ablegen

kann; ich weiß nur, daß es wunderschön war, und daß mehr dabei mitspielte als das Bewußtsein, ein bloßes Kletterkunststück fertig gebracht zu haben.

Es war uns auffällig bei der Leichtigkeit, Steine für einen Steinmann zu erlangen, daß sich keine Spur eines solchen vorfand, wenn wirklich vor uns ein lebendes Wesen zu dieser Stelle vorgeedrungen war. Indessen fanden wir schließlich in der Nähe eine Flasche mit den Namen der Herren Moore und Walker und des Führers J. Anderegg. Wir selbst machten uns sofort daran, einen Steinmann zu errichten, der, wenn auch nicht sehr groß, doch vom Piz Bernina und von einigen Punkten des untern Rosegthals aus deutlich sichtbar sein mußte.

Mitten in dieser Beschäftigung erschien plötzlich der Träger Caspar Capat! Er hatte von fern unsere Besteigung verfolgt und gesehen, daß wir dieselbe fertig gebracht; dieser Umstand, und ein reichlicher Genuß gewisser, seiner Obhut anvertrauten Flüssigkeiten hatten seiner Ambition und seinem Muth einen neuen Aufschwung gegeben, und die geschlagenen Stufen benutzend, war er uns nachgefolgt. Er konnte den Weg, zu welchem wir mehr als $1\frac{1}{2}$ Stunden nöthig gehabt, in etwa 20 Minuten zurücklegen.

Die Aussicht auf das unter uns ausgebreitete, weite Gletscherbecken war anfänglich durch ein darüber schwebendes Nebelmeer fast ganz verdeckt; später trat größere Klarheit ein. Am imponirendsten wirkte der, in der entgegengesetzten Richtung aufsteigende, unverhüllt und schroff abfallende Piz Bernina, dessen Steinmann ganz deutlich sichtbar war. Ich hatte diesen Anblick während des ganzen gefährlichen Theils unserer Besteigung vor Augen gehabt. Der wilde Tschirvaseffel mit seinen hohen Eis- oder Felswänden trennte uns allein vom Piz Bernina; von keinem andern Punkt aus konnte man einen so deutlichen Ueberblick über den Verlauf der Rosegbesteigung erhalten und

über den Abfall der Eismwand, längs deren oberen Rande unser Weg hingeführt hatte. Dies war denn auch der Grund, weshalb ich neun Tage später auf der Spitze des Piz Bernina stand; hier erst ließ sich der gewaltige Hang der nordöstlichen Rossegseite ganz übersehen; sie endet mit einer senkrecht abgeschnittenen Eismauer.

Nach einem Aufenthalt von $1\frac{1}{2}$ Stunden schickten wir uns zum Abmarsch an.

Der Wind hatte bedeutend nachgelassen; aber die drei Taschentücher, die in Ermangelung einer Fahne auf der Spitze des Steinmanns befestigt worden waren, flatterten immerhin munter genug. Um 11 Uhr 40 Minuten begann der Rückmarsch. Ich hätte denselben freilich lieber mit Hans allein angetreten; denn es ist nicht angenehm, sich so von zwei Leuten in die Mitte nehmen zu lassen. Caspar war der erste, Hans Graß der letzte. Begreiflicherweise wurde mit Vorsicht marschirt. Es war nicht leicht; aber es ging famos, und Jeder hatte zu dem Andern Vertrauen.

Nach 50 Minuten war der tiefste Punkt der Kante erreicht, 6 Minuten später standen wir auf der Spitze der mittleren Schneerhebung zwischen den beiden Rossegspitzen. Von der Schneekuppe aus verfolgte ich noch einmal unseren Weg. Mit wie anderen Empfindungen betrachteten wir ihn jetzt wohl alle, als noch 4 Stunden zuvor. Nach einer kurzen Pause setzten wir unsern Rückweg fort und erreichten nach einem nicht gerade angenehmen Marsch um 2 Uhr 14 Minuten die am Fuß der erwähnten Eismwand zurückgelassenen Tornister.

Es herrschte eine drückende Schwüle, und die Gletscherlandschaft um uns her erschien in eigenthümlich gesättigten Farbtönen. Die Reste der Provisionen wurden verzehrt; dann ging's weiter, und gegen 5 Uhr gelangten wir zu der Alp Misam, nach einer Abwesenheit von nahezu 16 Stunden.

Um 6 Uhr 40 Minuten betraten wir Pontresina, genau 7 Stunden nach dem Verlassen der höchsten Rosegspitze.

Durch diese Besteigung wurde der Piz Roseg für Pontresina erst ein bekannter Berg, weil die vier Jahre früher fallende erste Besteigung ganz spurlos an den Einheimischen vorüber gegangen war. Wenn die Gratschneide zwischen der Schneekuppe und der höchsten Spitze nicht vereist, der Schnee gut, die Luft ruhig ist: so verliert das letzte Stück des Weges einen Theil der Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen hatten, und die wir in dem Glauben überwandten, daß es sich um eine erste Durchführung handelte.





Die Fuorcla da Roseg (3530 m.)

(1872.)

Seitdem Wanderungen im Hochgebirge aufgehört haben, als etwas Außergewöhnliches zu erscheinen, und gar nicht selten als bloße Frage der Technik aufgefaßt worden sind, hat sich die Zahl der jungfräulichen Spitzen und Pässe im Schweizergebiete in überraschender Weise vermindert. Es ließ sich kaum erwarten, daß das Jahr 1872 noch gestatten würde, von neuen, mit Erfolg gekrönten Unternehmungen zu berichten. Wenn es mir trotzdem gelungen ist, diese Erwartung noch einmal zu täuschen und ein Unternehmen glücklich zu Ende zu führen, an dem man bereits neunmal gescheitert war, so muß ich dies dem Vorhandensein mehrerer glücklicher Umstände zuschreiben, an deren Zusammentreffen es meinen bewährteren, aber weniger begünstigten Vorgängern gefehlt hat. Das erwähnte Unternehmen hatte sich die Ueberschreitung eines Hochpasses der Berninakette zum Ziele gesetzt, und ich habe in den folgenden Zeilen versucht, ein Bild der damit verknüpften Schwierigkeiten und der Art ihrer Ueberwindung zu geben.

Wem es bei dem bloßen Durchblättern dieser Aufzeichnung

etwa abgeschmackt erscheinen sollte, daß eines einzigen Passes wegen so viele Worte gemacht werden; der möge erwägen, daß wenn sich ein empfindender und denkender Mensch zu Unternehmungen hergiebt, bei denen Todesgefahr so nahe gerückt wird: einem solchen die sittliche und die ideale Grundlage für sein Thun nicht fehlen kann; diese mit zur Erscheinung zu bringen, das ist ein Zweck, der selbst die dürftigste Erzählung adelt, und den ich um alles hier nicht aus den Augen verlieren möchte.

Die Bernina-Gruppe bildet bekanntlich das östliche Ende der helvetischen Centralalpen; auf ihrem Kamm läuft die Grenze zwischen der Schweiz und Italien. Unter den Thälern, welche sich vom Hauptstock dieser Gebirgsgruppe nach der Schweizerseite hinabsenken, ist das Rosegthal eines der bedeutendsten und schönsten. Verfolgt man dasselbe von Pontresina aus aufwärts, so gelangt man nach zweistündiger Wanderung an den Gletscher, der sich bald theilt: rechts hinauf geht es über den Sella-gletscher zu dem gleichnamigen Paß, während man links über den Tshiervagletscher zu der Fuorela da Roseg gelangt, von deren erster Uebersteigung hier die Rede sein soll. Der Tshiervagletscher wird durch das Zusammenfließen zweier großer Gletscher gebildet; sie entspringen beide in dem Firncircus, dessen steinige Umwallung in dem Piz Bernina, Monte Scerscen und Piz Roseg gipfelt; aber ein nordwestlich abgelenkter Strebe-
pfeiler des Monte Scerscen scheidet ihre Quellgebiete: das vom Piz Bernina begrenzte ist der Tshiervafirn, das vom Piz Roseg überragte der Rosegfirn; à cheval beider erhebt sich der Monte Scerscen. Unterhalb ihrer Vereinigung (2580 m) fließen die Gletscher in einer Neigung von 10° gegen Nordwest ab und nehmen nach einem Laufe von 2 km von links her den Sella- und Murtelgletscher auf.

Als ich im Anfang September 1872 nach Pontresina kam, hatte ich nicht die Absicht, die Erststeigung der Fuorela zu ver-

suchen. Erst als ich mit meinem vielerprobten Freunde und Führer Hans Graß an einem wolkenlosen Tage die drei Palüspitzen bestieg, erwachte die alte Lust. Unsere gemeinsamen Erinnerungen an frühere Tage erwärmten uns so sehr, daß wir auf dem Palügipfel (3912 m) den großen Entschluß faßten, die berühmte „Fuorcla“ in Angriff zu nehmen. Hans Graß kannte den Paß aus Erfahrung; er und sein älterer Rivale Peter Jenny waren bei dem jüngsten Versuch die Hauptführer gewesen; und auf dem Rückweg hatten sich beide Männer in die Hand geschworen, daß keiner ohne den andern einen neuen Versuch wagen solle; die Fuorcla war für sie „ein Ziel, aufs innigste zu wünschen“, weil es trotz aller Angriffe so unbefiegt und so trotzig dastand.

Am 10. September unternahm ich, zunächst mit Hans Graß allein, einen Reconnoissirungsmarsch von Pontresina aus, und befand mich nach dreistündiger Wanderung an dem Punkte (2580 m), wo der Tschervagletscher sich theilt; er ist kaum 3 km von der Fuorcla entfernt, deren Basis 700 m über ihm liegt; der Weg dorthin läßt den anderen Gletscher linker Hand liegen. Der Fuorclagletscher bildet nun zunächst eine steile Eisstufe, die sich im Winkel von 23° bis zum Niveau von 2940 m aufzieht; wegen der Zerrissenheit des Eises muß man über die einsassenden Felsen der Scerseenrippe klettern — sehr mühselig. Es folgt ein neuer Anstieg über Schneefelder von 16° Neigung, bis zum Niveau von 3180 m; und damit gelangt man an den Eingang eines Thals, dessen weißer Boden sich in unmerklichem Anstieg einen Kilometer weit aufzieht. Die Scenerie, welche dieses der Firnregion ganz angehörige Thal bietet, wird in solcher Großartigkeit nur selten erreicht. Die früher erwähnte Nordostwand des Roseg zur Rechten, die steilen Abstürze des Scerseen-Fundaments zur Linken, das Chaos von Felswänden und hängenden Gletschern, die hoch oben in

der Luft einen plötzlichen Abschluß finden, bringen einen überwältigenden, unbeschreiblichen Eindruck hervor. In ernster Harmonie mit solcher Bildung ragt die Eiszwand auf, welche dieses Thal abschließt und die Fuorcla bildet; ganz unvermittelt steigt sie aus dem fast ebenen Firnboden zu dem Niveau von 3530 m auf, in einer Durchschnittsneigung von 50° , einer Höhe von 240 m und einer Breite von etwa 80 m; in sanft geschwungener Linie setzt sie sich scharf gegen den schwarzblau erscheinenden italienischen Himmel ab, da wo die kühn vom Piz Rosog herabschießenden Berglinien sich mit denen vom Monte Scerscen vereinigen. Obwohl, wegen ihrer nach Nordnordwest gerichteten Orientirung, fast ganz in Schatten getaucht, so schimmert die Wand doch mit eisigem Glanze; ihre Neigung wechselt zwar, aber dem nahenden Wanderer erscheint sie wie eine gleichmäßig aufgerichtete Ebene; vergebens späht das forschende Auge nach einem Wege; der einschließende Fels ist noch unzugänglicher, als das eingeschlossene Eis. An solcher Wand mußten die Künste auch der besten Gletscherleute scheitern. Das Vorhaben hier emporzudringen, erschien mir märchenhaft, und ich war ganz gefaßt darauf, das Schicksal meiner Vorgänger zu theilen.

Nicht genug damit; es boten sich dem ersten Blick noch weitere Schwierigkeiten dar. Die Eiszwand wurde in ihrer ganzen Breite, etwa 30—40 m über der Basis, von einem kolossalen Schrunde durchsetzt; er war so klaffend und die Ränder zeigten einen so bedeutenden Niveau-Unterschied, daß eine Ueberschreitung sich nur denken ließ, wenn Schneeanhäufung irgendwo eine natürliche Brücke gebildet hatte. Eine solche Brücke existirte auch, aber in welcher Form! Der Schnee stieg aus dem Schrund als eine überhängende Schneemauer auf, die sich 40 Fuß über dem unteren Schrundrande erhob und auf dem oberen Rande aufsetzte. Und diese Mauer mußte überwunden sein, ehe

man daran denken konnte, die Eiszwand selbst in Angriff zu nehmen.

Das waren die ersten Eindrücke, die ich erhielt; bei dem drohenden Ernst, der in ihnen lag, bewegten sie mich tief; auch Hans Graß konnte sich ihrer Macht nicht entziehen; als wir eine Zeit lang vor der Wand gestanden hatten, fragte er mich in mehr entnuthigendem als aufforderndem Ton: „Nun, was meinen Sie?“ Ich bezwang mich und antwortete: „Wir versuchen es!“ Damit war die endgiltige Entscheidung getroffen, und wir traten schweigend den Rückmarsch an, nachdem wir durch Aufklettern bis zum unteren Schrundrand einen Vorgeschmack der Dinge erhalten hatten, die unserer warteten. Die feierliche Stille in und um uns wurde nur zuweilen unterbrochen durch den Donner der Lawinen, die hoch oben sich loslösend, von Fels zu Fels stürzend, auf das Firnfeld aufschlugen und ihre Massen nicht selten bis in die Mitte desselben, zu unseren Spuren hin, wälzten. Wir erreichten Pontresina nach einer zwölfstündigen Abwesenheit; der Hinweg zum Joch hatte sieben, der Rückweg fünf Stunden erfordert.

Die Vorbereitungen für die am folgenden Tage zu beginnende eigentliche Expedition wurden in aller Stille getroffen. Die beiden letzten Versuche, die Fuorcla zu ersteigen, waren mit einem solchen Aufwand von Führern, Lebensmitteln, guten Vorsätzen und öffentlicher Aufregung in Scene gesetzt worden und doch erfolglos geblieben, daß es in der That wünschenswerth erschien, alles Unnütze oder nicht wesentlich zur Sache Gehörige zu unterdrücken.

In erster Linie mußte dem Führer B. Jenny unser Vorhaben mitgetheilt werden. Ich schickte ihm Hans Graß mit der einfachen Meldung zu, daß wir im Begriff ständen, einen Angriff auf die „Fuorcla“ zu unternehmen; daß ich von der zwischen ihm und Graß bestehenden Vereinbarung gehört hätte und ihn aus diesem Grunde, wenn er gewillt sei, an der Ex-

pedition theil zu nehmen, freundlich dazu einlände; mit meiner Person solle er weiter nichts zu thun haben. Jenny wußte recht gut, was Hans Graß und ich in früheren Zeiten allein unternommen und ausgeführt hatten; und da es seiner Führerehre und Führerambition einen empfindlichen Schlag versetzt hätte, wenn die Fuorcla da Rosseg zum ersten Mal ohne ihn überwunden worden wäre, so erklärte er sich ohne Widerrede bereit, uns zu begleiten, verzichtete freiwillig auf irgend welchen Lohn und bedankte sich sogar für die selbstverständlich angebotene, freie Behergung.

Es war nöthig, daß wir noch einen Träger mitnahmen; hierfür wählte ich wiederum Gaspar Capat, denselben Mann, den ich drei Jahre zuvor in der Disgraziagruppe und auf dem Piz Rosseg angewandt hatte; gut geführt ist dieser Mann sehr brauchbar; sein Fuß ist sicher, seine Kraft zähe, sein Gehorsam blind, seine Dienstfertigkeit stets zur Hand und nie aufdringlich; er betrachtete es als eine große Ehre, daß er ausersuchen wurde, diese von allen Führern gefürchtete Unternehmung zu begleiten.

Am Mittag des 11. September waren die Abmachungen mit den Leuten erledigt; ich hatte denselben absolutes Stillschweigen über unser Vorhaben geboten, und nur dem in Pontresina weilenden Herrn G. Hecker aus Dresden und meinem Wirth Herrn Lehrer Enderlin Mittheilung davon gemacht. Denn diese beiden Herren waren Zeugen für ein Schriftstück, das die Möglichkeit einer Katastrophe ins Auge faßte; ich glaubte es meinem so treu bewährten Führer Hans Graß schuldig zu sein, für den Fall, daß er oder wir Beide nicht mehr von unserm kühnen Gange zurückkehren sollten, seiner Frau fürsorgend zu gedenken; und hatte eine dahin zielende schriftliche Bestimmung getroffen, welche von den obengenannten Zeugen unterschrieben in den Händen des Herrn Enderlin zurückblieb.

Am Nachmittag des 11. September brach die Expedition auf. Damit jedes Aufsehen vermieden würde, waren Jenny und Capat allein vorausgegangen; Hans und ich folgten eine halbe Stunde später. Im Rosegthale holten wir die beiden Männer ein, und dort sah ich Jenny zum ersten Mal; wir schüttelten uns in Voraussicht der kommenden Gefahr die Hand und zogen dann stillschweigend unseres Weges bis zur Alp Misau (2005 m), die am Fuße des Roseggletschers liegt. Hier brachten wir die Nacht zu.

Noch vor dem grauenenden Morgen des 12. September hatten sich Graß und Jenny auf den Weg gemacht. Ich brach erst zwei Stunden später in Begleitung des Trägers auf; um 3 Uhr 45 Min. verließen wir die Hütte. Das Wetter war herrlich. Wie am Tage zuvor, hielten wir uns auf der rechten Thalwand und betraten den Tschiervagletscher nach einstündigem Marsch, überschritten denselben unterhalb seines steilen Absturzes und überwandten die Höhe des letzteren durch sehr mühsames Klettern über das Geröll der Moräne und einen aufragenden Felsen. Wir betraten dann wieder den Firn, der anfänglich in steilem Anstieg, bald aber in sanfter Neigung zur Fuorcla hinführt; die Spalten, die der untere Theil des Firnes in großer Zahl aufwies, waren sehr tückischer Natur, insofern sie oben schmal und nur schwach überbrückt erschienen, nach unten zu aber sich zu bedeutender Breite erweiterten; das Seil wurde hier unbedingt nöthig.

Die bis dahin verdeckte Eiswand des Foches erschien nun den Blicken wieder; mit ängstlicher Spannung suchte ich nach meinen Führern, konnte sie aber bei der noch immer anderthalbstündigen Entfernung nicht an der Wand entdecken. Als wir um halb neun Uhr die Kopfstation, d. h. den Fuß der Wand erreichten, sah ich die Führer halb verdeckt, in einer mir unerklärlichen Position, an der bereits erwähnten Schneemauer des Schrundes

und constatirte, daß kurz vor 9 Uhr Jenny und gleich darauf Hans auf dem oberen Schwindrande erschienen. In meiner Freude über die glückliche Ueberwindung dieses — wie es schien bedeutendsten — Hindernisses hielt ich den Kern der Aufgabe für gelöst; erst später zeigte sich, daß damit nur ein kleiner Bruchtheil der Arbeit geleistet war. Die beiden Männer wandten sich nun gerade aufwärts; ich verfolgte ihr Thun mit gleichbleibender Spannung und wachsender Bewunderung; an dem Eise haftend, arbeiteten sie sich wacker und unerschrocken mit der Art Schritt für Schritt aufwärts. Aber der Widerstand, den die Härte des Eises entgegensetzte, und die, wegen der Steilheit der Wand, nothwendige Größe der Stufen ließen nur ein sehr langsames Vordringen zu. Indem ich die nach mehrstündiger Arbeit zurückgelegte Strecke mit der noch zu überwindenden verglich, wurde es mir mehr und mehr zweifelhaft, ob die Sonne des 12. September unserm Siege noch leuchten würde.

Es mag befremdend erscheinen, daß ich mich von den Führern getrennt hatte; es war verabredet worden, daß ich den Leuten erst dann folgen würde, wenn sie oben angelangt wären. Für diese Maßnahme lagen triftige Gründe vor. Drei Dinge vornehmlich konnten verderblich werden, wenn ich mich, aus ängstlicher Befangenheit, den Führern an die Fersen geheftet hätte. Einmal die Kälte, der man durch das ruhige, stundenlange Verharren auf einer nach Nordwest gekehrten Eiswand ausgesetzt ist, und welche den Geist deprimirt, die Glieder lähmt; dann die zu körperlicher Pein gesteigerte Ermüdung durch das Stehen auf zwei Stufen ungleichen Niveaus; und endlich eine Erschöpfung der Energie, ein plötzliches Erlahmen des Widerstandes gegen die unaufhörlichen Angriffe der feindlichen Umgebung. Allen diesen Gefahren, deren gemeinsame Quelle Unthätigkeit ist, ging ich dadurch aus dem Wege, daß ich mir vorbehielt, erst dann zu folgen, wenn alle, oder doch die meisten

Stufen geschlagen waren; dies gestattete eine ununterbrochen thätige Action, die den Leib warm und die Seele frisch erhielt. Ohne solche Maßnahme hätte ich die Fuorcla schwerlich überwinden können, und es wird deshalb begreiflich erscheinen, wenn ich großes Gewicht auf sie lege.

Wir blieben mehrere Stunden an derselben Stelle stehen, auf dem ebenen Firn, am Fuße der Wand, und ich erschöpfte mich mit dem Träger in gegenseitigen Versicherungen, daß unser Vorhaben gewiß gelingen werde. Die Art der Führer blieb unaufhörlich thätig und sandte uns kleine Eisstücke zu, die, nachdem sie pfeifend ihren Weg durch die Luft zurückgelegt hatten, erst in unserer Nähe zur Ruhe kamen. Die beiden Männer hatten stets dieselbe Richtung beibehalten und waren gerade aufwärts, d. h. im steilsten Winkel gegangen; so waren sie hart unter einen Felskopf gelangt, der linker Hand in nächster Nähe des Ufers aus der Eiswand inselartig hervorragte; er befindet sich ungefähr in ein Drittel der Wandhöhe und bildet mit dem Schrunde die einzige Unterbrechung der sonst continuirlich ausgebreiteten steilen Eisfläche. Dieser Felskopf, auf dem wir schon bei der Recognoscirung des vorangegangenen Tages unser Augenmerk gerichtet hatten, schien dazu bestimmt zu sein, einen Ruhepunkt bei dem Erklettern der Wand zu bilden; deshalb war ich hoch erfreut, als die Führer bald nach 11 Uhr bis dahin vorgedrungen waren, und begriff nicht, weshalb sie plötzlich nicht mehr weiter kamen und wie festgenagelt unter dem Felsen erschienen. Sie sprachen laut zu einander, statt wie bisher ruhig fortzuarbeiten. Offenbar war hier etwas nicht in Ordnung.

Zu derselben Zeit, wo diese Stockung eintrat, sahen wir vom untern Ende des Firns her drei Gestalten auftauchen, die zum Ueberfluß ihre Annäherung noch durch lautes Fuchschreien zu erkennen gaben. Eine derartige, wegen der Unbetretenheit

der Region höchst auffallende Erscheinung machte uns sämtlich stutzig. Ich bildete mir ein (und merkwürdigerweise waren meine Leute derselben Meinung), daß es sich hier um eine Durchkreuzung unserer Pläne handelte; und ohne weiteres Besinnen befahl ich dem Träger sich fertig zu machen, damit wir nun selbst die Wand erklettern könnten.

Ungeäuert brachen wir auf; nach wenigen hundert Schritten hatten wir die Stelle erreicht, wo die Wand aufsteht, und die Steigung beginnt. Bis zum Schrunde hat's nicht viel zu sagen, weil bis dahin guter Schnee dem Eise aufgelagert ist. Am Schrunde angelangt, wurde es mir erst deutlich, auf wie ingenieüose Weise die Führer dieses Hinderniß überwunden hatten. Sie hatten nämlich, schräg gegen die Richtung des Aufstiegens, ein künstliches Couloir durch die Schneemauer hindurchgelegt und so eine Art Corridor geschaffen, in dem man aufstieg. Die hierzu erforderte Arbeit war enorm und konnte kaum in zwei Stunden geleistet werden; aber in dieser Art der Ueberwindung lag etwas Geniales, das den beiden Führern zu hoher Ehre gereicht.

Wir durchschritten das Couloir und fanden am Ende desselben die beiden, den Führern gehörigen Tornister; jeder von uns nahm einen derselben (Capat trug nun zwei); dann machten wir eine kühne Schwenkung nach rechts und betraten das Eis der Wand. Eine fieberhafte Eile trieb mich in die Höhe, und ich achtete nicht der Schrecken, die mich umgaben und die mit jedem Schritte wuchsen. Deshalb erreichten wir auch die Führer überraschend schnell; es war 11 Uhr 20 Min., als wir dicht unter ihnen standen. Hans Graß befand sich an der Basis des Felskopfes; Jenny hatte sich vergeblich bemüht, den Felsen zur Linken, d. h. auf der Uferseite zu umgehen; das nur dünn aufliegende Eis hatte ihn wieder zurückgetrieben. Trotzdem stemmte er sich mit aller Gewalt gegen den Vorschlag von

Graß, welcher horizontal, unterhalb des Felsens her, auf die Mitte der Wand losgehen und dann wieder aufwärts klimmen wollte. Jenny wollte eben durchaus Recht behalten, denn sein Zorn war erregt. Das Gefährliche unserer Situation, die schwere Arbeit, der wohl verzeihliche, aber doch zu häufige Gebrauch der mitgenommenen Stärkungsmittel waren nicht ohne Einwirkung geblieben; dazu kam noch das Erscheinen der drei Individuen, die er für Rivalen hielt; dies hatte einen förmlichen Wuthanfall bei ihm erzeugt, und er erklärte, daß er keinen Schlag mehr thun werde; die Leute da unten möchten zusehen, wie sie hier durchkommen könnten. Dagegen protestirte ich, unterstützt von Hans Graß, der ruhig und ernst dastand, wie ein von oben gesandter Petrus. Es entspann sich, während wir so an der Eiswand flecten, und eine einzige unvorsichtige Bewegung uns ins Verderben gestürzt hätte, eine erregte und ebenso erfolglose Discussion. Jennys Starrsinn war nicht zu beugen, er wollte durchaus nicht weitergehn. Wir mußten uns daher zur Umkehr entschließen, an einer Stelle, die — wie sich am andern Tag herausstellte — den Schlüssel des ganzen Unternehmens enthielt. Wir stiegen gemeinsam hinunter; bebend vor Zorn und Enttäuschung, im klaren Bewußtsein der großen Gefahr, unter dem widerwärtigen Eindruck der eben durchlebten Scene kletterte ich die glatte Wand — 140 Stufen — hinab und kam unverfehrt mit meinen Leuten unten an.

Die neuen Ankömmlinge hatten das Ende des gefährlichen Marches aus nächster Nähe mit angeschaut. Sie standen nun vor uns, diese eigentlichen Urheber unseres Scheiterns. In meinem Sinn verwildert, fiel es mir nicht bei, daß sie dasselbe Recht hätten zu gehen und zu stehen, wo ich ging und stand; und ich trat ihnen gegenüber, als solle ich das jüngste Gericht an ihnen vollziehen. Es waren zwei junge Männer in Begleitung des Führers Ambühl; die Neugier hatte sie hinaus-

getrieben, nachdem sie noch am Abend unseres Aufbruchs von Pontresina durch den Hauswirth Jemmys Wind von der berücktigten Expedition erhalten hatten. Neugier war ihr einziges Verbrechen; sie dachten nicht daran, die Eismwand zu versuchen. Im übrigen waren sie sehr bescheiden und zuvorkommend; das Englische war ihre Muttersprache, doch schienen sie eine Ehre darein zu setzen, sich deutsch mit mir zu unterhalten.

An der Stelle unserer ersten Begegnung konnten wir unmöglich bleiben. Wir gingen also gemeinsam das Firnthal hinab. Als die ersten sonnenbeschienenen Felsen erreicht wurden, entließ ich die jugendlichen Fremdlinge und blieb mit meinen Führern zurück, um zu ruhen; es war gegen 2 Uhr Nachmittags. Der Ruhe bedurften wir Alle. Die hart mitgenommenen Führer legten sich nieder und verfielen bald in tiefen Schlaf. Ich setzte mich auf einen Felsblock und blieb wohl eine Stunde lang starr und bewegungslos in dieser Stellung. Die Erlebnisse der letzten drei Tage gingen an mir vorüber; die Aufregung, die damit verknüpft war, der Aufwand an Kraft und Mühe, alles war vergeblich gewesen. An der entscheidenden Stelle waren wir umgekehrt, ohne zu wissen, ob der von Graß vorgeschlagene, von mir selbst gebilligte Weg nicht doch zum Ziele geführt hätte. Der gute Wille der Führer schien erschöpft; Pontresina war in wenigen Stunden zu erreichen; wer weiß, ob sie nach den gemachten Erfahrungen es nicht vorzogen, nach Haus zurückzukehren, und mir nichts zu lassen, als das Bewußtsein, die Zahl der an der fürchterlichen Wand gescheiterten Unternehmungen um eine vermehrt zu haben. Ich hatte selber den Glauben an ein endliches Gelingen verloren; so saß ich da: traurig, hoffnungslos, enttäuscht.

Durch solche Stunden hindurchzugehen und nicht zu unterliegen, das macht die Erinnerungen an dieselben werth, und lehrt dem, der belehrt sein will, daß die wirklich großen Unter-

nehmungen in den Alpen mehr verlangen, als eine bloße Anstrengung der Muskeln. Ich fühlte das Kritische der Lage, und es fiel mir zu, dieselbe durch eine kräftige Initiative umzugestalten. Deshalb hielt ich den Führern, als sie erwacht waren, eine energische Ansprache, in der ich ihnen erklärte, daß ich nicht daran dächte, nach Pontresina zurückzukehren, vielmehr fest entschlossen sei, morgen einen neuen, hoffentlich glücklicheren Versuch zu machen. Das wirkte: die Männer erklärten sich sämmtlich bereit, am andern Tage noch einmal die Wand anzugreifen; und zur besonderen Ehre Capats muß ich bemerken, daß er am liebsten sogleich wieder ans Werk gegangen wäre. So war die, eine Zeit lang empfindlich gestörte Harmonie wieder hergestellt, und damit unseren Hoffnungen auf Erfolg neue Nahrung gegeben.

Nach kurzer Berathung entschieden wir uns, bis zur Alp Misaun, unserm alten Nachtquartier, hinabzusteigen. Es ist eine nicht genug zu beherzigende Erfahrung, daß die Wohlthat eines schützenden Daches und eines hellen Feuers stundenweite Umwege rechtfertigt.

Um 5 Uhr Abends hatten wir die Alp Misaun erreicht. Ich begrüßte den Sennen wie einen alten Bekannten; er gab uns was er hatte, sogar die letzten beiden Brode, die ihm noch, für die wenigen Tage bis zum Heintreiben, von seinem Sommervorrath blieben. Milch war auch zu haben, und das mußte genügen; die aus Pontresina stammenden Provisionen waren oben auf dem Gletscher zurückgelassen worden; denn sie sollten erst für den nächsten Tag dienen.

Der Abend erschien in wunderbarer Schönheit. So milde Luft mit so viel Klarheit vereinigt! Die Ruhe und der Friede, die auf der Umgebung lagen, hatten etwas unbeschreiblich Berühnendes; sie fanden ihren stillen Weg auch zu meinem Herzen.

wohlthtuend und stärkend, während ich vor der Hütte saß und zu den Sternen aufblickte.

Gemsjäger, die gleichfalls die Nacht in Alp Misau zu bringen wollten, brachten uns Nachrichten von Pontresina. Sie erzählten uns, daß das ganze Dorf um unsere Expedition wisse; daß viele Fremde hinausgegangen seien, um uns von den Abhängen des Piz Corvatsch aus zu betrachten; daß für den andern Tag eine große Partie Wohlwollender arrangirt sei, die uns von einem geeigneten Standpunkte aus zum zweiten Male umkehren, oder wenn das Glück ihnen günstig sei, wohl gar abfallen sehen wollten.

Wir legten uns früh nieder. Mit dem Schlaf war es aber nicht weit her. Der Aufbruch erfolgte am folgenden Tage, dem 13. September, für Hans und Jenny um 3 Uhr, für mich und den Träger um 5 Uhr früh. Zum dritten Male innerhalb vier Tagen mußte der beschwerliche Weg zu dem Fuß des Joches zurückgelegt werden, und nach fünfstündiger Wanderung stand ich wieder vor der Wand. Zu dieser Zeit befanden sich die Führer abermals am Felskopf, scheinbar nicht weiter, als wir Tags zuvor vorgebrungen waren. Bald aber sah ich, wie sie, der Mitte der Wand zusteuern, den Fels umgingen, und nun gerade aufwärts stiegen. Ihre Arbeit hatte einen ganz unerwarteten Fortgang; der Erfolg mochte ihnen neue Kraft gegeben haben. Ich selbst begann freudige Hoffnung zu fassen; wenn ganz oben, wo Ueberhang zu sein schien, alles gut ging; wenn sich eine Linie ausfindig machen ließ, die nur etwas von der senkrechten abwich, so hatten wir gewonnenes Spiel. Am 11 Uhr bereits befanden sich die bewundernswerthen Männer in vier Fünftel der Höhe; um 11 Uhr 22 Min. rief mir Hans von oben deutlich vernehmbar zu: „Jetzt meine ich, mögen sie kommen.“ Damit war für mich das Zeichen gegeben. Ich notirte noch einmal die Aneroidangabe, ertheilte dem Träger einige Instruktionen, namentlich

was das Tempo des Kletterns und das Zählen der Stufen betraf, und dann ging's vorwärts.

Ich hatte mir vorgenommen, alle Stufen zu zählen, nicht die geschlagen waren, sondern in die ich meinen Fuß setzte. Zwei aufeinanderfolgende Stufen hatten 40—50 cm Höhenunterschied; wegen der Steilheit der Wand glichen sie mehr lochartigen Vertiefungen, als eigentlichen Stufen. Wie bereits erwähnt, bedurfte es für den Anstieg zum Schrunde, des vorhandenen Schnees wegen, derselben noch nicht. Sobald wir den Schrund überschritten hatten, und die Stufe Nr. 1 betreten wurde, nahm unsere Bewegung eine gewisse Stetigkeit an. Ich ließ Capat vor mir marschiren, weil ich das Vertrauen zu ihm hatte, daß er nicht gleiten würde; in letzterem Falle hätte er mich natürlich mit fortgenommen. Was mich selbst betraf, so marschirte ich stets in derselben Weise: ehe ich einen neuen Schritt in die Höhe machte, grub ich den Fuß völlig in die mit Eiskörnern halbgefüllte Stufe, legte die linke Hand auf den Boden der nächstfolgenden auf und schlug mit der rechten Hand die breite Seite des Gletscherbeils in den Firnüberzug der Eiswand. Am meisten genirte das Seil, das mich mit dem Träger verband; fast senkrecht von dem höher befindlichen Manne herabhängend, legte es sich regelmäßig auf den Rand der Stufe, in die ich eben treten wollte. Das Klettern selbst, die dabei zu entwickelnde Vorsicht, die Handhabung des Gletscherbeils mit der rechten, des Seiles mit der linken Hand, endlich das gewissenhafte Stufenzählen, gaben so viel zu thun, daß für eine elegische Betrachtung über die Gefährlichkeit der Position keine Zeit blieb.

Bei der 140. Stufe waren wir unterhalb des Felsens, in ein Drittel der Wandhöhe (vom Schrunde an gerechnet), angelangt. Hier setzte sich der Weg rechtwinklig um und ging horizontal nach rechts hin etwa zwanzig Stufen weit. Diese

Stelle war die gefährlichste des ganzen Weges. Nichts kann eine Vorstellung von der Gefahr, von der Schwierigkeit geben, welche hier zu überwinden waren. Jedezmal, wenn man den Fuß in eine neue Stufe einzusetzen versuchte, stieß das Bein gegen den oberen Rand derselben, so daß dasselbe mit dem ganzen Körper abgedrängt wurde, und daß man zwanzigmal hintereinander gewärtig sein mußte, die Eisfläche hinabzurutschen und sehr bald darauf von dem Schrund aufgenommen zu werden. Als wir uns wieder links hinauf in die Höhe wandten, erschien mir das weitere Klettern an dieser Wand wie ein Kinderspiel. Bei der 240. Stufe hielt ich inne; sie lag etwa im Mittelpunkt der Eisfläche. Die Führer sah ich über mir, ziemlich nahe der Fochlinie. Infolge einer kleinen Richtungsänderung, welche die unermüdblichen Männer genommen hatten, trafen uns die Eisstücke nicht, die ihre Art ausschlug. Das Firnfeld lag bereits tief unter mir; ich schwebte wie in der Luft über demselben; nie war mir mein Verband mit der Oberfläche unseres Planeten lockerer erschienen, als in diesem Augenblick. Aber ich hatte meine Fassung bewahrt, sah nach allen Richtungen hin um mich und scheute nicht den Blick in die Tiefe. Unten freilich war's fürchterlich; aber von oben her leuchtete der Hoffungsstrahl des Gelingens. Das Herz schlug höher, die Seele erweiterte sich, und ich fühlte, wie die Größe der Situation alle inneren Kräfte zu entfesseln begann.

Nach kurzem Stillstand kletterten wir weiter. Ich zählte die 300. Stufe, als einer der Führer hinter der Fochlinie verschwand, und gleich darauf der andere ihm folgte. Bei der 400. Stufe etwa erreichte uns das 90 Fuß lange Seil, das die Führer von ihrem, nun gesicherten Standpunkte herabließen. Diese Stelle war die steilste und so beschaffen, daß sich zu beiden Seiten die Eiswand zum Ueberhang zurückwölbte; noch einmal galt es, die beste Kraft zusammenzunehmen; nah und

näher rückte das ersehnte Ziel; das Herz pochte, jetzt packten die Hände den Schnee der Fochlinie; ein einziger Schritt noch, der letzte! und ich stand, wo ich nimmer hoffen durfte zu stehen; es war 12 Uhr 28 Min., als ich die Schneide des Foches betrat, 13 Minuten später als die Führer.

Der Sieg war nun unser. Vier Tage lang hatte mir die Eiszand vor Augen und Seele gestanden; die Welt schien mir an dieser Stelle aufzuhören. Jetzt war das alles mit einem Schlage verschwunden. Der Blick schweifte hinüber zu den italienischen Bergen, hinunter zu den weiten Gletscherbecken, deren Wasser in das Val Tellina fließen. Ein Gefühl grenzenloser Dankbarkeit bemächtigte sich meiner, nicht nur daß die Natur mir die geistige und körperliche Kraft gegeben, um Hindernisse zu besiegen, an denen auch Bessere verzweifeln konnten; sondern vor allem, daß mich plötzlich eine Freudigkeit des Daseins, eine Stärke reinsten Empfindung ergriff, als ob ich stets unberührt von den Schmerzen und Unvollkommenheiten menschlicher Existenz geblieben wäre und bleiben sollte. Dieses psychologische Moment, das eine treue Schilderung nicht mit Stillschweigen übergehen darf, ist allen gefährlichen Hochalpen-Unternehmungen eigen und drückt ihnen seinen veredelnden Stempel auf. Der Glückliche, der je durch solche Zustände hindurchgegangen ist, der im Vollgefühl seiner Kraft, seiner mächtig aufstrebenden Lebensgeister sich dankbar und inbrünstig vor seinem Schöpfer beugte, bleibt gegen alle Urtheile gefeit, welche sein Thun verdammen.

Das Foch stellte sich auf der Höhe als eine scharfe Schneide dar; es trägt die Grenzlinie der Schweiz und Italiens; aber seine südliche italienische Seite ist von anderem Charakter als die Nordseite. Man hat es daselbst nicht ausschließlich mit einer Eiszand zu thun, sondern kann eine, von steilen Felsmassen eingefasste, kaminartige Schlucht benutzen, die hauptsächlich mit losem

Gestein, selten einmal mit Firneis erfüllt ist. Im fernerem Gegensatz ist der höchste Theil der Südseite der wenigst steile; dort liegt der Schnee bis etwa 50 Fuß unter der Schneide, in einer Neigung von circa 30°.

Der erste Ausbruch unserer Freude äußerte sich in etwas sonderbarer Weise. Wir tanzten und sprangen auf dem Schnee herum, klopften einander auf die Schulter, schüttelten uns die Hände, Jeder sprach, Keiner hörte: wir waren glücklich wie die Kinder. Solche Wandlung hatte das glückliche Erreichen eines für unerreichbar gehaltenen Zieles mit den ernstlichen, beherzten Männern vollzogen, die noch eben erst das Schicksal so trotzig versucht hatten.

Nachdem der erste Sturm des Jubels vorüber war, genossen wir, was weise Sparsamkeit uns übrig gelassen: zwei Flaschen Wein; sie waren gerade jetzt, wo ein jeder das Bedürfniß hatte, auf das Wohl des andern zu trinken, recht am Platz. Dann befestigten wir mittels einiger, von der Südseite geholten Steine das Gletscherbeil des Trägers und banden daran ein rothseidenes Taschentuch. Die junge Fahne wehte lustig im Winde und verkündete in ihrem beredten Flattern den fernem Beobachtern der Expedition unsern Sieg. Als die beiden Flaschen geleert waren, wurde in jede eine Visitenkarte mit den auf die Besteigung bezüglichen Angaben gelegt. Die eine Flasche blieb bei der Fahne, die andere etwas tiefer bei den ersten Steinen zurück.

Wir verweilten lange Zeit auf der Höhe. Von der Kälte hatten wir gar nicht zu leiden; das warme und klare Wetter, das uns vier Tage lang unverbrüchlich treu zur Seite gestanden hatte, spendete auch in dieser weihedvollen Stunde seine Wohlthaten und gestattete, die beschränkte aber sehr großartige Umgebung in ungemindertem Genuß aufzunehmen. Daß die Aussicht von einer, 400 m tief zwischen Mosseg und Scerseen ein-

gefeilten Schneide einen andern Charakter hat, als die von freier Bergesspitze, ist selbstverständlich; denn man steht in und nicht über seiner Umgebung. Unser besonderes Vergnügen bestand darin, lang ausgestreckt dazuliegen, den Kopf über die Schneide zu neigen und den Blick an der furchterlichen Eiswand hinuntergleiten zu lassen.

Um 1 Uhr 45 Min. schickten wir uns an, den unbekannten Weg auf der andern Seite anzutreten. Unser Plan war, durch die Schlucht hinab den Scerfcengletscher zu gewinnen, und von dort aus rechts hinauf über den Sellapafz (3304 m) nach Pontresina zurückzukehren. Der Abstieg erforderte mehr Vorsicht als Geschicklichkeit. Vor Steinschlägen waren wir in großer Gefahr; deshalb eilten wir und betraten bereits nach einer Stunde den Firn. Die kurze Wanderung durch Italien endete gegen 4 Uhr am Sellapafz; von dort ging es in einem ausgelassen munterm Schritt abwärts über den Firn und das Eis des Sellagletschers. Um 8 Uhr Abends zogen wir in Pontresina ein.

Mein letztes Wort gebührt den Führern Hans Graß und Peter Jenny. Sich weit erhehend über das gewöhnliche Niveau tüchtiger und erfahrener Gletscherführer, haben sie ein großes und gefährliches Unternehmen bewundernswürdig und genial durchgeführt. Mit einer Beherztheit, die mit so viel Erfahrung selten Hand in Hand geht, haben sie außergewöhnliche Kraft und Ausdauer verbunden; in zehnstündiger Arbeit schlugen sie etwa 500 Stufen in hartes Eis, bei eigenem stets gefährdeten Standpunkt, und überwandten einen Schrund, der selbst einer Arbeit von nahe 150 Stufen äquivalent war. Alles dieses zusammengenommen rechtfertigt die Hochachtung, mit der ich auf die vereinten Leistungen dieser Männer zurückblicke, und es wäre hier die Stelle, ihnen uneingeschränktes Lob zu spenden, wenn ihre Thaten nicht lauter und besser für sie sprächen, als ich es vermag. Um so weniger aber brauche

ich mit meinem Dank zurückzuhalten, den sie von dem Gefährten ihrer Mühe und Gefahr gewiß beide gern hinnehmen werden.

Eine besondere Veranlassung*) legt es mir nahe, noch ein Wort über Hans Graß allein zu sagen. Es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich in der Lage bin, Erlebnisse wie diese aufzuzeichnen; das letzte Mal, daß ich mit meinem langjährigen, hart erprobten, aber stets treu befundenen Führer in die Berge gezogen bin; und deshalb möchte ich gerade an dieser Stelle die Schuld der Dankbarkeit abtragen, welche der Lauf der Jahre bei mir gegen den trefflichen Mann gehäuft hat. Er ist mir treu geblieben in allen Lagen, die unsere unbändige Unternehmungslust uns bereitet, in der Noth des Todes und der Verzweiflung; er hat ein blindes Zutrauen zu meiner Person dadurch bewährt, daß er mir nie auch nur einen meiner Vorschläge verweigerte; seine Erscheinung ist für mich in die Erinnerung an poesievolle Wagnisse verwebt, und seiner Mitwirkung schreibe ich es zu, daß viele unserer Erlebnisse den Stempel des Besonderen oder Außergewöhnlichen erhielten. Freilich habe ich am meisten dazu beigetragen, daß der Mann vor der Zeit anfängt grau zu werden; aber mich versöhnt, daß er es so in Ehren wird. Möchten ihm die Jahre glücklich und ungetrübt verfließen und er sich bei späteren Reisenden der Würdigung erfreuen, die er verdient.

Mit diesem Wunsche, dieser Bitte nehme ich Abschied von dem Leser.

Bemerkung (1885): Die Rosegfuorcla hat das Unglück, mehr als einen Namen zu besitzen. Als die oben beschriebene Expedition gemacht wurde, hieß sie schlechtweg die Fuorcla; ich

*) Ich stand im Begriff, nach Africa abzureisen.

glaubte ihr deshalb den Namen Rossegfuorcla oder Rossegjoch geben zu dürfen. Das ist aber nicht allseitig respectirt worden; denn die eidgenössische Karte hat später Fuorcla Tschiervascerseen dafür gesetzt; während die Pontresiner, um mich zu ehren, eine neue Bezeichnung erfanden und das Joch, in Verbindung mit meinem Namen, als Sattel bezeichneten.





Monte Scerseen (3967 m).

(1877.)

Der Hauptkamm der Berninagruppe verläuft in dem Theil seiner größten Erhebung als eine mehrfach gebrochene, bald nach Norden, bald nach Süden auspringende Linie, deren Eckpunkte durch bekannte Bergspitzen markirt sind. Verfolgt man auf der Karte das Stück der Kette, welches im Westen vom Piz Glüschaint (3598 m) und den Sellaipitzen, im Osten vom Piz Cambrena (3607 m) begrenzt ist, so gelangt man zunächst über den viel betretenen Hochpaß der „Sella“ (3304 m) in nordöstlicher Richtung zur höchsten Rosegspitze (3943 m). Von hier senkt sich der Kamm in schroffer Linie hinab zur Fuorcla da Rosseg (3530 m), um nach der andern Seite mit gleicher Kühnheit wieder aufzusteigen bis zu jenem Punkte, wo die Kette sich nach Südosten umsetzt. Dieser Punkt ist der Monte Scerseen (3967 m). Von ihm aus führt der Grat des Hauptkammes zu dem Felszahn der Crasta glüzza (3872 m) und zum Piz Argient (3942 m) hinüber, wo die Kette eine neue Brechung erleidet und die nordöstliche Richtung, über P. Zupò (3999 m), Bella Vista, Palü und Cambrena, wieder aufnimmt.

Von den bedeutenderen Bergen der Berninagruppe war der Monte Scerscen bisher der wenigst gekannte. Und doch weisen alle Umstände darauf hin, gerade diesen Berg als den natürlichen Mittelpunkt der Kette erscheinen zu lassen. Nicht die Voreingenommenheit des ersten Besteigers, sondern sachliche Gründe haben mir eine solche Ansicht nahe gelegt. Sie wurzelt darin, daß folgende vier Momente bei dem Monte Scerscen vereinigt auftreten: 1) Beträchtliche Erhebung (der Monte Scerscen ist höher als der Piz Rosseg); 2) individualisirte Gestalt; 3) centrale Lage in bezug auf die übrigen Spizen; 4) volle Zugehörigkeit zum Hauptkamm. Durch den letzt-erwähnten Umstand geht die Rolle, die man im allgemeinen dem Piz Bernina zuuertheilen geneigt ist, auf den Monte Scerscen über. Denn jener höchste Berg, von dem die ganze Gruppe ihren Namen empfangen hat, liegt auf der seitlichen Gebirgsabzweigung, die der Scerscen nach Norden ausendet, und deren Gipfel der Piz Bernina, der Pizzo bianco, der Piz Morteratsch und Piz Tschierva sind. Zu der imposanten Entwicklung, welche diese Seitenkette als Gebirge erlangt hat, steht ihre bescheidene Rolle als Wasserscheide in Gegensatz. Wenn die Schneemassen, welche ein langer Winter auf dem Gipfel und den Rämmen des Bernina aufgehäuft hat, sich mit dem hereinkommenden Frühjahr in donnernden Lawinen lösen und nach entgegengesetzten Seiten in die Tiefe stürzen, so werden sie nach kurzem Laufe durch die Gletscher des Rosseg- und des Morteratschthales wieder zusammengeführt und schwellen die Wasser des Inn durch einen und denselben Seitenstrom. Ganz anders bei dem Monte Scerscen, der als Wasserscheide zwischen dem Schwarzen Meer und der Adriatischen See auftritt und der schon aus diesem Grunde nicht als eine secundäre Spitze des Berninagrates betrachtet werden darf. Ich erwähne dies, weil der bei den Italienern für den

Piz Bernina gebrauchte Name „Monte Rosso di Scerscen“ zu solchen irrthümlichen Auffassungen Anlaß geben kann, und weil ich selbst in meinen ersten Aufzeichnungen über die „Fuorcla da Roseg“, den Monte Scerscen nicht namentlich erwähnt, sondern als Ausläufer des Bernina bezeichnet hatte. Wer an Ort und Stelle war und die zackige, aus Scharten und Zuspitzungen bestehende Gratlinie gesehen hat, welche vom Monte Scerscen zum Piz Bernina hinüberführt, der wird nicht mehr in Versuchung gerathen, beide Berge unter einem gemeinsamen Namen zusammenzufassen.

Während nun der Piz Bernina häufig besucht wird; auch die Erreichung der höchsten Roseg-Spitze in folge günstig gestalteter Schneeverhältnisse keine Seltenheit mehr ist; und selbst von der Crasta güzza mindestens vier Besteigungen verzeichnet werden können, so hatte sich der Monte Scerscen von allen Bergen der Gruppe allein unerstiegen erhalten. Unerstiegen, ja! auch unersteigbar? Das war die Frage, die mir einer Lösung werth schien, und deren Beantwortung in den folgenden Zeilen enthalten ist.

Im September 1877, am Tage nach meiner Ankunft in Pontresina, recognoscirte ich den Monte Scerscen zum ersten Mal ernstlich, d. h. mit dem Vorsatz, ihn zu ersteigen. Hans Graß, unternehmungslustig und thatkräftig wie in früheren Jahren, begleitete mich als Führer. Wir besuchten, um uns an der Erinnerung verfloßener Tage zu erfreuen, den Fuß der Fuorcla da Roseg, stiegen bis zum Schrund auf und hatten nicht übel Lust, uns über ihn hinweg zu arbeiten. Hans selbst machte den Vorschlag, und daraus ersah ich, daß er der alte geblieben war. Der Weg zur Fuorcla führt am Fuß des Scerscen hin; beim Anstieg hat man ihn linker Hand. Auf dem Rückwege blieben wir öfters stehen, schauten den Berg an und trafen dabei, nicht gerade in sehr formeller Weise, die Abrede zur Besteigung.

Ich wies nur mit der Hand hin und sagte: „das“ sollten wir doch einmal versuchen, worauf Hans etwas wie „so“ in seinen Bart brummte. Der Name des Scerscen wurde nicht einmal genannt, aber um so fleißiger wurden an diesem wie an den folgenden Tagen unsere Fernrohre auf ihn eingestellt.

Ueber die Seite, von der aus der Angriff zu machen sei, herrschte kein Zweifel. Aus dem Firthal der Roseg-Fuorcla mußten wir über die nordwestlichen Abstürze des Scerscen vorzudringen versuchen. Nur über den Weg, der auf diesen einzuschlagen war, gingen unsere Meinungen auseinander. Aber Hans Graß' genialer Blick traf das Rechte und errieth einen Weg, den ich auch heute noch für eine Unmöglichkeit erklären würde, wenn ich ihn nicht selbst zurückgelegt hätte.

Selten läßt sich eine Besteigung in ihren großen Zügen von bequem zu erreichenden Standpunkten aus so vollständig übersehen, wie die unsere des Monte Scerscen. Der in Pontresina weilende Leser darf sich nur nach Agaglinus begeben (so heißt der gegen Sella- und Tschierva-Gletscher auslaufende Kopf der Rosegkette), um uns nachträglich zu folgen und zu controliren. Freilich wird sein Urtheil über die dem Wege bereiteten Hindernisse dabei auf ähnliche Unsicherheiten stoßen wie das unsere, als wir recognoscirten. Denn man darf nicht vergessen, daß der entferntere Standpunkt vieles abschwächt oder verzerrt; daß Eiswände, die sich von weitem als eine leicht zu überwindende Stufe des Eisgefälles darstellen, unüberwindlich erscheinen können, wenn man an ihrem Fuß steht und an ihnen hinaufklimmen soll; daß Bergschründen, die hier in mehrfacher Zahl auftreten, oft nicht eher für passirbar ausgegeben werden dürfen, als bis man sich wirklich über sie hinweggearbeitet hat. Noch weit schwieriger ist es, Felsen aus großer Entfernung zu beurtheilen, weil es bei diesen weniger auf die Steilheit des Falles, als auf die Art der Verwitterung ankommt; und weil die Frage,

ob die Oberfläche Vorsprünge oder plattenförmige Abschälungen aufweise, vorher niemals mit Sicherheit beantwortet werden kann. Der erfahrene Blick sieht zwar mehr als der unerfahrene, aber auch ihm sind Grenzen gesteckt, die es nicht immer möglich machen, den Erfolg vorherzusagen.

In einem solchen Falle befanden wir uns, ja sogar in einem noch schlimmeren; denn die Wagschale unserer Vermuthungen neigte sich stark auf die Seite der Hoffnungslosigkeit; und weder Hans noch ich glaubten je eine Sache mit so geringer Aussicht auf Erfolg geplant zu haben, wie diese Besteigung. Wir hatten zwischen Scylla und Charybdis zu wählen: zwischen einer gewaltigen Felsenmauer, auf der sich ein senkrechtes Eisgebirge erhob, und zwischen einem minder steilen Anstieg über Eis und Firn, der an klaffenden Schründen endete. Hans Graß wählte den ersteren Weg; er packte den Stier bei den Hörnern und stellte durch den Erfolg seine früheren Leistungen fast in den Schatten. Die kühne Unbeirrtheit, die Sicherheit, mit der wir am Tage der Action vorgingen, gab der Unternehmung etwas Elegantes, das die Erinnerung zur Unterschätzung dieser schwierigen Alpentour geneigt macht.

Die Besteigung wurde am 13. September, gerade fünf Jahre nach der glücklichen Ueberwindung der Roseg-Tuorcla, ausgeführt. Aus Erkenntlichkeit für früher geleistete Dienste, und weil der Mann erprobt war, nahm ich Caspar Capat als Träger mit.

Die Möglichkeit eines ersten Mißerfolges und mehrtägiger Versuche im Auge behaltend, versah ich unsere kleine Expedition sehr reichlich mit Lebensmitteln. Natürlich durfte Niemand wissen, wohin die Reise ging; weshalb denn das Geheimniß auch Jedermann bekannt war, der es wissen wollte. Am Nachmittag des 12. September verließen wir Pontresina und schlenderten zwischen Ungewißheit und Hoffnung in einer

Pizzo Bianco

Scerscenfuorda

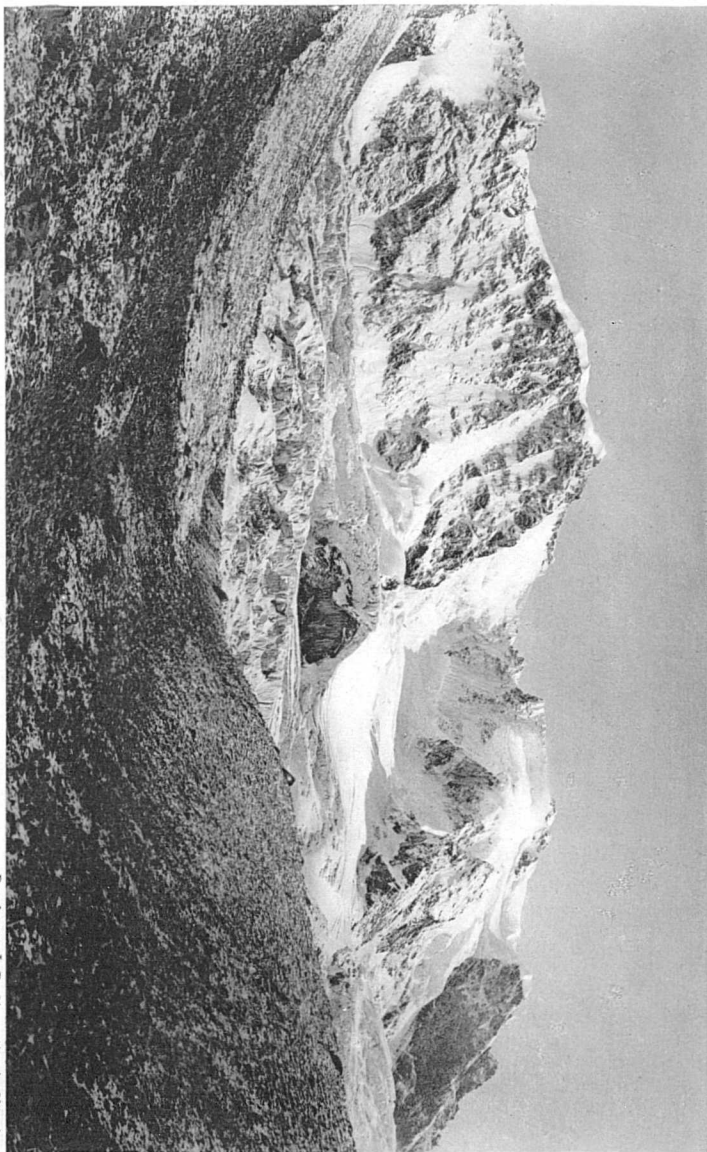
3885 m

3967 m

3877 m

Schneehaube

Monte Scerscen



Druck von J. B. Obernetter in München.

Pizzo Bianco (3998 m) und Monte Scerscen (3967 m),

vom Rande des Tschliervagletschers aus (2400 m), aufgenommen am 15. September 1884, von Paul Güssfeldt.

Art Trauermarsch zur Hütte der Alp Miſaun (2005 m), am Fuße des Roſeggletſchers.

Wir brachen am folgenden Morgen erſt etwas nach 5 Uhr auf. Der September hat eben kurze Tage, und das Marschiren bei Laternenschein iſt der unvermeidlichen falſchen Tritte wegen, namentlich auf Geröll, ermüdend und langwierig und hebt die Vortheile des früheren Aufbruchs zum großen Theile wieder auf. Wir zogen es daher vor, die Morgendämmerung abzuwarten. Dann aber wurde keine Zeit verloren, und in ſtetigem guten Marsche ging es zum fünften Male auf dem altbekannten Wege über Gletſcher und Moränen in der Richtung der Roſeg=Fuorcla hinauf.

Der höchſte Theil des Monte Scerſcen iſt ein Kamm von etwa tauſend Schritt Länge. Von ſeinen drei Spitzen überragt eine (3877 m) die Roſeg=Fuorcla und iſt von mir die „Schnee=haube“ genannt worden; die mittlere iſt die höchſte (3967 m) und bildete unſer Ziel; die dritte (3885 m) liegt am Nordoſt=ende des Kammes, gleicht einer Mauerecke und iſt nur durch eine Einſattelung — ich nannte ſie die Scerſcen=Fuorcla — von dem nahen Biß Bernina getrennt. Roſeg= und Scerſcen=Fuorcla ſind die Anfänge der beiden Firnthäler, in welche die Urſprungsmulde des Tſchiervagletſchers ſich gliedert; gegen beide fällt das Maſſiv des Monte Scerſcen in ſehr ſteilen Flächen ab. Die eine iſt nach Nordweſt gegen Biß Roſeg, die andere nach Nordoſt gegen den Biß Bernina orientirt; ihre oberen Säume durchſehen ſich in einem Grat, der von der dritten Scerſcenspitze (3885 m) bis zu dem Niveau von 2600 m niedergeht; erſt da vereinigen ſich beide Urſprungstämmen des Tſchiervagletſchers. Auf dieſer Scheide zweier wilder Firnthäler, auf dieſer mächtigen Frontrippe eines mächtigen Berges ſpielte ſich der ſchwierigere Theil der Scerſcenbeſteigung ab,

mit ihren Schrecken, ihren Räthseln, ihren Ueberraschungen, dem gewährten Siege und der wohlbehaltenen Heimkehr.

Wir waren von der Alp Misaun aus $1\frac{1}{2}$ Stunden lang in mäßiger Steigung zu den grünen, aber mit vielen Trümmern überlagerten Hängen des Tschiervagletschers hingegangen, überstiegen die Seitenmoräne, durchschnitten darauf den leichtpassirbaren Gletscher quer und standen nach weiteren 20 Minuten an dem so eben erwähnten tiefsten Scheidepunkte zwischen dem oberen Tschierva- und oberen Roseggletscher.

An diesem Punkte beginnt die eigentliche Besteigung mit dem ermüdenden Erklimmen des steilen Moränengrats zwischen Tschierva- und oberem Roseggletscher. Entsprechend dem steilen Felsenanstieg stürzen beide Gletscher in zerrissenen Eisbildungen cascadenartig aus den oberen, sanfter geneigten Firnböden zu den von neuem beruhigten Eisgefülden der unteren Thalsohle. Es giebt daher keinen andern Weg zur Höhe als den über die Felsen; sie sind mit losen Blöcken überschüttet, und das Gehen daselbst ist anstrengend und unangenehm. Wir machten erst Halt, wo der Anstieg gelinder wurde und durch aufgelagerten Firn seinen unwirschigen Charakter verlor, in einer Höhe von circa 2800 Metern. Es war 7 Uhr in der Frühe, als wir uns zur Frühstücksrast niedersetzten; die Roseg-Fuorcla hatte uns oft an diese Stelle geführt. Das Morgenlicht lag noch auf den Spitzen, das Thermometer zeigte $0,4^{\circ}$ C. Die Hauptmahlzeit, die unsere Kräfte für den Rest des Tages unterhalten sollte, wurde hier, nach kaum dreistündigem Marsch, eingenommen; denn für große Hochgebirgstouren gelten andere diätische Regeln als gewöhnlich. Nach Ablauf der vierten Marschstunde pflegt es mit der Eßlust vorbei zu sein; und man sündigt nur gegen sich selbst, wenn man den richtigen Moment verpaßt, wo der Körper mit Begierde Speise annimmt und verarbeitet.

Gegen 8 Uhr wurde der Marsch fortgesetzt. Die nunmehr unter dem Firn begrabenen Felsen, über deren untere Ausläufer wir aufgeklettert waren, brechen in einiger Entfernung wieder durch, und zwar in der Form einer scharf zugespitzten Pyramide, welche den Blick auf den hinter ihr fortgesetzten Grat verdeckt. Sie wird mit einem wohl nur localen Namen als Piz Humor (3260 m) bezeichnet, sieht zwar gewaltig aus, wenn man vor ihr steht, erscheint aber von hochgelegenen Punkten aus als ein ganz untergeordnetes Moment der Landschaft.

Wir änderten deshalb an dieser Stelle die bisher befolgte Richtung, ließen den Piz Humor zu unserer Linken und betraten, von neuem dem Gletscher folgend, das Firnthal der Rosseg-Zuorcla. Im Vergleich zum Jahre 1872 fand ich hier vieles verändert. Mit den Firnmassen müssen gewaltige Revolutionen vor sich gegangen, enorme Quantitäten Schnee müssen vom Scerscen wie vom Rosseg herabgestürzt sein, ehe die Firnsohle ihr jetziges Ansehen erhalten konnte. Ich habe mich bereits früher, als ich noch gar nicht daran dachte, den Monte Scerscen zu besteigen, über die wilde Bergscenerie dieses Hochthals ausgesprochen, und wies dabei auf den überwältigenden Eindruck hin, den „das Chaos von Felswänden und überhängenden Gletschern, die hoch oben in der Luft einen plötzlichen Abschluß finden,“ hervorbringt. Damals erschien die Eiswand der Rosseg-Zuorcla als der einzige Ausweg für den Eindringling; jetzt mußte ein zweiter gefunden werden, wenn die Spitze des Monte Scerscen wirklich erreicht werden sollte. Zu eben jenem „Chaos“ mußten wir uns hinauf und dann hindurch arbeiten; und es handelte sich zunächst darum, den richtigen Punkt ausfindig zu machen, von dem aus wir links abschwenkten und die steile, aber noch mit Schnee überlagerte Seitenwand des Firnthales erkletterten. Hans

Graß fand den rechten Punkt mit einer Sicherheit, als sei ein Wegweiser an der Stelle errichtet.

Es war 8 Uhr 20 Min. Vormittags, als die Steigung begann; und von diesem Augenblicke an wandelten wir auf Pfaden, die bis dahin nur geschaut, aber nicht betreten worden waren. Sehr bald nahm die Situation jenen ernstesten Charakter an, der ihr für den Rest des Tages verblieb. Unser Plan war leicht in Worte zu fassen, aber schwer auszuführen. Wir wollten durch Erklimmung der Thälwand den Grat der großen Scerjcen-Rippe wieder erreichen, die wir am Fuße des Piz Humor hatten verlassen müssen, und beabsichtigten alsdann, dem Grat zu folgen. Nach kaum einviertelstündiger Steigung über Firnschnee trafen wir auf Eis, und es begann das Schlagen von Stufen, deren Größe der Steilheit der Wand entsprechen mußte. Wir hielten uns nicht weit von der Grenzlinie, auf welcher die Pyramide des „Humor“ von dem Hange der Wand durchsetzt wird. Das Eis lag bald nur dünn auf den Felsen auf; zeitweise führte unser Weg über nacktes Gestein, bis ein neues Auftreten von Eisschichten ein neues Stufenschlagen erforderte. Dieser mehrfache Wechsel von Eis und Fels deutet auf die Steilheit des Absturzes; aber bereits dreißig Minuten nach dem Verlassen der Firnsohle standen wir auf dem Grat. Damit war die Umgehung der Felsenpyramide des Humor vollzogen, und wir befanden uns etwa 3200 Meter hoch.

Eine tiefe Schlucht, das Firnthal der Scerjcen-Fuorcla, trennte uns von den Wänden des Piz Bernina und Piz Morteratsch; wir konnten nun auf ihren schimmernden Grund herniedersehen. Ein lautes, freudiges Fuchschreien zweier befreundeter Partien, die in der Besteigung des Piz Morteratsch begriffen waren (die Doctoren L. Haller und A. Stadler, mit dem trefflichen alten Christel Graß und dem jungen Cadenau als Führern), drang zu uns herüber. Wir durften keine Zeit

mit gegenseitigen Begrüßungen verlieren und verfolgten ohne Säumen den Grat, der sich gut gangbar erwies. Ein erster aufragender Felskopf machte indessen schon nach zehn Minuten das Ueberschreiten eines Bergschrundes und eine Umgehung nöthig. Nach einer Kletterei an den Seitenabstürzen des Felsens erreichten wir den Schnee Grat von neuem, der nunmehr in sehr starker Neigung aufstieg und an dem Fuße einer Felsterrasse, etwa bei 3300 Meter, endigte.

Damit trat die Expedition in ihre kritische Phase ein. Die Felsterrasse ist eine sprungförmige Unterbrechung der Frontrippe und greift als breites Mauerband in beide Abhänge des Scerfjen über. Die Felsen lassen sich nicht umgehen; denn der Nordostabhang ist excessiv steil, und die Nordwestfläche ist da, wo der Terrassensprung endet, durch Firnschründe unpassirbar gemacht. Aber selbst wenn der Versuch, direct aufzuklettern, gelang, so konnte das Endziel doch unerreichbar bleiben. Denn der steile Abfall des Felsens bedingte weiterhin, daß der darüber gelagerte Firn senkrecht abschnitt und den oberen Rand der Felsenterrasse gleich einem Eisgebirge krönte. Und ob wir dessen Herr werden konnten, das war die entscheidende Frage? Es blieb uns aber keine Wahl; wir begannen also das Werk.

Die Kletterei war in der That verwegen. Eine in lebhaften Farben schildernde Beschreibung könnte übertrieben erscheinen und doch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Wenn der Weg nach Agagliuz, Alp Ota oder Biz Rosog führt, der mag selbst prüfen, wie es um diese Stelle beschaffen ist. Der Abgrund, auf dem die Mauer aufsetzt; ihre eigene Steilheit und Mächtigkeit; die Beschaffenheit des Felsens, der vielfach der Hand wick oder aufgerichtete glatte Platten ohne Stütze für den Fuß bot, sind gerade Momente genug, um dem Wanderer schwierige Stunden zu bereiten. In den Labyrinth dieser Felswand war es auch, wo wir ein einziges Mal

während der ganzen Besteigung in Zweifel über den Weg gerieten. Wir ließen uns zurückschlagen, weil wir glaubten, es ginge nicht weiter; und dann ging es doch, weil alle benachbarten Stellen noch viel bössartiger waren. Oft war der Halt ein so geringer, daß ohne Vertrauen auf den Glückstern der nächste Schritt nicht hätte gethan werden dürfen. Man pflegt auf solchen Passagen meist hastig voranzugehen, der Athem kürzt sich, und alle Kraft muß zusammengekommen werden. Für die Anstrengung, für die Aufmerksamkeit, welche dieses Klettern über Abgründen forderten, gab auch das berechtete Schweigen meines Notizbuches nachträglich einen Beweis. Während ich gewohnheitsmäßig, in guten wie in schlimmen Tagen, Bemerkungen an Ort und Stelle niederschreibe, fand ich bei der Durchsicht der Notizen eine 2¼ stündige Unterbrechung. Ich hatte nichts verzeichnet als: „9 Uhr Bergschlund; hier Schnee pulvrig, aber bis dahin gut; fürchterlicher Fels; 11 Uhr 15 Minuten Pause auf dem neuerreichten Schnee.“ Das war alles.

Wir mochten durch diese Kletterei 230 m überwunden haben und befanden uns etwa in dem Niveau der Rosegfuorcla (3530 m). Ueber zwei Stunden hatten wir, ohne nachzulassen, mit den Felsen gekämpft, und erst als wir ihrer Herr geworden waren, gönnten wir uns einen Moment der Erholung. Wir bedurften derselben in der That. Von den 7 Stunden, die seit dem Verlassen der Alp Misaun verflossen waren, ließen sich nur die ersten beiden leicht zurücklegen. Nach Abzug der Frühstückspause blieben noch mehr als 4 Stunden übrig, in denen der Weg bereits große Anforderungen stellte. Letztere waren nur dadurch in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu erfüllen, daß die Unterschiede zwischen „Herr“ und „Führer“, während der Action, zwischen mir und Hans Graß verwischt sind, und in einer Art freundschaftlichen Wettstreits Keiner dem Andern

nachstehen will. So schöpften wir denn jetzt Athem und ruhten auf einem besonders kritischen Punkte unserer Besteigung aus, deren Schicksal noch lange nicht entschieden war. Die gefährliche Felserrasse war erstiegen; die Abgründe, welche zu unseren Füßen gähnten; und der Gedanke, wie der Abstieg sich entwickeln würde, beschäftigten weder meine noch Hans' Gedanken. Unser Blick richtete sich nach oben und überslog die Eismände, die dicht über uns aufragten und in compacten Massen das weitere Vordringen zu verbieten schienen. Es gewährte einen prachtvollen Anblick, dieses nahe gerückte, bläulich schimmernde Eisgebirge mit den senkrecht zu uns abfallenden Hängen, den aufgesetzten Pyramiden und kegelförmigen Spitzen. Wir mußten es als ein besonderes Glück betrachten, daß die gewaltigen Massen sich unzerklüftet darstellten; daß keine zum Sturz bereiten Tafeln oder Blöcke die spröde Feste als Zinnen krönten; daß wir in unserer Thatkraft nicht gelähmt wurden durch die Befürchtung, von einem herabstürzenden Eisblock zerschmettert oder in die Tiefe geschleudert zu werden. Von der Spitze des Piz Morteratsch (3754 m) tönte der laute Ruf unserer Freunde zu uns herüber; und in der Tiefe des Firnthales, das uns trennte, sahen wir zwei Rudel aufgeschuchter Gemsen hinabjagen, in scharf gewundenen Curven die Spalten umgehend, zum Ausgang des Thales fliehend. Das Schauspiel war so fesselnd, daß ich im Augenblick alles Andere darüber vergaß.

Wir mußten eine Entscheidung treffen, uns entschließen, ob der Versuch gemacht werden sollte, das Eisgebirge zu erklimmen oder nicht. Dafür sprach nur unser Voratz, die Spitze des Scerscen zu erreichen. Dagegen in erster Linie die vorgerückte Zeit; die Ungewißheit, wie weit sich die Eisberge noch hinter dem übersehbaren Theile der Wand erheben könnten; und wie viele Stunden das Stufenschlagen in Anspruch

nehmen würde. Wenn darüber der späte Nachmittag hereinbrach, so konnte uns die Nacht in den soeben überwundenen Felsen überfallen, und wir hätten, auf einem Steine über dem Abgrund hockend, ohne Decken, gegen Kälte und Schlaf kämpfend, den dämmernden Morgen erwarten müssen. Das war wohl zu überlegen. Aber es liegt ein eigener Reiz darin, der eben neuen Besteigungen eigen ist, in so schwankenden Momenten die Entscheidung zu treffen. Ohne mich auf eine subtile Abwägung unserer Chancen einzulassen, von fatalistischem Zutrauen befeelt, drängte ich vorwärts und erstickte schon im Reime jeden Zweifel, als ob wir etwa nicht weiter gehen sollten. Ich dachte: Sind wir nur erst hinauf gekommen, so kommen wir auch wieder hinunter; und unterstützte Hans Graß gern in dem Glauben, daß sich vielleicht ein Abstieg nach der andern Seite von der Spitze aus finden lassen werde.

Hätten wir nicht in früheren Jahren gemeinsam die Roseg-Fuorcla überwunden, wer weiß, was an dieser Stelle geschehen wäre? So aber fußten wir auf unserer Vergangenheit, und diese gab uns den nothwendigen Halt. Um 11 Uhr 35 Min. begann die Arbeit, um 1 Uhr 5 Min. war sie beendet, und wir standen auf gutem, wenig ansteigendem Firn. $1\frac{1}{2}$ Stunden lang hatte Hans Stufen geschlagen, immer senkrecht über uns, so daß die herabgeschleuderten Eisstücke mir die Hände blutig rissen oder mit Gewalt gegen den Kopf schlugen. Ich blieb dabei in ziemlich gleichem Abstand von Hans; wir hatten 140 Fuß Seil. Die Zahl der Stufen habe ich nicht notirt; es müssen ihrer etwa 120 gewesen sein. An steilen Wänden harten Eises lassen sich in der Stunde 60 bis 100 Stufen schlagen, was einem Durchschnittsaufstieg von 40 Metern entspricht. Der Weg wurde in einer kaminartigen Unterbrechung zweier senkrechter Eismände genommen; in der Mitte kam eine besonders heikle Stelle, eine Art Absatz im

Eise, wo die Neigung in die senkrechte überging. Es war eine Wiederholung der Roseg-Tuorela, nur nicht so ausgedehnt. Hans Graß benahm sich wie ein Held; er bewältigte die ganze Arbeit allein, ohne Hilfe zu verlangen. Als er die letzte Stufe geschlagen hatte, verlangte er nach Wein; er hatte sich überanstrengt und fühlte sich einen Moment erschöpft. Ich bewunderte ihn und dankte ihm für die herrliche Leistung; er durfte mit Recht stolz darauf sein! Wir sahen vor uns; da lag die Spitze des Scerscen, scheinbar leicht zu erreichen, von unserm Standort nur durch Firnhalden getrennt. Aber wir triumphierten doch zu früh, wenn wir glaubten, in einer Stunde das Ziel erreichen zu können.

Nach kurzer Rast setzten wir den Weg gegen halb 2 Uhr fort. Die bisher verfolgte Gratlinie wurde linker Hand gelassen; denn nun gab uns die höchste Spitze die Richtung. Ueber dem sichern Gefühl, die Besteigung jetzt ganz in der Hand zu haben, vergaßen wir alle Sorgen um den Rückweg. Wir waren nach ziemlich zuverlässiger Schätzung 3560 bis 3600 Meter hoch, und noch standen wir fast 400 Meter unter dem Niveau der höchsten Spitze.

Ein flacher, bequem ansteigender Firnrücken bezeichnete den Weg, und ohne Schwierigkeiten, ja sogar uns erholend, wanderten wir ungehindert $\frac{3}{4}$ Stunden lang und betraten eine Firnerweiterung, an der neue Schwierigkeiten unserer warteten. Hier nämlich (etwas nach 2 Uhr) bog sich die Fläche in immer gesteigerter Böschung zum Scerscenkamm auf. Die dem Eise aufliegende Firndecke wurde dünner und dünner, und bald richtete sich ein Dach blanken Eises vor uns auf. Wiederum mußten große Stufen geschlagen werden. Es lag darin ein neuer Beweis, zu wie großen Täuschungen bezüglich der Neigung von Firnhängen die Entfernung Anlaß giebt; weder

Hans noch ich hatten erwartet, daß der letzte Anstieg uns so theuer zu stehen kommen würde.

Gegen 4 Uhr erreichten wir die unteren Felsen des Gipfels. Wir kletterten an ihnen hinauf und wären um ein Haar noch im letzten Moment des vollständigen Sieges beraubt worden. Denn das Gestein nahm an einer Stelle plattenförmige Gestalt an, so daß wir es dort nicht erklettern konnten. Wir mußten uns zu einer fatalen seitlichen Umgehung entschließen, erreichten den Kamm und betraten die höchste Spitze des Monte Scerscen um 4 Uhr 10 Minuten am Nachmittag des 13. September.

Damit war der letzte der Berge gefallen, der noch jungfräulich in der Berninagruppe dastand. Daß er am längsten stand gehalten, ist kein Zufall. Wir steht der Vergleich mit den anderen Spitzen der Kette zu Gebote; der Scerscen läßt sie, was die Mannigfaltigkeit und Intensität der Schwierigkeiten betrifft, hinter sich zurück.

Der Felsgrat, aus Shenit bestehend, endet in einer so schmalen Schneide, daß nicht zwei Menschen daselbst einander ausweichen können. Unsere erste Sorge war, Umschau zu halten und zu prüfen, ob der mit so vieler Gefahr verknüpfte, zwölfstündige Weg sich durch einen andern Rückweg ersetzen ließe. Hans hatte es gleich nach Ueberwindung des Eisgebirges ausgesprochen, daß wir daselbst nicht wieder hinuntergehen würden. Nun spähten wir ängstlich an den Abhängen und Graten entlang, ob irgend ein gangbarer Pfad, gleichviel wohin, ausfindig gemacht werden könnte. Doch überall sandte die Wildniß unserer stummen Frage ein stummes Nein entgegen. Am liebsten hätten wir den Uebergang zum Piz Bernina versucht. Aber die zackige Felsenlinie, die diesen Weg bezeichnete, erschien wenig verlockend, oder wenn es auch möglich war, die gigantische Brücke zu über=

schreiten, so war ein halber Tag dazu erforderlich. Uns aber drohte in 3 Stunden die volle Nacht. Wir hätten sie im besten Fall auf dem Piz Bernina verbringen können. Die andere ins Auge zu fassende Möglichkeit wäre gewesen, den Abstieg zum italienischen Scerscengletscher zu versuchen: ähnlich wie wir 5 Jahre früher von der Roseg-Tuorcla aus den Weg dorthin durch eine Felsrunse gefunden hatten. Das war aber unmöglich. Die tafelförmige Beschaffenheit der südöstlichen Scerscenwand, die in rapidem Fall das 600—700 m tiefer ausgebreitete Firnbecken erreicht, verbot diesen Versuch.

Hätte sich der vorgerückte Nachmittag mit einem frühen Morgen vertauschen lassen, so wären unsere Entschlüsse vielleicht anders ausgefallen. Wer aber die Nacht mit ihren Schrecken im Hochgebirge kennt, der nimmt unbekannte Pfade bei so karg bemessener Zeit nur in Angriff, wenn sie sich von oben her mit Sicherheit abschätzen lassen. Das ist im abschüssigen Felsenterrain nicht möglich, weil dem Auge terrassenförmige Absätze und Plattenbildungen von oben her vielfach verborgen bleiben. Spät wie die Stunde war, mußten wir uns entschließen, den Herweg auch zum Rückweg zu machen. Hier konnten wir wenigstens die Schwierigkeit übersehen und brauchten keine Zeit mehr mit dem Schlagen neuer Stufen zu verlieren. Darüber waren wir einig, so daß gar keine Discussion stattfand.

Diese Andeutungen lassen schon darauf schließen, zu wie erhabener Wildheit die Natur die Bildungen entwickelt hat, in deren Mitte der Scerscen steht. Daß der Anblick mit der besten Kraft erkauft worden war, machte ihn nur noch werther; und die Freude, ein Unternehmen mit unbestimmtem Ausgang in eine glücklich vollbrachte That verwandelt zu haben, vermischte sich mit dem Genuß des Schauens so innig, daß eines ohne das andere nicht mehr zu denken war. Wie ein Kirch-

dach mit phantastisch ausgezogenem First legte sich die Masse des Scerseen zwischen den Piz Bernina und Piz Roség, von beiden getrennt durch Scharten und Einsattelungen. Allen Hängen, die diesem Knotenpunkt der Gruppe ihre Flächen zeigen, ist der Stempel der Unnahbarkeit aufgedrückt.

Von der italienischen Seite stiegen Nebel auf. Die Valtellina übernimmt für dieses Gebirge leider nur zu häufig die Rolle des Wasserkessels, dessen Dämpfe sich in den oberen Luftschichten condensiren. Der blaue Himmel erschien hinter ziehenden Wolken, und ferne Berge zeigten sich verhüllt. Trotzdem war der allgemeine Witterungscharakter gut, und die Sonne hatte sich während des Tages nicht einmal verhüllt. An ein langes Verweilen konnte nicht gedacht werden, und für uns waren nun selbst die Minuten kostbar. Während ich mich frierend zum Schreiben niedersetzte, bauten Hans und Capat einen dürftigen Steinmann, der unserer improvisirten Fahne als Fundament diente. Ebendasselbst deponirten wir auch eine Flasche und Zettel mit den Namen der drei ersten Ersteiger.

Mittels eines sehr bequemen Instruments*), dessen Gebrauch ich allen Gebirgsreisenden empfehle, ließ sich zuverlässig feststellen, daß der Monte Scerseen höher ist als der Piz Roség (3943 m), und niedriger als der Piz Zupò (3999 m); und zwar ergab die Schätzung, daß die Erhebung ziemlich ge-

*) Das Instrument heißt Horizontalglas; das meinige ist nach einem dem Asien-Reisenden Prof. Freiherrn v. Richthofen gehörenden Modell von dem Mechaniker Bonsack, 27 Prinzenstraße Berlin, angefertigt worden. Es ist eine Diopterröhre (25 cm auf 2,5 cm), die sich mittels einer angebrachten Libelle so stellen läßt, daß der Horizont des durchsehenden Auges durch den Objectivfaden markirt wird. Alle Gegenstände, die über dem Faden erscheinen, liegen höher; alle, die darunter erscheinen, tiefer als das Auge.

nau dem Mittel der genannten Bergeshöhen entspricht. Man wird daher der Wahrheit sehr nahe kommen, wenn man die Höhe des Monte Scerscen auf 3971 Meter^{*)}) angiebt.

Als die Fahne wehte, die Flasche deponirt, meine Messung beendet, Gesteinproben gesammelt waren, begann der Rückweg um 4 Uhr 17 Minuten. Also nur 7 Minuten war es uns vergönnt gewesen, auf der Höhe zu weilen. In diesen Breiten steht die Sonne am 13. September 12 $\frac{1}{2}$ Stunden über dem Horizont; d. h. der Tag währt, einschließlich der beiden Dämmerungen, höchstens 15 $\frac{1}{2}$ Stunden. Davon waren 12 verbraucht für einen Weg, der noch einmal ganz zurückgelegt werden mußte. Gefahr drohte jedem unvorsichtigen Tritt bis zu der Stelle, wo wir um 8 Uhr 20 Minuten Morgens den Aufstieg aus dem Firnboden der Roseg-Fuorcla begonnen hatten. Das war ein achtsündiger Weg; also selbst, wenn wir für den Abstieg nur die halbe Zeit rechneten, so mußte die Nacht da sein; und dann ging uns das einzige Mittel, die Gefahr zu überwinden, indem wir ihr ins Auge schauten, verloren.

Je gefährlicher ein Abstieg ist, desto präciser muß er ausgeführt werden. Das Schlimmste, was dem von Eindrücken und Anstrengungen überwältigten Reisenden begegnen kann, ist, daß er anfängt, hin und her zu tasten; daß er sich mit unsicherem Fuß in die Eisstufen zu graben sucht, und dann doch nicht fest aufzutreten den Muth hat. Alle guten, in der rauhen Schule ihres Berufes aufgewachsenen Führer wissen dies und treiben, im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit, den seiner Aufgabe unterliegenden Fremdling ohne lange Vorrede an. An steilen Firnhängen und Eismänden zähle ich noch heute „eins“, „zwei“, „eins“, „zwei“ beim Hinuntersteigen, um ja nicht das Tempo

^{*)} Die später publicirte Messung des eidgenössischen Stabsbureaus giebt 3967 m.

zu verlieren. Es mag Adagio oder Allegretto sein, darauf kommt es weniger an, aber es muß sich gleichförmig erhalten, Pausen dürfen nicht gemacht werden. Indem man so von vorn herein eine etwa aufkeimende Unsicherheit ausschließt, erlangt man jene Ruhe, welche über die großen Hindernisse triumphirt. So machten wir es jetzt wieder und zwangen Caspar, der voran ging, unser Tempo inne zu halten. Die Stufen waren ja da, wir durften uns ihrer nur bedienen.

Es war nicht rathsam, den Abstieg über das Eisdach, welches von dem Scerscenkopf durchbrochen wird, in der gewöhnlichen Weise zu bewerkstelligen. Wir drehten das Gesicht der Fläche zu und vertheilten die Last des Körpers auf die vier Stützflächen der Hände und Füße. In solchen Fällen leistet das Gletscherbeil, dessen Spitze in das Eis geschlagen wird, wesentliche Dienste. Sobald die Firndecke dicker wurde, und die Neigung sich minderte, wuchs unsere Geschwindigkeit. Um 5 Uhr standen wir am oberen Rande des gefürchteten Eisgebirges und attaquirten den Absturz ohne Aufenthalt; die Stunde der Gefahr war gekommen. „Eins“, „zwei“, „eins“, „zwei“ wurde wieder gezählt, hinunter ging's, und um 5 Uhr 40 Minuten befanden wir uns am unteren Ende der Eiscascade, da wo sie der Felsenterrasse aufgesetzt ist. Ueber eine steile Schneezunge hinab gelangten wir nach weiteren 7 Minuten zu dem nackten Gestein; hier rasteten wir 15 Minuten.

Nur $1\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir gebraucht, um diese ersehnte Stelle zu erreichen. Nun folgten die bösen Felsen, deren Begehung einen Augenblick der Ruhe und Sammlung forderte. Der schönste Berg der Berninagruppe, der Piz Roseg, lag uns gegenüber. Der halbe Mond senkte sich wie ein Bild des Friedens auf seine weißen Firnlinien hinab, hinter denen die verschwundene Sonne ein goldenes Luftmeer als Abschiedsgruß wogen ließ.

Um 6 Uhr begann die Felsenpassage. Die Nacht zog langsam auf, man hörte nichts als den Ruf „nur voran und vorwärts“; mit Armen und Beinen wurde gearbeitet; an winzigen Vorsprüngen ließ man sich hinab; kein Stocken durfte in die Bewegung kommen, und bald nach 7 Uhr standen wir auf dem Schneeegrat. In einer Art Lauffschrift gingen wir darüber hin, unbekümmert um die Abgründe zur Rechten und Linken. Die Nacht war da. Das langsam an die Dunkelheit gewöhnte Auge unterschied noch die nächste Umgebung; tief unten links lag der Firn, den wir erreichen mußten. Aber das oft herausgeforderte Glück verließ uns auch diesmal nicht; und ohne weiter Zeit mit dem Aufsuchen des alten Weges zu verlieren, eilten wir, ohne Stufen zu schlagen, über das Eis und die Felsen der Thälwand hinab und erreichten glücklich den Firn, kaum eine Stunde unterhalb der Roseg-Fuorela. Hart am Fuße des Biz Humor hin, an den aufgerissenen Firnmassen des oberen Roseggletschers vorbei, gelangten wir um 8 Uhr Abends an den Anfang des Moränenkammes, wo wir am Morgen gefrühstückt hatten (2800 m).

Seit 14 Stunden hatten wir keinen Tropfen Wasser gehabt, wir mußten uns auch hier noch mit Schnee begnügen, um schlucken zu können und den durch das Austrocknen des Gaumens entstehenden mechanischen Reiz zum Erbrechen zu beseitigen; denn unsere 6 Flaschen Wein, waren längst erschöpft. Wir ruhten etwa 20 Minuten auf den Steinen und nahmen ein Nachtmahl ein.

Wohl war nun die Gefahr überwunden, aber Dach und Fach lagen noch weit ab. Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über uns; geisterhaft, mit Leichentüchern überdeckt, flogen die weißen Berge aus tiefem Dunkel auf. Eine absolute Stille herrschte, denn auch die Gletscher schlummern des Nachts, und erst die Sonne löst den Bann ihrer murmelnden Bäche. Zu

dieser Stunde und an diesem Ort hätte ein Manfred die Geister beschworen! Wir aber verscheuchten sie: Einer Flasche wurde der Boden ausgeschlagen, eine brennende Kerze hineingesteckt, und nun stiegen wir über das widerwärtige Geröll der Moräne hinab. Bei dem flackernden Schein der Laterne sah man wenig, und die Anstrengung, auf den rollenden und weichenden Trümmern vorwärts zu kommen, war größer, als irgend eine andere zuvor. Wir waren alle froh, als diese mühselige Kletterei nach einer Stunde, an der Vereinigung des oberen Rosseg- und Tschiervagletschers, ihr Ende fand.

Bei dem ersten Wasser wurde ein kurzer Halt gemacht; dann überschritten wir den Gletscher wie am frühen Morgen und erreichten etwa um 10 Uhr Nachts das grüne Thalgehänge an der Stelle, wo die obersten Schafweiden sind. In einer verlassenem Bergamascher Hütte (obere Tschiervahütte, 2400 m) aßen meine Leute, während ich mich an einer zerbrochenen Cigarre erfreute. Es wurde beschlossen, noch in derselben Nacht bis zur Alp Misaun hinabzusteigen, und in der That erreichten wir ihre Hütte gegen Mitternacht. Wir kochten Milch, legten uns, wie wir waren, aufs Heu und schiefen ungewiegt nach einem Tages- und Nachtmarße von fast 20 Stunden. Davon kamen etwas mehr als $\frac{6}{10}$ auf den Aufstieg, etwas weniger als $\frac{4}{10}$ auf den Abstieg.

Wie viele ernsthafte Versuche gemacht worden sind, den Monte Scerscen zu ersteigen, ist mir unbekannt. Geliebäugelt ist natürlich viel mit ihm worden, — wie mit allen Bergen, denen der Reiz der Jungfräulichkeit erhalten blieb. Denn gar mancher, der von einem unerstiegenen Berge hört, empfindet den Wunsch, ihn zu überwältigen. Wenn das Verdienst allein maßgebend wäre für das Gelingen, so wäre der Monte Scerscen nicht von mir, sondern von dem Schweizer Ingenieur Herrn Feld erstiegen worden. Nach den Mittheilungen, die mir in Pontresina ge-

macht worden sind, hat dieser erfahrene Hochgebirgs-Reisende auf dem Grat des Monte Scerscen gestanden, wurde aber durch die einbrechende Nacht zurückgeschlagen. Ich glaube diese Erwähnung den Verdiensten meines Vorgängers schuldig zu sein, der bezüglich der Wahl des Weges und des Führers vielleicht weniger glücklich war als ich.

Einen Führer wie Hans Graß findet man eben nicht leicht wieder, und ohne seine Mitwirkung wäre der Monte Scerscen auch im Jahre 1877 geblieben, was er bis dahin war: ein unerstiegener Berg.





Piz Kesch (3422 m).

(1877.)

Die folgenden Angaben sind lediglich dem Wunsche entsprungen, den Piz Kesch in weiteren Kreisen bekannt zu machen, und zum Besuch des in mehrfacher Beziehung ausgezeichneten Berges aufzufordern. Seine Lage gegen die übrigen Gebirgsgruppen, seine schroffe Gestalt und seine Erhebung machen ihn zu einem besonders lohnenden Aussichtspunkte. Dazu kommt, daß die Besteigung von dem vielbesuchten Pontresina aus in einem Tage ausgeführt werden kann, und daß es der Reisende ganz in der Hand hat, eine verhältnißmäßig leichte oder leidlich schwierige Hochalpentour daraus zu machen.

Der Berg interessirte mich so sehr, daß ich ihn zweimal erstieg: am 20. September 1877 bei Nebel und Schnee, und am 28. desselben Monats bei wolkenlosem Himmel und durchsichtiger Luft.

Die Lage des Piz Kesch ist bekannt; er gehört der Albula-gruppe an, deren höchster Berg er ist. Unter Albulagruppe verstehe ich das vom oberen Inn, vom Davoser Landwasser und Oberhalbsteiner Rhein umflossene Gebirge, das sich in nord-

östlicher Richtung vom Julier= bis zum Flüelapafz erstreckt. Es besitzt eine Anzahl von Spizen, die höher als 3000 m sind, und von denen einige nicht mit Unrecht für schwer zugänglich gelten. Ich nenne den Piz Julier (3385 m), die Cima da Fliz (3206 m), Piz d'Err (3393 m), Piz d'Ala (3320 m), Piz Ot (3249 m), Uertsch (3273 m), Kesch (3422 m), Badreb (3234 m), Schwarzhorn (3154 m). Das Gebirge bildet eine Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, Nordsee und Schwarzem Meer. Es fällt steiler gegen das Engadin ab, als gegen das Davos. Daher lassen sich die auf der Hauptkette liegenden Gipfel vom Inn aus auf kürzeren, meist wohl schwierigeren Pfaden erreichen, als von der andern Seite. Gegliedert wird die Kette durch den Albula=, den Sertig= und den Scaltapafz. Zwischen den beiden erstgenannten liegt der Piz Kesch, ziemlich in der Mitte des Gebirges, dasselbe beherrschend.

Seit Jahren war es meine Absicht gewesen, diesen Berg kennen zu lernen. Sein schroff geformtes Felsendach hatte den Blick nur zu häufig gefesselt. Dazu umschwebte ihn, wenigstens bei den Pontresiner Führern, eine Art Mystrium, das Gerücht von ganz aparten Schwierigkeiten, die mit der Besteigung verknüpft seien. Ich ging deshalb nach Ponte, dem bekannten Endpunkt der Albulastraße im Engadin, wo ich durch Herrn Gartmann, Besitzer des Hotel zur Albula, in verständiger Weise unterrichtet wurde. Er war in früheren Jahren selbst auf einer der Keschspizen (der höchsten) gewesen und verschaffte mir den Führer Colani aus Campovasto (gegenüber Ponte), der den Weg kannte. Ich machte meine erste Besteigung mit ihm und seinem kleinen Hunde Minnie, dem jedenfalls die Palme des Tages zufiel, da er ohne unsere Hilfe die Spitze erreichte. Colani benahm sich gut und bereitwillig. Als das Wetter so schlecht wurde, daß wir besser umgekehrt wären, fügte er sich heiteren Sinnes meinem Wunsche, die Reise fortzusetzen. Auf

diese Weise lernte ich wenigstens den Weg zu der höchsten Spitze kennen und zeigte ihn acht Tage später dem Hans Graß, der ebensowenig wie irgend ein anderer Pontresiner Führer, Peter Jenny ausgenommen, jemals den Kesch bestiegen hatte. An der zweiten Besteigung nahm auch Herr Dr. Ludwig, der gebirgskundige Arzt von Pontresina, theil; sie wurde dadurch interessant, daß wir sämtliche Spitzen des Kesch erkletterten.

Die Kette, aus welcher der Felsengrat unseres Berges emporsteigt, hat die Form eines nach Norden geöffneten Bogens. Die weite, so entstehende Mulde ist von den Firn- und Eismassen des Porphabellagletschers ausgefüllt, während sich an die andere, die convexe Seite, zwei weniger ausgedehnte Gletscher anlegen: an den nordöstlich gerichteten Zweig des Bogens der Eschiagletscher, an den nordwestlichen der Pischagletscher, wie ich ihn nennen will, bis er einen Namen erhält. Die Mitte des Bogens nimmt der Kesch ein; sein langgestreckter Grat, aus dem viele Spitzen hervortreten, verläuft in einer mittleren Richtung von Westen nach Osten bei ganz geringer Neigung nach Süden. Die höchste, auch am leichtesten ersteigbare Spitze liegt nahe dem westlichen Ende, die niedrigste, welche ich „Nadel“ nenne, am östlichen und ist am schwersten zu überwinden.

Der ganze Kunstgriff der Besteigung, die bei Madulein beginnt und zunächst durch das Eschiathal führt, besteht darin, daß man den Grat zwischen dem Eschia- und dem Porphabellagletscher in einer Felslücke überschreitet und den Berg von der hinteren Seite faßt. Dann geht man am nördlichen Absturz des Piz Kesch in westlicher Richtung hin, überschreitet den Bergschrund an passender Stelle und nimmt, gerade hinauf über die Felsen, den Weg zu der höchsten Spitze. Der Anstieg von Madulein durch das Eschiathal bis zur Moräne des Gletschers gleichen Namens erfordert $2\frac{1}{2}$ bis 3 Stunden; von hier über den Gletscher hinauf bis zur Lücke werden circa 50 Minuten

gebraucht; den Porphabellagletscher bis zum Schrunde überschreitet man etwa in der gleichen Zeit; und sobald man hier ein kleines Eissfeld durch Stufenschlagen überwunden hat, erheischt das Erklettern der Felspyramide noch 1 Stunde. Das sind also im ganzen kaum 6 Stunden Marsch, die sich mühelos, wenn darauf etwas ankäme, auf 5 und selbst 4 Stunden zusammenziehen ließen. Wer nur einige Erfahrung in den Hochalpen hat, der wird nirgendwo ernstliche Schwierigkeiten finden. Anstrengung und Aufmerksamkeit sind natürlich erforderlich; und mein Wunsch, den Kesch seiner Schrecken beraubt zu sehen, damit er häufiger bestiegen werde, soll mich nicht in den entgegengesetzten Fehler treiben, zur Unterschätzung des Berges beizutragen.

Der Bergschrund des Porphabellagletschers kann Schwierigkeiten machen. Bei meinen beiden Besteigungen war er an der bestgelegenen Stelle gut überbrückt. Die Pyramide, welche hier ihre Basis hat und die höchste Spitze trägt, besteht aus nacktem und gutem Fels. Sie ist steil, und wer wenig geübt ist, mag sich vom Führer an schlimmen Stellen durch das Seil halten lassen. Gefahr ist nicht vorhanden, und bei klarer Witterung ist die Aussicht vom Gipfel in der That ein großer Lohn.

Bei dem ersten Besuch freilich wogten die schneeigen Nebel in freudlosem Spiel hin und her. Wir hatten 4° C. Kälte, die Bärte waren gefroren, und nur der Wunsch nach besserer Aussicht hielt uns 1³/₄ Stunden oben fest. Das zweite Mal aber war der Himmel dunkelblau, weder am Zenith noch am Horizont zeigten sich Wolken, kein Lüftchen regte sich, die ganze Natur um uns her strahlte in Klarheit und Aetherreine. Aus der Gruppe der Walliser Alpen hob sich der Monte Rosa hervor, daß man seine Spitzen zählen konnte; die übrigen Massen aber drängten und verschoben sich derart

gegeneinander, daß sie nicht zu identificiren waren. Aus der Kette der Berner Alpen traten Schreckhörner und Finsteraarhorn am meisten heraus; der Tödi erschien prachtvoll, der Titlis steil und kühn, selbst der Sentis kam noch zur Geltung. Sehr deutlich, kaum 50 km entfernt, zeigte sich der Ortler, unverkennbar an seiner schiefen Schneefappe. Aber der Blick nach Süden fesselte am meisten. Hier breiteten sich die schimmernden Ruppen der nahen Berninagruppe aus, und viele Pässe, Felsgrate, Schnee- und Eishänge ließen sich im Detail verfolgen. Der Roseg lag in tadelloser Schönheit da; der Monte Scerscen, der Schauplatz unseres letzten Kampfes, zeigte seine volle Breitseite, zwischen beiden verschwand die Sattellinie der Roseg-Fuorcla in der Tiefe. Rechts davon traten die Berge der Forno- und Albignagruppe deutlich hervor, der Monte della Disgrazia als herrlichster Zeuge. Dicht daneben begrüßten wir den Monte Siffone, den wir kurz zuvor erstiegen hatten; ja sogar der kleine Felszahn, der wie eine Nadel der Cleopatra über dem Forno-Gletscher aufsteht, zeichnete sich haarscharf ab. Aber auch die nächste Umgebung konnte den Blick anziehen, wozu am meisten die schroffen Abstürze des Resch selbst beitrugen.

Daß die westliche Spitze, auf der wir uns befanden, die höchste ist, das ließ sich mittels des Horizontalglases unzweideutig constatiren. Sie ist mehrfach erstiegen worden, von Davos, Bergüin und Ponte aus; für alle diese Ausgangspunkte ist der letzte Theil der Besteigung derselbe. Scharf und zackig, nach beiden Seiten hin zur Tiefe fallend, erstreckt sich der Grat von hier nach Osten. Zwei Haupterhebungen, selbst wieder in mehrere Spitzen zerklüftet, treten aus ihm hervor, durch tiefe und steile Scharten voneinander getrennt.

Es interessirte mich natürlich, zu wissen, ob dieser Grat gangbar sei oder nicht. Da er sich aber lang hinzog, auch ziemlich bössartig aussah; da ferner der Ausbruch von der

höchsten Spitze erst um 2 Uhr 10 Minuten erfolgte, so fand mein Vorschlag, ihn zu überklettern, nicht gerade geneigtes Gehör. Denn ebenso wie zwei Wochen zuvor, bei der Besteigung des Monte Scerscen, bedrohte uns auch hier das frühe Einbrechen der Nacht, und wenn wir den Grat überhaupt passiren wollten, so konnte es nur mit Ueberstürzung geschehen. Aus diesem Grunde verzichteten wir darauf, die Expedition zu dritt zu unternehmen; denn drei am Seil befindliche Männer klettern in solchem Fels terrain langsamer als zwei. Herr Dr. Ludwig, den wir als einen gewandten und unerschrockenen Alpensteiger hatten schätzen lernen, erbot sich, allein zurück zu bleiben und unsere Rückkehr zu erwarten.

Die Stelle, an der wir uns trennten, lag auf der Gratlinie, 30 bis 40 Minuten von der höchsten Spitze entfernt. Bald erreichten wir die erste Scharte, durch die es zur mittleren Spitze hinaufgeht. Sie ist eine Doppelspitze, und wir fanden daselbst einen aufrechtstehenden und einen umgefallenen starken Stock, welch' letzteren Hans Graß wieder aufrichtete. Bei gutem, stetigen Klettern läßt sich die Entfernung zwischen der höchsten und der mittleren Spitze in 1 Stunde zurücklegen.

Es war bereits gegen halb 4 Uhr Nachmittags. Hans fragte an, ob wir weiter gehen sollten, was ich bejahte. Die noch zu erkletternde Spitze, die „Nadel“, stieg obeliskenartig aus einer Scharte auf. Ueber Stellen losen frischen Schnees, dem Eis unterlagert war, sonst meist auf nackten, scharfen Steintrümmern, kletterten wir mit großer Hast weiter. Zu ausführlichen Notizen blieb leider gar keine Zeit. Wir trafen zwei Stellen, wo es schwer war, Halt zu bekommen.

Die Scharte, welche zur Nadel führt, ist recht schwierig, aber das Erklimmen der letzteren nicht minder, und wenn nicht ein natürlicher Ramin da wäre, so könnte man nicht hinauf ge-

langen. Die Kletterei von der mittleren Spitze zur Nadel währte 20 Minuten. Wir hatten den ganzen Grat in $1\frac{1}{2}$ Stunden überwunden. Die „Nadel“ trägt selbst wieder zwei Erhebungen. Der Grat, der beide verbindet, kann nicht schärfer sein, als er ist. Die Platten nämlich, aus denen er besteht, sind zuweilen senkrecht aufgerichtet und bieten dem Fuß nichts dar, als eine messerartige Schneide. Es bleibt kein anderes Mittel, als auf allen Vieren hinüberzukriechen und sich aller Würde zu begeben. Ein kleiner Steinmann zeugte davon, daß schon vor uns Menschen an dieser Stelle gestanden hatten. Wer mochten sie sein? Jedenfalls waren es gute Männer, deren Namen ich gern gekannt hätte.

Von der „Nadel“ aus erblickt man ein Stück von Campovasto bei Ponte; das ist der einzige Gruß von Menschen in dieser Wildniß.

Um 4 Uhr 42 Minuten hatten wir Dr. Ludwig nach fast zweistündiger Abwesenheit wieder erreicht. Nun stiegen wir ungesäumt, und so schnell es anging, auf dem Nordabhang hinunter, um unsere alten Spuren wieder zu finden. Ich übernahm die Führung, dann kam Dr. Ludwig, zuletzt Hans. Ohne Unfall wurde der Bergschrund überschritten, und im Lauffschrift zogen wir über den Porchabellagletscher auf die zum Etschiagletscher hinüberführende Lücke.

Um 4 Uhr 45 Minuten hatte der Abstieg vom Grat des Resch begonnen, um 5 Uhr 17 Minuten befanden wir uns am Schrunde, um 5 Uhr 36 Minuten auf der Lücke, um 5 Uhr 49 Minuten an der Moräne des Etschiagletschers und um 7 Uhr 13 Minuten in Madulein; es war ein geflügelster Lauf. Noch an demselben Abend fuhren wir nach Pontresina zurück, das wir am Morgen um 4 Uhr verlassen hatten.

Spätere Besteiger haben es nicht nöthig, den hier beschriebenen Weg inne zu halten. Ich selbst würde es nicht

thun, sondern mich für einen der folgenden Wege entscheiden:

Entweder betritt man den als Pischä bezeichneten Gletscher (an der Südwestseite des Kesch) und steigt von ihm aus durch eine der großen Felskrüsen hinauf, um den Grat des Kesch an irgend einer Stelle zu erreichen. Von hier kann man die „Nadel“ ersteigen, den Grat in seiner ganzen Erstreckung überschreiten, schließlich zur höchsten Spitze gelangen und von dort aus unsern Rückweg nehmen.

Oder man überschreitet, wie oben geschildert, die Lücke des Grates zwischen dem Eschia- und Porschabellagletscher und wendet sich, nachdem man den Fuß der „Nadel“ passirt hat, direct links hinauf über das steile Firnfeld, welches den Nordhang des Kesch bedeckt. Hier könnte die Beschaffenheit des Bergschrundes Anlaß zum Aufenthalt geben; auch auf dem Firnhang werden zweifelsohne Stufen, vermuthlich sogar ziemlich große, nöthig sein; auf diese Weise läßt sich der Grat aber sicher erreichen.

Ein dritter Weg, den ich für möglich halte, besteht darin, daß man vom Porschabellagletscher aus die „Nadel“ direct erklimmt.

Mit dem von mir gemachten würden also 4 Wege möglich sein, aus denen sich, den Neigungen der Besteiger entsprechend, Hin- und Rückweg mannigfach combiniren ließen. Wer sich erst Uebung in den Bergen verschaffen will, wird die Besteigung besser in der bisher üblichen Weise und mit Beschränkung auf die höchste Spitze ausführen.





Die Ueberwindung der Berninascharte.

(1878.)

Ein hervorragender Zug in der Configuration des als Berninagruppe bekannten Gebirges ist die gratartige Entwicklung der einzelnen Theile. Der Piz Bernina, der Monte Scerscen, der Piz Palü, der Piz Roseg, der Monte della Disgrazia, sie alle sind nichts Anderes, als die höchsten Punkte von Graten, welche ein unaufhaltbarer, unter sehr wirksame Bedingungen gestellter Verwitterungsprozeß zugschärft und ausgezackt hat. Was wir bewundern, ist nicht der fertige, sondern der zusammenbrechende Bau, der seine wahre Schönheit erst seinen Trümmern verdankt.

Fast allen Gratbergen kommt die Eigenschaft zu, daß sie mehrere Gipfel haben; zwischen diesen verläuft die Gratlinie bald sanft gewellt, bald springt sie zerrissen auf und nieder und schlägt über Scharten und secundäre Felspyramiden eine ungangbare Brücke. Ein Beispiel der ersten Art bildet der Piz Palü, eines der zweiten der Piz Bernina im weiteren Sinne. Von dem letztgenannten Berge soll hier die Rede sein,

aus Anlaß einer Expedition, die mir einen nachhaltigen Eindruck hinterließ.

Ueber die Stellung, welche der Piz Bernina in der nach ihm benannten Gruppe einnimmt, habe ich mich gelegentlich der Scerfsen-Besteigung ausgesprochen. Das Bernina-Massiv hat die Form eines meridionalgestreckten Grades, der in zwei Köpfen gipfelt: in dem nördlichen Pizzo Bianco (3998 m) und in der südlichen höchsten Spitze (4052 m), schlechtweg Piz Bernina genannt.

Der Pizzo Bianco ist bisher nur dreimal erstiegen worden; zum ersten Mal am 12. August 1876 von den Herren H. Cordier und Thomas Middlemore; dann im Jahre 1877 von Herrn Dr. Minnigerode; und endlich am 12. August 1878 von mir. Dagegen ist der Piz Bernina ein häufiges Ziel mehr oder minder glücklicher Wanderer geworden, seitdem der verdiente bündnerische Forstmann Coaz im Jahre 1850 den Fuß zum ersten Mal auf den König seiner heimathlichen Berge gesetzt hat. Aber, was zwischen Pizzo Bianco und Piz Bernina lag, der nur wenige hundert Meter lange Grat, welcher beide Spitzen verbindet, erschien abschreckend, und sein bloßer Anblick minderte den Wunsch, ihn zu überschreiten. Als schlimmste Stelle galt eine vertikal eingeschnittene Lücke, die „Berninascharte“.

Herr H. Cordier, der bald darauf durch jähen Tod aus seiner alpinen Thätigkeit gerissen werden sollte, hat uns seine erste Besteigung des Pizzo Bianco — er nennt ihn Monte Rosso di Tschierva — im Jahrbuche des Schweizer Alpen-Club, Band XII, geschildert; er sagt darin auf pag. 131:

„Avant de commencer la descente (du Pizzo Bianco),
„les guides (Jean Jaun et Gaspard Maurer de Meiringen)
„voulurent éprouver par eux-mêmes l'impossibilité d'atteindre le Piz Bernina du point où nous nous trouvions.

„Ils traversèrent d'abord une arête extrêmement dangereuse
 „qui bientôt se trouva coupée à pic, tandis qu'à une cin-
 „quantaine de mètres plus loin, la muraille du Bernina se
 „dressait menaçante et infranchissable; ils revinrent alors
 „nous disant que personne au monde ne pourrait atteindre
 „le Bernina de ce côté; je crois en effet, que c'est chose
 „absolument impossible.“

Auch Hans Graß, der in Gemeinschaft mit dem Führer Joh. Groß ein Jahr darauf oben stand, theilte die Ansicht des Herrn Cordier und seiner Führer.

Dies erregte meine Unternehmungslust; zum mindesten wünschte ich ein eigenes Urtheil über den Verlauf des höchsten Berninakammes zu erhalten; forderte deshalb Hans Graß und Joh. Groß auf, mich zu begleiten und die Ueberschreitung mit mir zu versuchen.

In der Frühe des 12. August 1878, gegen 7 Uhr, standen wir auf der Höhe des „Grümmello=Sattels“, officiell Fuorcla prievlusa (3452 m) genannt, in der tiefsten Einsattelung zwischen Piz Morteratsch und Pizzo Bianco. Der romanische Name Fuorcla prievlusa bedeutet: Gefährliches Joch. Ein fünf-stündiger, in der Nacht begonnener Marsch hatte uns von der Alp Misfaun (2005 m) im Rosegthal über dem Tschiervasfirn und dessen rechte Felsgehänge auf diesen Punkt geführt. Er bildet einen natürlichen Abschnitt für unsern Weg, weil dasselbst die Kammlinie aufseht, welche sich nach Süden als schön gestreckter Schneeegrat zum Pizzo Bianco hinaufzieht. Dieser Schneeegrat ist eine der charakteristischen Linien der Landschaft, gleich gut sichtbar von Isola Pers (Morteratschgletscher), wie von Agaglions (Roseggletscher), giebt aber, von der Rosegseite aus betrachtet leicht zu dem Irrthum Anlaß, als trüge er bereits die höchste Spitze des Bernina.

Die Fuorcla prievlusa ist wild und großartig gelegen; die

fallenden und steigenden Linien ihrer Umgebung harmoniren bereits mit dem kühnern Bilde, welches die Höhe des Pizzo Bianco aufzurollen bestimmt ist. Der Schneeegrat sitzt nicht unmittelbar auf dem „gefährlichen Foch“ auf, sondern auf den steilen Felsen, von denen dasselbe im Süden (ebenso wie im Norden) eingefasst wird. Daher ist anzurathen, zunächst unterhalb der Kammlinie, auf der Morteratschseite herzugehen, wo Schnee und Fels miteinander wechseln, und wo die von Kälte erstarrte Hand des Wanderers blühende Kräuter pflücken kann. So unerwartet durchbricht zuweilen die Natur die festgezogenen Grenzen des Todes, um ihre leblose Schöpfung zu schmücken; und noch dazu mit so einfachen Mitteln! Weil ein paar Steine ihre Fläche gegen Süden wenden und andere der Rauheit des Windes wehren, der hier Samen und Staub hinauftrug, so thut sich der Boden auf, und zarte Blumen entspringen seinem harten Schoß.

Nach einstündigem Klettern betraten wir den eigentlichen Schneefamm und verfolgten ihn bis an sein oberes Ende. In Folge von Neigungswechseln erscheint er mehrfach gegliedert und ist an einigen Stellen recht steil; denn schon seine Durchschnittsneigung beträgt, nach der Karte des Schweizer Alpenclub berechnet: 28°. Nach rechts und links bleibt dem Auge des Wanderers freier Spielraum, in der Begrichtung dagegen nimmt der Schneeegrat selbst jede Aussicht; und nicht eher, als bis der Gipfel des Pizzo Bianco erreicht ist, erschließt sich der Anblick des höchsten Berninakammes: Aus den Tiefen des Morteratschfirns zur Linken, des Tschervafirns zur Rechten steigen die Felsmauern auf, die sich in einem 4000 Meter hoch gelegenen Grat haarstark durchsetzen. Wogende Nebel schwebten über den Gletscherbecken und ließen dem Auge nichts frei, als den Blick über den Kamm selbst. Am Ende des Grates erhob sich, schaurig anzusehen, starr in die Lüfte

ragend, die Felsenpyramide der höchsten Berninaspiße; zwischen dieser und unserm Standpunkte aber lag ein Stück Weges, das in der That nicht für Menschen bestimmt schien. Anfänglich in geringem Fall gegen Süden laufend, verschwand die Gratlinie plötzlich, indem sie senkrecht zur Scharte sprang und sich aus dieser wieder zu einer thurmartigen Felsbildung erhob, die durch eine zweite, minder tief eingeschnittene Scharte von der Berninaspiße getrennt war.

Das Bild, so plötzlich entrollt, überwältigte mich. Der Eindruck erhöhte sich noch durch das Unbestimmte, was von dem wolkigen Luftmeer hineingewebt wurde; einer jeden Felslandschaft geben ziehende Nebel ein unheimliches, unnahbares Gepräge. Und nun gar dieser! Mein Gemüth war erschreckt und aufgeregt, und es bedurfte einiger Zeit, bis der Gleichmuth wieder hergestellt war. Noch in den Anblick der ergreifenden Scenerie versunken, vergeblich bemüht, einen gangbaren Pfad ausfindig zu machen, hörte ich Hans Graß hinter mir sagen: „Setzt sehen Sie nun selbst, Herr Doctor, daß man da nicht hinüberkommt“. Ich mußte an die Beherztheit denken, mit der mein alter Führer nur elf Monate zuvor den Monte Scerseen angegriffen hatte, und so schien die sächliche Unmöglichkeit, nicht Mangel an Muth, seinen Ausspruch zu rechtfertigen. Für die beiden begleitenden Männer war die Umkehr eine ausgemachte Sache; zudem waren sie schon einmal umgekehrt; es kostete ihnen kaum noch einen Kampf. Widersprechen konnte ich ihnen nicht; beistimmen wollte ich ihnen nicht; was also blieb übrig, als zu schweigen? Und gerade in dieser passiven Fähigkeit des Schweigens, in dem allmählichen Ueberwinden des ersten Eindrucks, in der Gewöhnung an das Gewaltige und Ungeahnte, lag das Geheimniß unseres späteren Erfolges.

So verging einige Zeit, scheinbar in Inthätigkeit; sie

brachte aber den unſchätzbaren Gewinn, uns abzustumpfen. Die ruhige Betrachtung ließ erkennen, daß der nächstgelegene Theil des Grates noch begangen werden konnte, daß eine Umkehr auf der Höhe des Pizzo Bianco Voreiligkeit gewesen wäre. Sollten wir zu Fall kommen, so durfte uns eine Genugthuung nicht versagt bleiben; nämlich genau festgestellt zu haben, daß die Unternehmung an sich außerhalb des gewöhnlichen menschlichen Könnens liege; dann stellte sich ihr Verlauf zwar als eine thatſächliche, nicht aber als eine moralische Niederlage dar. Bis zu dem Punkte also, der unserer Geſchicklichkeit Troß bot und unsern Willen beugte, mußten wir vordringen. Ich brach das lange Schweigen mit der unwirsch vorgebrachten Frage: Warum kann man hier nicht weiter gehen? und als ich von den zögernden Führern keine genügende Antwort erhielt, ſetzte ich ihnen meinen Willen auseinander. Dadurch kam wieder Bewegung in die ſtockende Sache, die Betäubung der Spannkraft wich, und die bereitwilligen und ergebenen Männer betraten mit mir den Grat. Wir waren entſchloſſen, den Punkt zu finden, der die Bezwingung der Berninaſcharte zur Unmöglichkeit machte. Aber wir fanden ihn nicht; das Glück, uns ſo häufig hold, hatte einen Schleier darüber geworfen.

Ein kurzer Rückblick wird das Eigenthümliche unserer Situation noch ſchärfer hervortreten laſſen.

Neun Stunden waren wir bereits geſtiegen, trotz des maroden Zuſtands eines der Gefährten, mit großem Kraftaufwand, ſo ſchnell es anging, damit der Gipfel des Pizzo Bianco, der Markſtein der eigentlichen Schwierigkeiten, möglichſt früh erreicht würde. Stufen waren faſt gar nicht geſchlagen worden, zu dieſem Zweck hatten wir Steigeiſen mitgenommen; auf dem kürzeſten Wege waren wir vorgedrungen, theils über Schnee, theils über ſteilen Fels; das Seil wurde erſt auf der Fuorcla prievluſa angelegt. Die Pauſen waren beſchränkt

worden, keine schwierige Stelle hatte die Stetigkeit unseres, wenn auch langsamen Fortschreitens unterbrochen, ein jeder Mann sein Bestes gethan. Zu der Stimmung, entsprungen aus der bestimmten Erwartung unbestimmter Gefahren, beeinflusst von der wilden, in kalter Morgenbeleuchtung daliegenden Berglandschaft, gesellte sich die Sorge um den Zustand meines alten Führers Hans. Seitdem er acht Tage zuvor den bei einer Berninabesteigung verschollenen Sohn todt geglaubt und ihn fast vierundzwanzig Stunden lang in Schnee und Nebel vergeblich gesucht hatte, war er ein leidender Mann. Während unseres nächtlichen Marsches warf er sich mehrmals vor Schwäche und Uebelbefinden auf den Boden und rief: „Wenn's nicht besser kommt, so ist's gefehlt“. Bei solchen Zuständen wird die Anstrengung des Gehens zu einer unerhörten Qual. Auf einer Disgraziabesteigung mußte auch ich einst diese Erfahrung machen; Hans selbst war Zeuge. Nun hatten wir die Rollen vertauscht, und wie er damals auf mich gerechnet hatte, so rechnete ich jetzt auf ihn. Seine seltene Energie triumphte in der That, und wo ein Anderer sich ins Krankbett gelegt hätte, da schickte er sich zu dieser Unternehmung an. So standen wir bald nach 10 Uhr auf dem Pizzo Bianco, mit fahlen, verfärbten Gesichtern, anfänglich unsicher und bedrückt; dann entschlossen und zum Handeln bereit.

So weit die jüngste Vergangenheit. Was aber sollte die nächste Zukunft bringen, und worin bestand das Eigenartige des nun zu beginnenden Wagnisses?

Es kam mehreres zusammen. Zunächst ist es riskant und schwierig, auf einem scharfen Grat zu gehen, der so verwittert ist, daß nahezu jeder Stein der Oberfläche sich abwerfen läßt. Diese Thatsache darf nicht überraschen; denn Lage und Gestalt des Gebirges vereinigen sich hier, um die Verwitterung zu beschleunigen. Die hohe Lage hat zur Folge, daß das ein-

sichernde Thauwasser, welches vornehmlich durch directe Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Schnee entsteht, schnell wieder gefriert und der Zerstörung dient; die Gestalt des Berges aber, welchem eine, im Verhältniß zur Masse, sehr große Oberfläche zukommt, sorgt dafür, daß den zerstörenden Kräften entsprechend viele Angriffspunkte geboten werden. Unter solchen Umständen ist es doppelt schwer, ja meist unmöglich, auf den Hängen zur Seite Halt zu gewinnen; auch sind sie von ungewöhnlicher Steilheit. Man darf nur die Karte betrachten und zusehen, wie sich die Höhengurven hier aneinander drängen, um die Bestätigung zu finden. Aber schlimmer noch, als diese klar zu Tage tretende Erschwerung, war die Rathlosigkeit über das, was weiterhin geschehen sollte, — an der Stelle nämlich, wo der abschüssige Sprung in die Tiefe den Verlauf des Grates verbarg. Infolge einer seitlichen Biegung nach links sahen wir seine Linie unten wieder auftauchen und auf der horizontal ausgebreiteten, zum Morteratschfirn überhängenden Eismasse des Schartengrundes aufsetzen (s. das Bild). Was sollte werden, wenn uns der Abstieg zu dem unwirthlichen Grunde wirklich gelänge, und der auf der andern Seite aufsteigende „Felsenthurm“ die Fortsetzung des Marsches hinderte? Dann fehlte vielleicht jeder Ausweg, nach vorwärts sowohl wie nach rückwärts. Dazu kam, daß die Verkürzung, in welcher sich die Gratlinie von unserm Standpunkt aus darstellte, alle Formen noch schroffer, noch wilder und unzugänglicher erscheinen ließ; daß die wogenden Nebel und spielenden Wolken uns von der übrigen Welt lostrennten; und daß der Eindruck blieb, als habe die bekehrte Phantasie eines Kobolds diese steinernen Linien durch die Lüfte gezogen.

Um halb 11 Uhr verließen wir den Pizzo Bianco und betraten den Grat: das abgeworfene Gestein stürzte bald nach rechts, bald nach links dröhnend in die Tiefe. So näherten

wir uns mit aller erdenklichen Vorsicht bis auf fünfzig Meter der Stelle, wo der wenig geneigte Kamm zu einer abgeschnittenen Felsmauer wird. Wir machten Halt und banden uns vom Seil. Da Keiner von uns daran glaubte, daß wir über den eigentlichen Felsprung, der zur Berninasharte führt, würden hinabklettern können, so betrat Hans mit der ihm eigenen Kühnheit die östliche, über dem Morteratschgletscher aufgerichtete Wand, um hier zu traversiren und den Schartengrund in schräg ablaufender Linie zu erreichen. Groß, der oben stand, hielt das Seil, welches sich Hans von neuem umgeschlungen hatte. Dieser Versuch mußte aufgegeben werden, nachdem die halbe Strecke bereits zurückgelegt war; bei der losen, unzuverlässigen Beschaffenheit des Schnees erwies sich der Hang als zu steil, selbst für einen so kühnen und geschickten Kletterer wie Hans Graß; denn dem Gesetz der Schwere sind wir Alle unterworfen.

Während dessen saß ich bewegungslos wie eine Bildsäule auf dem losen Gestein des Grates; ich wollte schreiben, aber der Bleistift entfiel der ungelenten Hand und strebte in zierlichen Sprüngen der Tiefe zu; nun wagte ich nicht einmal den Tornister vom Rücken zu nehmen, um einen Ersatz für den Verlust hervorzuholen, und schaute bald hinaus auf die Landschaft, um dem Gedächtniß ihre Züge einzuprägen; bald auf Hans, der unerschrocken und unbeirrt an der Wand arbeitete; bald auf das freigewordene Gletscherbecken des Tschierba, tief unten zu meiner Rechten. In dieser schwindelnden Höhe — denn das ist sie im buchstäblichen Sinne des Wortes — machte ich von neuem die Wahrnehmung, daß es absolute Schwindelfreiheit nicht giebt, und daß das, was wir so nennen, nur ein höherer Grad von Widerstandskraft gegen sinnverwirrende Einflüsse ist. Sie machen sich geltend, sobald die vier Hauptbedingungen: offene Abgründe, unsicherer Stand, erzwungene

Unthätigkeit und langes Verweilen gleichzeitig vorhanden sind; sie äußern sich nicht im Taumel oder in dem Wunsch, um jeden Preis, also auch um den eines freiwilligen Sturzes, aus der unerträglichen Lage befreit zu werden; aber man fühlt ihre Wirkung, wie wenn ein elektrischer Strom durch das Gehirn zöge.

Als Hans zurückgekehrt war, da blieb uns keine andere Wahl, als direct über den Grat fortzugehen und von der Ecke aus gerade zur Scharte hinabzusteigen. Zwar konnten wir selbst von der Ecke aus den Fuß der Scharte nicht sehen, nicht wissen, wie tief es hinunterging; aber das „Jetzt oder Nie“, zu dem sich die Situation zugespitzt hatte, drängte unwiderstehlich zur That. Johann Groß nahm das Seil um den Leib, fing an zu klettern und entschwand unsern Blicken; Hans hielt das Seil, nachdem er sich, so gut es anging, festgemacht hatte. Ich selbst stand frei zwischen beiden Führern, nach vorn übergebeugt, und hörte nur zuweilen das Poltern der abgeworfenen Trümmer; denn der Fels war schlecht, sein Gefüge an vielen Stellen gelockert. Endlich kam Groß unten wieder zum Vorschein, hart bei dem überhängenden Rande der mit Eis ausgekleideten Scharte. Ich rief ihm zu, sich von dem gefährlichen Rand weiter entfernt zu halten, nach der Tschirvaseite zu; er that es und gewann nothdürftigen Halt auf dem Felsen. Die Leistung von Groß war ersten Ranges; seinen Beitrag zum Gelingen unseres Werkes hatte er damit geliefert.

Nun kam die Reihe an mich. Groß befreite sich vom Seil, ich befestigte dasselbe um meinen Leib und fing an hinunterzuklettern; das Gesicht zum Fels gewandt, zwischen den Beinen hindurch den nächsten Tritt erspähend, aber ebenso besorgt, für die Hände einen Halt zu gewinnen. An solchen Stellen empfängt langjährige Übung ihren Lohn. Er besteht

darin, daß uns trotz aller Erregtheit die Selbstbeherrschung erhalten bleibt; daß wir furchtlos verharren, wenn der nächste Schritt zu versagen scheint, und wir, den Fels umarmend, in die bodenlose Tiefe schauen müssen. In diese Lage gerieth ich mehrfach bei der außergewöhnlichen und glücklich durchgeführten Kletterei. Der Abstieg hatte sechzig Fuß betragen. Uebrigens kam uns der verwitterte Zustand des Gesteins unerwarteterweise zu statten; denn gerade an kritischer Stelle waren durch losgelöste Blöcke Lücken entstanden, welche natürliche Stufen bildeten; und das Hinabklettern, obwohl noch immer gefährlich genug, war doch nicht in dem Grade furchtbar, wie erwartet werden mußte. Nun stand ich neben Groß und sah hinauf, wie Hans sich zu seinem schweren Gange fertig machte; denn die eigentliche Gefahr nahm der brave Mann auf sich, indem er als letzter folgte. Er half sich in ähnlicher Weise, wie einst der alte Zermatter Führer Taugwalder und ich es gethan, als wir im Jahre 1868 allein über das alte Weißthor nach Macugnaga gingen. Ein Seil wurde um den Fels geschlungen, dessen eines Ende Groß hielt, während Hans das andere Ende aufgerollt in die Hand nahm und nach Bedürfniß abspielen ließ.

So erreichte er uns, und wir standen von neuem vereinigt, dicht aneinander gedrängt, im Grunde der Berninascarte. An ihren nördlichen Felsensprung gelehnt, sahen wir hart vor uns den „Felsthurm“ aufragen, an dem die Wildheit der Scharte sich nur in umgekehrten Neigungen wiederholt; unten rechts thaten sich die Abgründe des Tschierwasser auf, links hinderte die verrätherische Eisauflagerung des Grates den Blick zur Morteratschseite. Trotzdem glaubten wir an einen Ausweg und fühlten uns der neugeschaffenen Situation gewachsen. Die Führer, stolz auf das Geleistete, hatten ihre alte Zuversicht wieder gewonnen, und die Empfindung über-

kam uns, als wären wir gegen den Rest der Tagesarbeit gesetzt. Es war 12 Uhr 30 Min. Mittags.

Wir hielten einen Augenblick inne. Der entscheidende Schlag war geführt, unsere Pulse schlugen höher, die Anstrengung und Erregung hatte unsere Nerven in Spannung versetzt, die Energie unseres Lebensprocesses war verdoppelt; aber auf den verwilderten Gesichtern lag der verklärende Ausdruck der Freude. Das erste Glas Wein, welches wir uns nach vielen Stunden gönnten, war für Hans, der dem verwundeten Krieger gleich die Fahne nicht aus der Hand gelassen hatte. Einer Willensbethätigung, wie er sie heute, in einem leidenden Zustand, unter Zweifeln und drohenden Gefahren, an den Tag gelegt, ist ein gewöhnlicher Mensch nicht fähig; auch kam darin etwas von der treuen Anhänglichkeit zum Ausdruck, die er mir bewahrte; selbst in der Krisis der Agonie blieb er derselben eingedenk und raffte sich auf, statt mich im Stich zu lassen. Welch' größere Freude also konnte es in dieser seltenen Stunde für mich geben, als ihm mit schlichten Worten zu danken und ihm den Becher zu kredenzen?

Es zeigte sich, daß der „Thurm“ an seinem Fuße, auf der westlichen, dem Tschirvafirn zugeneigten Seite umgangen werden konnte, und an dieser schwer zugänglichen Stelle deponirten wir, zum Zeichen des ersten Betretens von Menschenfuß, die eben geleerte Flasche, die vielleicht nie zur Hebung gelangen wird. Sie enthält einen roh beschriebenen Zettel mit unseren drei Namen und der Angabe: 12 Uhr 40 Min. 14. (statt 12.) August 1878. Mit seinem an Hellsehen grenzenden Instinct für die Berge hatte Hans schon auf der Höhe des Pizzo Bianco gesagt, daß, wenn wir in den Grund der Scharte gelangen könnten, wir auch weiter kommen würden; der Berninapf, der so kolossal, so steil, so ungangbar er-

schien, hatte ihm keine Bedenken eingesflößt. Er behielt Recht. Die Umgehung des „Thurmes“ gelang, indem wir 80 Schritt horizontal fortgingen; und nun attaquirten wir die gegen uns abfallende Wand des Gipfels.

Dieselbe ist in gleicher Neigung aufgerichtet, wie der letzte Anstieg zur höchsten Scerascenspiße, und pflegt im August und September nur an einzelnen Stellen Schnee aufzuweisen. Aber der feuchte Sommer des Jahres 1878 hatte in der lustigen Region so starke Niederschläge angesammelt, daß die aufragende Fläche völlig weiß erschien. Unsere Arbeit wurde dadurch bedeutend erschwert; denn statt über Felsen fortzuklimmen, mußten wir uns mühsam den Weg durch pulvrigen Schnee bahnen. Der noch zu überwindende Niveauunterschied betrug wahrscheinlich nur 80, höchstens 90 Meter, bei einer Steigung von 50—60 Grad; es trennte uns also eine Entfernung von wenig mehr als 100 Metern vom Ziel. Immerhin gebrauchten wir 40 Minuten, um es zu erreichen. So stiegen wir langsam höher und höher. Schon sahen wir hinab auf die Zinnen des „Felsenthurms“, die Scharte lag zu unseren Füßen, und hinter ihr zog sich der Grat zum schimmernden Pizzo Bianco auf. Um 1 Uhr 28 Min. erreichten wir die nördliche Ecke des dachförmig gestalteten Berninagipfels, von der entgegengesetzten Seite her, von welcher sie bei gewöhnlichen Besteigungen betreten wird, und hatten eigentlich das Gefühl, als ob wir nun zu Haus angekommen seien. Denn die Stelle war uns vertraut, wir hatten Alle bereits darauf gestanden, Hans Graß allein schon vierundvierzig Mal. Unsere Aufgabe war also gelöst.

Am andern Ende der etwa 30 Schritt langen, in der Mitte geknickten weißen Schneide, da wo die meisten Piz Bernina-Besteiger zu verweilen pflegen, ruhten wir aus. Wir hatten $3\frac{1}{4}$ Stunden gebraucht, um den etwa 400 Schritt

langen Pfad vom Pizzo Bianco durch die Scharte hindurch zur Berninaspitze zurückzulegen; denn größer ist die Distanz nicht. Die Schätzungen, welche Hans und ich unabhängig von einander machten, stimmen sowohl unter sich, wie mit den Angaben der Karte überein. Die Strecke vom Pizzo Bianco bis zur Ecke der Scharte beträgt 130 Schritt, der Abstieg zur Scharte 40 Schritt, das horizontale Traversiren am Fuß des Thurmes 80 Schritt, der Aufstieg zur höchsten Spitze 140 bis 160 Schritt, der Weg über den First 30 Schritt: was in der Horizontalprojection eine Länge von 270 Metern ergeben würde. Auch die Niveauunterschiede glaube ich ziemlich genau geschätzt zu haben. Pizzo Bianco und die Schartenecke sind etwa von gleicher Höhe, weil die dazwischen liegende Kammlinie sattelförmig eingesenkt ist. Von der Ecke zur tiefsten Stelle des Schartengrundes sinkt die Höhe etwa um 25 Meter; die Stelle würde also ungefähr 79 Meter tiefer liegen, als die höchste Berninaspitze, d. h. 3973 Meter hoch.

Während jener $3\frac{1}{4}$ Stunden hatten wir höchstens 20 Minuten gemeinsam gerasstet; fast drei Stunden blieben für die Arbeit des Ausprobirens, des Stufenschlagens, des Kletterns und Seilhaltens. Nirgendwo hatte das Auge einen Ruhepunkt gefunden; Grate, Felsabhängen, unstät treibende Nebel, Zerrissenheit allüberall, das waren die Züge, in denen die Natur sich uns ausschließlich offenbarte. In unheimlicher Gestalt war uns die Gefahr entgegengetreten, den Mißerfolg hatten wir nahe gestreift, und nur der Trost unserer Vermessenheit hatte das zwischen Möglich und Unmöglich schwankende Zünglein der Wage auf die Seite des Erfolgs gedrückt. Das fühlte Hans sowohl wie ich, und zum ersten Mal kroch etwas wie ein Vorwurf in meiner Seele auf, ob wir nicht doch mehr gewagt hatten als wir wagen durften. Bei einer Flasche Champagner schüttelten wir die senile Stimmung ab, welche eine gerechte und stolze

Freude durch Reflexionen über Erlaubtes und Unerlaubtes im Hochgebirge zu verkümmern suchte, und traten gegen halb drei Uhr Nachmittags den Rückmarsch auf dem kürzesten Wege, d. h. auf der steilen, nach Osten abgelenkten Rippe des Bernina an.

Die Nebel wichen, und aus weiter Ferne drangen Rufe zu uns herauf; sie entstammten den vereinten Anstrengungen Principe Teano's, meines unerschrockenen Gefährten auf mancher späteren Wanderung, Lord Lindsay's und Mr. Wainewright's; die Herren hatten den ganzen Tag auf dem Morteratschgletscher zugebracht, in der Hoffnung, uns beobachten zu können. Diese Hoffnung wurde durch die dunstige Beschaffenheit der Atmosphäre allerdings vereitelt; nun aber sandten uns die Freunde, gleich nach dem Gelingen der That, ihre enthusiastisch gespendeten Glückwünsche, als die Wolken sich theilten, und wir, wie drei Phantome, auf dem Grat sichtbar wurden. Die Begehung dieses Grates verlangt bekanntlich Vorsicht und ist nicht so leicht, wie man glauben möchte, wenn man von den vielen Berninabesteigungen hört. Zwar ist das Gestein des Ostgrates gut, aber der Fall ist rapide, die Eis- und Schneeauflagerungen erschweren das sichere Klettern.

Wir stiegen schnell abwärts und erreichten, trotz einer am Ende des Grates gemachten halbständigen Pause, die Bovalhütte 3 $\frac{1}{2}$ Stunden nach dem Verlassen der Berninaspitze. Freilich war dies kaum anders zu ermöglichen, als indem wir durch den sogenannten „Gletscherfall“ gingen, wie der am meisten zerklüftete Mittelstrom des oberen Morteratschgletschers genannt wird. Mit Recht ist diese gewaltige Eiscascade gefürchtet, weil sich von ihr, namentlich am späten Nachmittag, jeden Augenblick Massen lösen können. Neun Jahre zuvor (1869) waren Hans und ich, ebenfalls vom Piz Bernina kommend, mitten in diesen Séracs von einer Eislawine überfallen

und in eine hundert Fuß tiefe Gletscherspalte geschleudert worden. (S. pag. 38). Der gleichen Gefahr waren wir nun wieder ausgesetzt, uns ihrer auch vollständig bewußt; aber der Glaube, daß nach der heut geglückten That uns nichts Böses mehr geschehen könne, beherrschte uns fatalistisch. Der Verblendung durch den Erfolg ist der Mensch eben unter allen Verhältnissen ausgesetzt, mag er einen Marschallstab oder ein einfaches Gletscherbeil in der Hand halten. Der erstarrte Fall, der mit seinen phantastischen Bildungen, seinen überhängenden Eismauern wie ein lauerndes Ungethüm dalag, konnte jeden Augenblick gegen uns losbrechen, uns unter seinen Trümmern begraben. Mit Meisterschaft führte Hans durch die Abstürze, über Brücken, Blöcke und Wände; aber wir gingen doch mit aufgeregter Hast. Zweimal dröhnte es unheimlich von kleinen, local gebliebenen Einstürzen; und als wir die Schreckenssphäre kaum verlassen hatten, da hörten wir ein lautes Donnern, wie eine warnende Stimme über unsere Mißthat.

Um 5 Uhr Nachmittags endlich war alle Gefahr vorüber; fröhlich veranstalteten wir drei Rutschpartien auf gutem Schnee und betraten um 6 Uhr die Bovalhütte. Anderthalb Stunden später erreichten wir die Restauration am Fuße des Morteratschgletschers und trafen noch zu guter Stunde in Pontresina ein.

Die hier gegebene Schilderung möchte ich nur als eine Ergänzung früherer Aufsätze betrachtet sehen, und dadurch das Lückenhafte derselben, namentlich bezüglich der Terrainbeschreibung, motiviren.

Die Erinnerung an die Vorgänge und Eindrücke, welche mit der Ueberwindung der „Berninascharte“ verknüpft sind, zwingt mich, auszusprechen, daß es nicht Zweck der voranstehenden Zeilen ist, zu einer Wiederholung des Unternehmens

aufzufordern. Es ist genug, daß die Art der Zusammengehörigkeit des Pizzo Bianco und des Piz Bernina einmal festgestellt ist; und es bedarf keines zweiten Unternehmens, um sie von neuem festzustellen. Zwar wird der nachfolgende Besteiger, nachdem nicht nur die Möglichkeit an sich nachgewiesen, sondern auch der Weg angegeben ist, nur die kleinere Hälfte der Schwierigkeiten kennen lernen; denn nicht die Schwierigkeit des Kletterns wurde für die Form meiner Schilderung maßgebend, sondern der Aufwand an Willenskraft. Einen Vorhang zu heben, wenn man weiß, was dahinter ist, — und einen Vorhang zu heben, wenn man das nicht weiß: sind zwei sehr verschiedene Handlungen und sehen doch äußerlich einander gleich. Immerhin bleibt auch späteren Besteigern noch der Schwierigkeit genug. Auch wird im allgemeinen ein größerer Zeitaufwand, als der von uns benötigte, erforderlich sein, selbst wenn das eigentlich schlimme Stück in zwei, statt in drei und einer Viertelftunde, zurückgelegt werden kann; und aller Wahrscheinlichkeit nach würde sich der Abstieg vom Piz Bernina zu einem Nachtmarsch gestalten.

Dagegen erscheint es sehr wünschenswerth, daß der Pizzo Bianco in die Reihe der Pontresiner Hochtouren aufgenommen werde. Er bietet in keiner Weise außergewöhnliche Schwierigkeiten und rangirt nach dieser Richtung etwa zwischen dem Piz Bernina und Piz Palü. Nur ist der Aufstieg länger. Uns kostete er neun Stunden; wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß Hans Graß leidend war. Die erste Besteigung erforderte elf und eine halbe Stunde; die zweite, so viel mir bekannt, nicht weniger. Kann man also größere Schneehänge beim Abstieg nicht durch Abrutschen überwinden, so ist die Expedition langwierig, länger als irgend eine bei Pontresina, die des Monte Scerscen ausgenommen. Aber dafür darf nicht vergessen werden, daß die Aussicht vom Pizzo Bianco

auf den Piz Bernina an Eigenthümlichkeit und Größe vielleicht Alles übertrifft, was wir sonst sehen können. Der Anblick der sinkenden Charte, des daraus aufsteigenden Felsenthurmes und des ihn überragenden Berninakopfes wird unerreicht bleiben, weil zu der Kühnheit der Formen die schwindelnde Höhe ihrer Lage tritt. Der Besteiger, der sich nach großartigen Eindrücken sehnt, darf also hier den Lohn seiner Mühe erwarten.

Die Reihe der großen Unternehmungen in diesem Theile der Alpen ist mit der Ueberwindung der Berninascharte und dem Erreichen des Piz Bernina von Norden her zum Abschluß gebracht, und die Kette schließt sich an eben dem Punkte, von dem sie einst ausging, — auf dem höchsten Gipfel. Eine kurze Spanne Zeit, nur achtundzwanzig Jahre, hat genügt, uns das zu enthüllen, was der vorangegangenen, nach Jahrhunderten zählenden historischen Periode bald ein gleichgiltiges, bald ein furchtbares Geheimniß geblieben war. Aber wer weiß, ob nicht eher, als wir es denken, die Zeit wieder da sein wird, wo die Berichte unserer Besteigungen wie eben so viele Märchen klingen werden; ob nicht der Geist der alternden und absterbenden Generation mit dieser selbst ins Grab sinkt? Bemühen wir uns, dies zu verhindern; es ist eine Pflicht, auf welche die jetzt ablaufende Epoche der alpinen Entdeckungsgeschichte und die Anzeichen einer ermattenden Theilnahme hinweisen. Sprechen wir es aus, daß der Reiz erster Besteigungen zwar ein mächtiger Impuls für die bisher entfaltete Thätigkeit war, daß das Charakteristische unserer Bestrebungen und Leistungen aber nicht in der bloßen Befriedigung dieses Reizes zu suchen ist. Unsere höheren Ziele — die subjectiven wie die objectiven — bleiben unberührt davon, ob ein Berg schon vor uns betreten wurde oder nicht; denn dieselben liegen in der Erhebung unserer Seele durch den Anblick einer erhabenen Natur, in der Entwicklung

unserer physischen Kraft und Gewandtheit durch Ueberwindung großer Schwierigkeiten, in der Entzifferung des gewaltigen Baues der Alpen, in der Erkenntniß der an denselben geknüpften physikalischen und Lebenserscheinungen.

Wenn wir die jüngere Generation sich von diesen Zielen durchdringen lassen, so haben wir dafür gesorgt, daß unsere Freuden auf sie übergehen, und unsere Arbeit von ihr getheilt wird.





Bermatter Berge im Jahre 1879.

(1879.)

Nach elfjähriger Unterbrechung sah ich Bermatt im Sommer 1879 wieder; ein dreiwöchentlicher Aufenthalt gestattete es mir, alte Erinnerungen aufzufrischen und neue zu schaffen. Aber wirklich neue Expeditionen habe ich nicht gemacht. Der Bermatter District ist mehr als irgend ein anderer der Alpen von hervorragenden Reisenden und eminenten Bergsteigern betreten und erforscht worden. Um daselbst noch etwas zur Ausführung zu bringen, was keinen Vorgänger hat, muß man mit den Bergen wie mit den Führern in feinerer Fühlung stehen, als elfjährige Abwesenheit ermöglicht. Was Neues gemacht worden ist, das Weißhorn von Zinal und das Matterhorn vom Stockje, war bereits vor meiner Ankunft ein Vorrecht langjähriger Besucher Bermatts geworden. Was ich also erzähle, das hätten möglicherweise andere vor mir erzählen können; da wir aber die Dinge darstellen, nicht wie sie sind, sondern wie sie uns scheinen, so macht die erste Behandlung eines Gegenstandes die zweite noch nicht überflüssig. Auch habe ich mich möglichster Discretion befleißigt; denn der Besuch

der Berge, die in den Ueberschriften genannt sind, veranlaßte mich nur zu einigen, oft ziemlich zusammenhanglosen Bemerkungen, und ich bitte, sie für nicht mehr zu nehmen, als was sie sind. Hätte es sich um ganz neue Besteigungen gehandelt, so wäre die Darstellung anders ausgefallen.

Daß in der Ueberschrift die Berge an eine Jahreszahl gebunden werden, ist nicht ganz so willkürlich, wie es scheinen könnte; denn die höchsten Gipfel — und nur um solche handelt es sich hier — erleiden in schneller Zeitfolge starke Veränderungen bezüglich ihrer Firnbedeckung. Dies bedingt, daß die Besteigung eines und desselben Berges in verschiedenen Jahren, selbst im Laufe eines Hochsommers, sehr verschieden geartet sein kann, und von solchen Aenderungen Notiz zu nehmen, ist nicht unwichtig.

Die Besteigungen des Monte Rosa von der Lysjoch-Seite, des Breithorns von der Gornertstr. der Dent Blanche, des Weißhorns und des Matterhorns, bilden den Inhalt dieses Aufsatzes.

Monte Rosa von der Lysjoch-Seite.

(4638 m.)

Das Massiv des Monte Rosa ist durch viele Gipfel, durch Seitenketten und durch mehrfachen Richtungswechsel gegliedert, macht aber aus der Ferne den Eindruck eines zusammengehörigen Ganzen; von dem Lyskamme wird es durch das Lysjoch getrennt und verläuft von dort aus mit einer mittleren Kammhöhe von 4400 m bis zur Nordspitze, wo das Ende durch ein rapides Fallen angezeigt wird.

Was dem Monte Rosa seinen Zauber verleiht, das ist die Verbindung großartiger Verhältnisse mit sehr schönen

Formen. Das Außerordentliche dieser Welt prägte sich mir tief ein und schuf eine Erinnerung, welche gewisse Bedenken gar nicht aufkommen ließ; denn es ist bedenklich, von einem Berge zu sprechen, den alle zu kennen glauben. Es erscheint als eine ganz natürliche Folge der Sturm- und Drangzeit, durch welche unsere Bestrebungen haben gehen müssen, daß wir unser Urtheil über einen Berg unbewußt von der Eigenart seiner Besteigung beeinflussen lassen. Die technischen Schwierigkeiten bei gewissen Bergen und der Glanz, den sie auf den Ueberwinder zurückstrahlen, lassen uns zuweilen vergessen, daß die Berge nach einem andern Princip, als nach diesen Momenten, zu classificiren sind.

Die Dufourspitze, der Culminationspunkt des Massivs, läßt sich auf verschiedenen Wegen erreichen, nicht nur von Zermatt, sondern auch von Macugnaga aus. Die Erstbesteigung von letzterem Ort aus ist stark in Verruf und, so viel mir bekannt, nur einmal gemacht worden. Ferdinand Zinseng war leitender Führer, der sanftblickende, breitschulterige Mann, den nichts schreckt, und von dessen Kühnheit auch das Glück am Gängelbände geführt wird. *) Der meist betretene Weg geht vom Gorner Gletscher aus und folgt dem Rücken, welcher den Grenzgletscher vom Monte Rosa-Gletscher trennt. Dieser Weg ist es, welcher dem Monte Rosa den Ruf eines leicht ersteigbaren Berges eingetragen hat, sehr zum Schaden derjenigen, denen es an Ausdauer und Sicherheit gebricht. Denn der Marsch ist lang, und gar Mancher gebraucht, selbst bei gutem Schnee, vom Riffelhaus bis zur Spitze 10 bis 11 Stunden. Außerdem scharft sich der Ramm allmählich zum

*) Bei der Wiederholung desselben Unternehmens, im Jahre 1881, ging er durch eine Lawine zu Grunde; mit ihm Herr Marinelli und der Führer Pedrazzini.

Felsgrat, beziehungsweise zur Firnschneide zu, und nicht Jedermanns, geschweige des Ermüdeten, Sache ist es, solche Stellen mit festem Tritt und guter Haltung zu überwinden. Viel seltener wird ein dritter, besonders anziehender Weg gewählt. Um ihn kennen zu lernen, verließ ich mit meinem Begleiter, dem Führer Peter Knubel, das Niffelhaus in der Nacht zum 13. August und verfolgte den Gornergletscher aufwärts.

Der abnehmende Mond tauchte die umgebende Schneelandschaft in ein fahles, aschgraues Licht; so reflectirten es die weiten Flächen des Nyskamm und Monte Rosa. Kaum erkennbar setzte sich das rückwärts gelegene, schneelose Matterhorn gegen den dunkeln Himmel ab, und das nahe Niffelhorn mit seiner zum Gletscher abfallenden Felswand erschien wie ein gewaltiger, unersteigbarer Berg, denn die Nacht täuschte über seine Entfernung. Da erleuchtete, während die Dämmerung noch das Leben der Thäler gebannt hielt, die aufgehende Sonne die östliche Ecke des Nyskamms und die Spitze der Matterhornpyramide; die nackten Felsengehänge und aufgebrochenen Firnmassen des Breithorns färbten sich röthlich; dann erhielt das Weißhorn Licht, dann die Dent Blanche, dann das Rothhorn, und schließlich strahlte die ganze Landschaft ein blendendes Weiß gegen den tiefblauen Himmel.

Nach 3 1/2 stündigem Marsch, in einer Höhe von 3200 m, verließ unser Weg den gewöhnlich eingeschlagenen und zog sich mit einer Biegung nach rechts zu dem Ursprunge des Grenz-gletschers auf, zunächst die Richtung des Nysjoches haltend. Die Firnmulde, die hier von 4500 m hohen Bergen, dem Nyskamm und der Monte Rosa-Kette, ringförmig umfaßt wird, gestaltet sich zu einer Landschaft von überraschender Schönheit. Eine stille Größe ruht auf ihr, eine wunderbare Harmonie durchwebt sie, der Erinnerung unvergeßlich, der Beschreibung unerreichbar. Andere Hochgebirgslandschaften, die wir mit

nicht minderem Rechte bewundern, wie den Mettschirn und die Gegend am Col du Géant, fesseln uns auf andere Weise, und die wilde Zerrissenheit eines Bergkranzes, wie Biz Roség, Monte Scerscen, Bernina und Morteratsch ihn bilden, dürfen wir angesichts des Lysjoches nicht suchen.

Wie durch ein Thor tritt man zwischen dem Lyskamm und dem westlichen Felsenvorbau der Dufour-Spiße in den weiten schimmernden Circus ein und sieht nach und nach die sämtlichen Spitzen aufragen, mit denen sein Kammprofil gekrönt ist. Anfänglich steigt der vielfach gespaltene Boden steil an, dann aber — in einer Höhe von 3700 m — gestattet eine horizontale Wanderung das mühelose Betrachten der Umgebung. Die Abgeschlossenheit ringsum, von so erheblichem Einfluß auf die Wirksamkeit des Bildes, ist fast vollkommen. Denn wenn man zurückblickt, so sieht man über der Schwelle des Eingangsthores nichts anderes aufragen als einige schroff gestaltete Gipfel der Zinalkette.

Unser Ziel, die Dufourspitze, lag hart links und noch verborgen durch die südliche Felswand jenes Walles, über dessen Firn die gewöhnliche Besteigung führt. Indem wir uns der Wand durch eine allmähliche Schwenkung nach links näherten, fielen alle Punkte der Monte Rosa-Kette, vom Lysjoch an, nach und nach in unsere Marschrichtung, und um 7 Uhr 30 Min. gingen wir gerade auf den Schneesattel los, der die Zumsteinspiße (4553 m) von dem höchsten Gipfel trennt. Damit aber begann von neuem eine erhebliche Steigung, denn wir traten nun in das seitliche Firnthal, welches mit starkem Fall gegen die Mulde ausläuft. Nichts hätte uns gehindert, mittels fleißigen Stufenschlagens zu jenem Sattel emporzuklimmen und unser Ziel über den nordwestlich ansteigenden Grat zu erreichen. Statt dessen aber schwenkten wir noch mehr nach links und kletterten nun in nördlicher Richtung

über das Firngehänge fort, gerade auf die Südwand des Monte Rosa los. Ein Bergschlund — es war bereits der zweite, den wir überwandten — führte uns an ein steiles Eisfeld; wir erstiegen es auf geschlagenen Stufen und erreichten das nackte Gestein, da wo dasselbe in Form einer Rippe aus der Mauer hervortritt. Hier ruhten wir aus, ehe die letzte Kletterei begann.

Die Stelle liegt etwa 4300 m hoch, und das Firnbecken erschien bereits ziemlich tief. Der Eyskamm richtete sich uns gegenüber auf, blendend weiß, einfach und großartig, und Anubel zeigte mir die Stelle, hoch oben auf dem Grat, wo drei seiner Brüder, zwei Jahre zuvor, mit dem Ueberhang durchbrachen und den Tod ihres Berufes starben. Der Montblanc stieg in der Ferne auf, und wir betrachteten ihn von einem seiner würdigen Standpunkt; es war schwer, den Blick wieder von ihm abzuwenden, so vornehm ragte er auf in die blauen Lüfte. Vom Matterhorn war die südliche Seite mit dem charakteristischen Anbau sichtbar; aber ein noch ungewöhnteres Bild zeigte sich wie eine Vedute, eingerahmt von der Ludwigs-höhe und dem Eyskamm, hinter dem Eysjoch: die spitze Pyramide des Monte Biso, die in weiter Ferne hoch oben frei in einem Luftmeer zu schweben schien.

Die Entfernung zwischen dem Monte Rosa und dem Monte Biso beträgt ungefähr 21 deutsche Meilen, und über solche Distanzen, in denen das Auge außerdem keinem andern Gegenstande begegnet, sind wir nicht gewöhnt, fortzusehen. Wir unterschätzen die Entfernung und interpretiren deshalb den Eindruck, welchen das Auge auf der Rezhaut empfängt, falsch. Statt aus jenem Eindruck auf eine weit erstreckte horizontale Ebene zu schließen, schließen wir auf eine enger begrenzte ansteigende Ebene, die dasselbe perspectivische Bild im Auge hervorbringt, wie jene. Deshalb sehen wir in der Ferne

Alles gehoben, und die Täuschung kann soweit gehen, daß uns Flüsse, deren Lauf mit unserer Sehlinie zusammenfällt, aufwärts zu fließen scheinen. Auch von zwei gleich ausgedehnten, gleich geneigten Flächen, die eine aus Schnee, die andere aus Fels, dünkt uns die erstere steiler, weil der weiße Schnee des obern Randes uns näher erscheint, als der dunkle Fels bei der zweiten Fläche.

Das Klettern im Felsen war anstrengend. Der Fels ist steil, und Vorsicht geboten; auch lagen immerhin nahe an acht Stunden Marsch hinter uns, von denen freilich zwei Stunden für die Pausen abgingen. Wir verschnaudten dreimal, was uns 14 Minuten kostete, während das Klettern $1\frac{1}{2}$ Stunden erforderte. Um 11 Uhr betraten wir den Gipfel und blieben daselbst länger als eine Stunde.

Das Jahr hat nur wenige Tage aufzuweisen, die eine ähnlich klare Aussicht vom Monte Rosa zulassen, wie es die des 13. August 1879 war. Selbst nach Italien zu war der Blick frei, während wir doch auch an heiteren Tagen des August und September auf das weißflodige Nebelmeer rechnen, welches sich zwischen der Alpenkette und der lombardischen Ebene ausbreitet. Ich konnte mich um so unbefangener in die vertraute Welt versenken, als die Fährlichkeiten der Besteigung, wenn deren wirklich besondere vorhanden waren, nun ihr Ende erreicht hatten. Denn wir beabsichtigten der allgemeinen Straße zu folgen.

Bezüglich der Aussicht mag die eine Bemerkung gestattet sein, daß Berge von sehr hoch gelegenen Punkten aus betrachtet, auf uns nur dann einen imponirenden Eindruck machen, wenn sie eine große Masse entfalten. Nichts erscheint so imponirend, wie das Matterhorn von Zermatt aus; sein Anblick allein lohnt eine weite Reise. Auf dem Monte Rosa stehend erstaunt man, daß jener wunderbare Berg so stark gegen andere zurücktritt. Berge

wie Dent Blanche und Weißhorn lassen ihn nicht zur Geltung kommen; ihre Massen erdrücken ihn sowohl wie das Rothhorn und Gabelhorn, d. h. also gerade diejenigen Berge, deren Besteigung unser besonderes Interesse erweckt. Der Berninagrät, obwohl 22 deutsche Meilen entfernt, konnte noch in seinen Details gesehen werden; denn die Sehlinie läuft ziemlich rechtwinklig gegen die Richtung des Grates, und eine perspectivische Verkürzung tritt daher kaum ein.

Wir nahmen den Rückweg über den Westgrät. Ich brauche nicht zu sagen, welch ein Vergnügen es war, einen Abstieg zu bewerkstelligen, der — gerade noch gefährlich genug, um die Aufmerksamkeit rege zu erhalten — doch ein uneingeschränktes Genießen des glänzenden Tages und der glänzenden Landschaft erlaubte. Der Schnee war so gut, daß wir auch während der heißen Stunden kaum einsanken, und so behielt diese Expedition während ihres ganzen Verlaufs den schönen Charakter bei, welcher mich veranlaßt hat, hier von ihr zu sprechen.

Wir kehrten früh genug nach dem Riffelhotel zurück, um noch rechtzeitig eine Besteigung ganz anderer Art vorbereiten zu können. Nur wenige Stunden Schlaf, und wir schickten uns an, das Breithorn von der Nordseite zu ersteigen, während wir heute den Monte Rosa gerade von Süden her erklimmen hatten.

Das Breithorn von der Gornertrift.

(4171 m).

Das Zermatter Breithorn ist dachförmig gestaltet; sein anderthalb Kilometer langer Firnslauf etwa von Osten nach Westen und senkt gegen den Gornergletscher die breite und steile Wand

ab, die dem Berge den Namen gab. Betrachtet man sie von dem Boden dieses Gletschers aus, so zeigt sich, daß ihre linke Seite aus nackten Felsen besteht, während die rechte zerklüftete Firnismassen darbietet. In der Mitte führt ein Felsgrat von der Tiefe aus bis in die Nähe des Kammes, wo er sich unter der Eisbedeckung verliert; nach links (östlich) fällt derselbe schroff gegen den Breithorn-gletscher ab, rechts legen sich Schnee- und Eismassen an ihn. Man nennt den Thahang, in welchem der Grat gegen den Gornergletscher ausläuft, die Gornertrist; den Grat selbst will ich hier den Tristgrat nennen.

Vielleicht wird keine der Zermatter Besteigungen so häufig ausgeführt, wie die des Breithorns vom Theodulpaß aus, keine so selten, wie die desselben Berges von der Gornertrist aus. Denn letztere ist zweifelsohne schwierig und sehr gefährlich, namentlich der Eisbrüche wegen. Für eine solche Expedition war die kühle Vermessenheit Peter Knubels gerade das, was ich brauchte. Wir machten uns in der Frühe des 14. August allein miteinander auf den Weg; ein oder zwei Leute mehr hätten ja auch nicht mehr ausrichten können, wenn wirklich stürzende Eisblöcke uns begegnet wären.

Um halb 4 Uhr stiegen wir vom Riffelhaus (2569 m) zum Gletscher nieder und überschritten ihn. Nach $1\frac{3}{4}$ stündigem Marsch wurde die Gornertrist (2700 m) erreicht; wir befanden uns hier 1470 m unter dem Gipfel unseres Berges. Der Tristgrat stieg hart zu unserer Linken auf; durch eine Schneemulde erreichten wir seine steil fallende Kammlinie in der Höhe von 3250 m, wo sich eine kleine Einsattelung findet; es war halb 7 Uhr. An diesem Punkte beginnen die Schwierigkeiten der Besteigung, und derselbe spielt für das Breithorn eine ähnliche Rolle, wie für das Matterhorn der Punkt 3298 der Karte, in welchem der Nordostgrat der Pyramide anhebt. Man

kann berechnen, wie stark die Linien ansteigen, welche von den bezeichneten Stellen zu den entsprechenden Gipfeln führen, und findet für das Matterhorn 39 Grad, für das Breithorn 37 Grad. Die Durchschnittsneigung der Wege ist also fast die gleiche. Dagegen bestehen in der Beschaffenheit des Terrains bemerkenswerthe Unterschiede. Denn während man es bei dem Matterhorn fast ausschließlich mit Fels zu thun hat und die Sicherheit des Standes durch Zuhilfenahme der Hände unterstützen kann, führt die Besteigung des Breithorn nur anfänglich über nacktes Gestein; dann aber in ein Firngebiet, welches durch die Böschung seiner Hänge ebenso schwierig wird, wie gefährlich durch seine Zerreibungen und Brüche. Daß zu eben der Stunde, wo wir uns durch die Eiszwildniß des Breithorns hindurcharbeiteten, ein geschickter Alpinist an der Ostwand des Matterhorns in die Tiefe stürzte und den Tod erlitt, könnte diesen Berg bössartiger erscheinen lassen, als jenen. Die Katastrophe belegt indeß nur den alten Satz, daß gerade diejenigen Gefahren unser Verhängniß besiegeln, denen unsere eigene Kraft gewachsen war, und denen wir trotzdem unterliegen, weil wir zu gering von ihnen dachten und sie unserer Vorsicht nicht werth hielten.

Es begann nun zunächst ein Felsentklimmen auf der scharf ansteigenden Gratschneide. Streckenweise waren wir gezwungen, an der Felswand zur Linken, die aus dem tiefliegenden Breithorngletscher aufsteigt, einen Weg zu suchen. Der Fels war gut, aber das Klettern daselbst gehörte bereits zu den schwereren Leistungen in dieser Kunst. Natürlich bot der Umstand, daß wir nur zu Zweien an dem Seil waren, dabei große Erleichterung. Denn zwei Leute am Seil bilden nur ein Intervall, drei bilden deren zwei, und gerade die Seilintervalle werden störend dadurch, daß sie leicht an Felssecken hängen bleiben. Die Unannehmlichkeiten verdoppeln sich also

für den zweiten Mann, der doch meistens der Reisende ist, gar nicht zu reden von dem ungeschickten Zerren am Seil, durch welches Führer zweiter Klasse den schmerzhaften Beweis ihrer Leistungsfähigkeit zu geben belieben. Wir kletterten in dieser Weise 50 Minuten lang, dann ließ sich der Grat nicht weiter verfolgen. In einer Höhe von 3520 m verließen wir ihn und traten durch eine Schwenkung nach rechts in die firnbedeckte Region der Nordwand ein.

Bedenkt man, daß die Durchschnittsneigung des Anstiegs bereits 37° beträgt, und daß einige Theile der Wand sanftere, fast horizontale Flächen darbieten, so wird die Angabe kaum überraschen, daß 50—70° steile Hänge zu überwinden waren. Dies wäre an sich nichts Besonderes, wenn nicht erschwerende Umstände hinzuträten. Einerseits entspricht der stärkern Neigung häufig eine stärkere Vereisung des Firns; die dadurch nöthig werdenden größeren Stufen bedingen ein langsameres Aufsteigen, dieses wiederum macht empfindlicher gegen die Kälte; andererseits giebt gerade die wechselnde Steilheit der Felsunterlage zu jenen Firnerreißungen Anlaß, deren Anblick zwar überaus großartig ist, das Herz des in ihnen befindlichen Wanderers aber wohl zusammenschnüren kann. Denn diese Zerreißen und Brüche bilden sich allmählich zu überhängenden, ausgezackten Eismänden aus und senden Lawinen hinunter, deren Trümmerblöcken man nur zu häufig begegnet. Das wesentlich Schwierige und Aufregende der Besteigung liegt also darin, daß man öfters genöthigt ist, langsam einen steilen, vereisten Hang zu erklettern, der von einem Firnbruch beherrscht wird.

Sehr bald nach dem Verlassen des Triftgrates hatten wir die herben Freuden kosten können, welche dieses Terrain dem Ersteiger gewährt. Als wir mittels Durchschlagens einer überhängenden Schneestufe ein kleines, 3600 m hoch ge-

legenes Plateau erreichten, war es halb 9 Uhr, und wir schöpften Athem. Der Mont Blanc, der, selbst aus der Mitte der Zermatter Berge heraus betrachtet, nichts von seiner erhabenen Vornehmheit verliert, war besonders gut sichtbar, sein Bau leichter für uns zu begreifen, als der des Breithorns. Denn hier lehrte uns der Ausblick zur Spitze eigentlich nichts Anderes, als daß wir noch tief unter ihr standen. Die Zerrissenheit der aufgethürmten, schimmernden Massen verwirrte den Sinn; die kleinen Terrassen, die wie Schneebänder zwischen die steileren Eiswände eingeschaltet dalagen, verloren sich beim Verfolgen immer wieder in einem ungangbaren Terrain. Auch an das erreichte kleine Plateau setzte ein Hang an, der sich in einem Winkel von 65 Graden aufzog und die Art des unerschrockenen Knubel von neuem 20 Minuten in Thätigkeit erhielt.

Jetzt standen wir inmitten des mächtigen Nordhanges, der nach allen Richtungen hin wie mit einem Riesenpflug aufgebrochen erschien. Am Fuß der Eismauer, die gerade vor uns aufragte, zog sich ein Firnband sanft nach links hinauf gegen den Triftgat, während es nach rechts zu bald von der eisigen Trümmerwüste überdeckt wurde. Wir folgten dem Bande bis in die Nähe des Felsgrates, hatten also links den Absturz nach der Tiefe und rechts die Wand. Letztere wird nun an ihrem Ende von einem sehr steilen Couloir begrenzt, dessen westliche Seite aus Eisséracs besteht, während die östliche nackter Fels ist, zum Triftgrat gehörig. Von der untern Mündung (etwa 3890 m) aus überfieht man die gerade steile Gasse bis an das obere Ende (etwa 3950 m), wo eine neue, bis dahin verdeckte Stufe des Eisgefälles drohend zu Tage tritt. Durch diesen Lawinentrichter mußten wir nun aufsteigen, und je schneller es geschehen konnte, desto besser. Wir arbeiteten mit Händen und Füßen in dem kalten, pulverigen

Schnee, welcher die Bahn des Couloirs bedeckte, und mutheten unseren Kräften zu, was sie hergeben konnten; da die Stufen nur ganz leicht geschlagen zu werden brauchten, so überwandten wir die fatale Gasse in 14 Minuten, schwenkten sofort rechts, gingen im Sturmschritt unter der neu erreichten Eiswand her und betraten nach weiteren 7 Minuten ein Firngebiet, dessen Oberfläche nun nicht mehr zerrissen war.

Hier hielten wir athemlos an. Die Höhe von 4000 m war erreicht, und der Rest der Besteigung leicht zu übersehen. Eine stark ansteigende Schneemulde zog sich zu der kleinen Einsattelung auf, von welcher die höchste, am Westende des Rammes gelegene Spitze rechts, die zweithöchste links erscheint. Ein schöner, durch Felsen nirgendwo unterbrochener Schneegrat von 400 Meter Länge verbindet die beiden Spitzen. Nach 20 Minuten Steigens erreichten wir ihn in der Einsattelung, führten dann eine Viertelwendung nach rechts aus und hielten nun die Schneide. Sie bleibt auf der ganzen Strecke sehr scharf, hat aber keinen Ueberhang; dagegen behalten die Abfälle rechts und links gleichmäßig ihre Steilheit bei. Wir näherten uns genau in der Richtung des Matterhorns dem Gipfel des Breithorns. Diese Gratwanderung dauerte 27 Minuten und erforderte 400 leichte Stufen für ebenso viele Schritte. Um 11 Uhr 10 Minuten hatten wir unser Ziel erreicht.

Das kleine Schneeplateau, mit dem die Kuppe abschließt, wäre nach den Unebenheiten, die uns bis dahin beschäftigt hatten, ein sehr willkommener Ruhepunkt gewesen; aber der Wind ging unerträglich heftig, und die Aussicht war nicht so klar, wie wir sie 24 Stunden zuvor auf dem Monte Rosa gehabt hatten. Wir stiegen daher sehr bald nach der andern Seite hinunter, erreichten in wenig mehr als einer Stunde

den Theodulpaß (3322 m) und wanderten unter den Strahlen einer sengenden Sonne nach Zermatt.

Die großen Besteigungen bei Zermatt erhalten ihren ernsthaften Charakter im allgemeinen durch die Steilheit der Felswände und die Zuspitzung der Kämme, weniger durch die Zerklüftung weiter Firnflächen. Die geschilderte Besteigung wird daher kaum ein Analogon unter den Zermatter Bergen finden. Wohl aber erinnert sie mich an zwei andere Unternehmungen außerhalb der Walliser Alpen, an die Besteigung des Monte Scerscen von der Nordwestseite her und an das Traversiren der Jungfrau vom Aletschgletscher zur Wengernscheidegg. Alle drei hatten das miteinander gemein, daß es für jede eine entscheidende Stelle gab, von welcher das Gelingen abhing. Bei dem Breithorn war es jenes schneerfüllte Couloir, beim Monte Scerscen ein compacter Eisabsturz, bei der Jungfrau ein Kamin aus Eis, in dessen glatter Rinne jeden Moment Lawinen hinunterzustürzen drohten. Diese Verhältnisse bleiben freilich nicht constant und sind besonders wechselnd bei der Jungfrau. Mir ist die größte Sorge beim Abstieg von der Jungfrau erwachsen.

Dent Blanche.

(4364 m.)

Die Einflüsse vorangegangener schlechter Witterung markiren sich bei Dent Blanche in einer für den Ersteiger nicht gerade erwünschten Weise. Diejenige Wand der Pyramide, über welche der Gipfel erreicht wird, bietet nach anhaltend gutem Wetter eine nackte Felsfläche dar; nach starken Niederschlägen aber bilden sich Eisauflagerungen, welche die Besteigung ent-

weder erschweren oder ganz unmöglich machen. An sich ist dieselbe überaus großartig; denn die Dent Blanche gehört durch ihre Erhebung wie durch ihre kühnen Umrisse zu den am meisten ins Auge fallenden Bergen der Schweizer Alpen; von der Spitze des Matterhorns trennen sie nur 7100 Meter, aber sie erträgt diese Nachbarschaft ebenso gut, wie der Pysskamm diejenige des Monte Rosa.

Die Dent Blanche tritt pyramidal aus einem mit Firn oder Eis überkleideten Felsrücken, der Wandfluh, hervor; er verläuft meridional nach Süden, erfährt aber eine Umbiegung nach Westen, bevor er am Col d'Hérens (3480 m) endigt. Auf der andern Seite dieses Hochjoches findet mittels der Tête Blanche (3750 m) die Verknüpfung mit der Hauptkette statt, in der Nähe der Dent d'Hérens (4180 m) und des Matterhorn. Die Wandfluh kann von Evolena wie von Zermatt aus erreicht werden. Geschieht letzteres, so zwingt der schneelose Abfall der Ostseite, daß man ihren Kamm in seinem tiefsten Punkte, in dem Col d'Hérens, betritt. Man hält sich dann auf der Westseite in steter Nähe der Kammlinie. Bereits nach einstündigem Marsch gewahrt man eine sprungartige Höhenänderung, und diese zwingt zum Erklimmen einer zwar nicht hohen, aber aus Felsplatten gebildeten Wand. Dann folgt man lange Zeit der Gratlinie, die sich wechselnd als Felsgrat und als Firnschneide darstellt und durch zwei kleine horizontale Schneeplateaux gegliedert ist.

Meine Besteigung fand von der Stöckjehütte (2759 m) aus statt, ebenso wie die gleichzeitige des Herrn Gruber, eines in Genua lebenden Deutschen, der fast alle hohen und schwierigen Berge der Schweiz erstiegen hat, — ohne darüber zu schreiben.

Die Stöckjehütte liegt auf einer gletscherumflossenen Felsinsel; etwa 10 km westsüdwestlich von Zermatt, 1140 m höher

als dieses. Der Weg führt über den Z'Muttgletscher, am Nordfuß des Matterhorn her, und fällt zum Theil mit dem Weg zu dem Col du Lion (siehe S. 22) zusammen.

Wir verließen die Hütte um 2 Uhr früh (25. August). Nach fünfstündigem Marsch hatten wir das höher gelegene der eben genannten Plateaux im Rücken, überschritten einen Bergschrund und kletterten dann über einen nicht steilen Felsgrat, der von großen, schlechten Trümmern überlagert war. Diese Wanderung brachte uns nahe an den Fuß der eigentlichen Dent Blanche-Pyramide. Der Schnee war vortrefflich gewesen; die Schneide aber, welche zur Basis hinüberführte, bestand aus hartem Eis, und die Passage daselbst wurde schwierig. Sie erforderte $1\frac{1}{4}$ Stunde, 200 große und 133 kleinere Stufen, und erinnerte mich an die Besteigung des Piz Roseg im Jahr 1869. Nur war an der Dent Blanche die Steigung geringer; streckenweise gingen wir sogar horizontal an dem oberen Saume der Eiswand her, was aber eine Erschwerung ist und doppelt empfunden wird, wenn die Stufen sehr weit von einander entfernt sind. Ein kalter Wind wehte gegen uns, so daß die Zipfel des über den Hut zusammengebundenen Tuches einen hellen knatternden Ton gaben. Zu dieser Kälte, dem rauhen Winde, dem Eise und der Bergwildniß bildete das offen daliegende Evolenathal mit seinen grünen Wiesen und gelben Kornfeldern, den freundlichen Ortschaften und der behaglich hingezogenen Straße einen eindrucksvollen Gegensatz.

Da, wo das Eis zu Ende war, verfolgten wir den Felsengrat noch kurze Zeit und wandten uns dann links, um von dem Grat fort an die Südwestwand der Dent Blanche zu gelangen. Das ist der eigentliche Kunstgriff der Besteigung, und die Schwierigkeit liegt hier nur darin, auf der Wand einen Pfad ausfindig zu machen. Denn sie ist mächtig groß und steil, und wenn man an ihr in die Höhe blickt und die

aufeinandergethürmten Massen ins Auge faßt, so weiß man sich anfänglich kaum Rath's. Sind auch die Felsen meist fest und gut, so fehlt es doch nicht an schlimmen Stellen, wo das Gestein verfault und trügerisch ist, oder hart und glatt. Und eine Stelle genügt ja gerade, um eine Besteigung zu hindern oder die Betheiligten zu verderben. *)

Die Wand, an der wir standen, war fast frei von Schnee, an einigen wenigen Stellen zeigte sie einen durchsichtigen, wasserhellen Ueberzug von Eis, und wir konnten bessere Verhältnisse kaum erwarten. Trotzdem bildete die 1½ stündige Erklömmung der Südwestfläche den eigentlich schwierigen und ermüdenden Theil der Besteigung. Denn die vorher erwähnte Eispassage, mehr die Leistung eines klaren Kopfes, als eines starken Körpers, war nur gefährlich, aber nicht eigentlich mühsam.

Man erreicht die Spitze nicht direct über die Wand, sondern gewinnt zunächst den verlassenen Grat wieder und hat dann noch 40 Minuten zu klettern. Dieser letzte Theil der Besteigung ist mühelos und wird fast zu einer Erholung — ein willkommenes Geschenk nach so langer, schwerer Wanderung. Der Grat ist nicht steil, der ihn bedeckende Schnee erwies sich als gut; ein mäßiger Kräfteverbrauch hielt jede Erschöpfung fern, und in einem vortrefflichen Zustand erreichten wir die Spitze um 11 Uhr nach einem Marsch von 9 Stunden.

Der höchste Theil der Dent Blanche besteht aus einer kurzen Schneide, deren veränderlicher Schneeüberhang die genaue Lage des Gipfelpunktes nicht erkennen läßt. Wir gingen

*) Hier stürzten im Jahre 1882 ein englischer Reisender und die Führer Jos. Maria Lochmatter, Vater und Sohn, in die Tiefe; auf welche Weise, ist unbekannt geblieben; denn keiner überlebte die Katastrophe.

über die Schneide fort, um etwas tiefer, an einer geschützten Stelle der Ostwand niederzusitzen. Hier wehte kein Wind, eine helle Sonne erwärmte uns, und so konnten wir die wilde Gegend mit großer Behaglichkeit betrachten. Der Blick fiel gerade auf den zum Zinalgletscher abfallenden gefürchteten Grat.

Die Aussicht war völlig klar, und dem Auge blieb nichts von dem verschleiert, was den großen Bogen des Gebirges zwischen Monte Viso und Piz Bernina aufbaut.

Beim Aufstieg war mein Seil das erste gewesen, jetzt ging das des Herrn Gruber voran. Um uns beim Abstieg nicht durch Steine zu gefährden, die sich beim Gehen loslösen könnten, beobachteten wir anfänglich eine große Distanz und trafen erst bei der Eispassage wieder zusammen, wo ich mit großer Gewissenhaftigkeit die Stufen zählte, 333 hintereinander. Dann gingen wir gemeinsam nach Stockje und erreichten Abends um 8 Uhr Zermatt.

Im ganzen hatte der Marsch von der Hütte bis zur Spitze der Dent Blanche und von dort zurück nach Zermatt . . . 17 $\frac{3}{4}$ Stunden beansprucht, wovon 14 $\frac{1}{2}$ Stunden Marsch und 3 $\frac{1}{4}$ Stunden Pausen.

Weißhorn.

(4512 m.)

Das Weißhorn, zu derselben Kette gehörig wie die Dent Blanche, von letzterer getrennt durch Schallhorn, Rothhorn und Gabelhorn, ist bisher stets über Randa von Osten her erreicht worden. Herrn Passingham aber gelang es, mit Ferdinand Jmseng wenige Tage vor meiner Besteigung das

Weißhorn von Zinal nach Randa zu traversiren, eine Leistung ersten Ranges. Von Randa aus läßt sich die Schutzhütte des S. N. C. in $3\frac{1}{2}$ bis 4 Stunden erreichen: ein steiler Marsch über Grashänge; denn die Niveaudifferenz beträgt 1400 Meter. Die Hütte liegt 2859 Meter hoch, auf der linken Wand eines Seitenthales der Viso, dem aussichtsreichen Mettelhorn gerade gegenüber. Zu Füßen breiten sich Gletscher aus, und greifbar nahe erscheint der weiße Ostgrat der Weißhornpyramide; daran schließt sich der Bergfranz, welcher die Gletscher speist und aus lauter bekannten Spitzen besteht.

In dieser Einöde mußte ich 30 Stunden ausharren, denn das Wetter verhinderte den Aufbruch zur gewünschten Zeit, und dadurch ging ein ganzer Tag verloren. Das Lager der Hütte bestand aus einer dünnen, theilweise feuchten Schichte von Gras; der Rauch des Feuers entwich durch das Dach. Auch im übrigen war für Licht und Kälte gesorgt, dafür die Luft aber, selbst Nachts, gut darin. Ich zog die rauhe Stätte daher vielen anderen Hütten vor, und mit einigen Bündeln frischen Stroh's hätte sie nichts zu wünschen übrig gelassen.

Die Weißhornbesteigung ist mit einer Zeile beschrieben: Man folgt einem und demselben Grat bis zur Spitze, von Anfang bis zu Ende und von Osten nach Westen. Früher geschah dies nicht, sondern man gewann den Grat erst in der Mitte, indem man durch eines oder mehrere der in die Südfäche gelegten Ramine hinaufkletterte.

Wir verließen die Hütte am 20. August schon vor 1 Uhr in einer mondlosen Nacht, und es herrschte noch tiefes Dunkel, als wir über die Firnfelder des Schallenberggletschers die Felsen erreichten. Da diese abschüssig sind, bei dem trüben Schein der Laterne aber nichts als die nächste Umgebung gesehen werden konnte, so war der nächtlich angeregten Phän-

tasie jedweder Spielraum zu grausigen Vorstellungen gelassen. Ich überließ mich ihnen auch, denn die Situation war gar zu seltsam. Es kommt doch nicht oft vor, daß man sich mit Händen und Füßen an Felswänden emporarbeitet, die zu unbekannten Tiefen niedergehn und von undurchdringlicher Nacht umlagert sind. Dann scheint es uns, als gehörten wir nicht mehr zu dieser Welt, Schauer durchwehen uns, wir sehnen uns nach Licht und blicken erwartungsvoll gen Osten.

Peter Annubel hatte für die Weißhornbesteigung einen zweiten Mann zum Tragen und zur Ablösung beim Stufenschlagen erbeten, was ich billigerweise nicht abschlagen durfte.

Um 6 Uhr 30 Minuten hatten wir einen weithin sichtbaren Punkt des Grates erreicht, eine Art Felsthurm, den die Führer den Gensdarmen nennen. Die Weißhornspitze, stets gerade vor uns aufsteigend, war zuweilen durch Wolkenschleier verdeckt, die der Wind bald zusammensetzte, bald zerstreute. Unverändert klar blieb der Monte Viso; dieser, der Mont Blanc und der Grand Combin zeichneten sich am meisten unter den südlich und westlich gelegenen Bergen aus. Nach der andern Seite trat als besonders stattlich das Finsteraarhorn hervor.

Ähnlich dem Schneegrat des Pizzo Bianco (Bernina), nur noch ausgedehnter und in einer höheren Zone, zieht sich die Schneide des Weißhorn zur Spitze auf. Ungünstige Verhältnisse erschwerten die Besteigung. Der Schnee war tief und weich; denn vier Tage lang hatte in den Thälern regnerisches Wetter geherrscht, und während der vorletzten Nacht war so viel Schnee gefallen, daß wir erst 24 Stunden später ausbrechen konnten.

Nur eine große Anstrengung ermöglichte es, daß wir um 9 Uhr 17 Minuten die Spitze erreichten. Der letzte Anstieg ist sehr steil, und es gehört eine mehr als mittelmäßige Be-

herztheit dazu, wenn man den Abstieg daselbst mit energischem, festen Schritt und aufrechter Haltung bewerkstelligen will. Auf dem Gipfel tobte ein wüster Wind, der allen Spitzen eine Nebelfahne anhing, so daß ihre Westseite prächtig klar, die Ostseite aber verschleiert blieb. Der Niederblick über die Felswand, die nach Zinal geht, ist abschreckend, und man steht auf einem so scharfen Felsengrat, daß zwei Personen einander nicht ausweichen können. Der Blick auf die westlichen Walliser Berge, die Mont Blanc-Kette und Aiguille Verte ist mir besonders in der Erinnerung geblieben. Kälte und Sturm, der uns von Westen her packte, ließen einen unmittelbaren Genuß nicht aufkommen; aber die Großartigkeit des Standpunktes kam in diesem zornigen Luftmeer ganz zur Geltung.

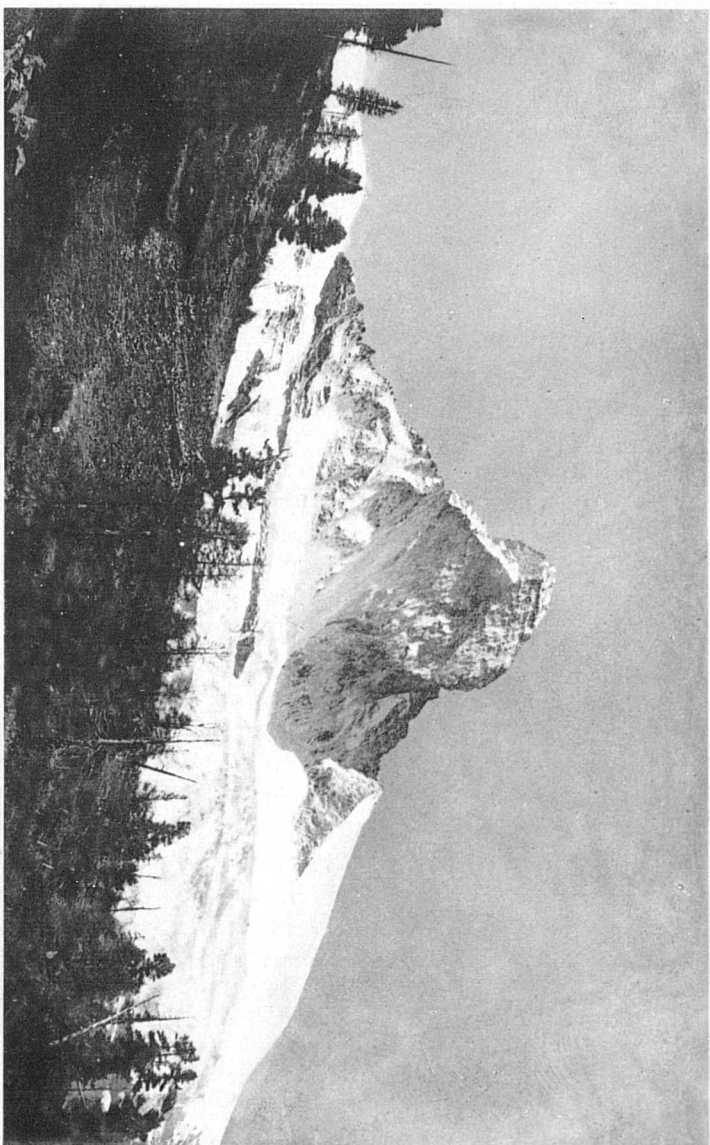
Der Abstieg ging normal vor sich. Knubel leitete denselben mit einer Ruhe, die ihm auch zu den Zeiten der alten Römer Hochachtung eingetragen haben würde. Wenn die Erinnerung von 7 Jahren mich nicht täuscht, so hatte das Klettern in den unteren Felsen Ähnlichkeit mit demjenigen am Schreckhorn. Die Sonne brannte mit Gewalt auf Steine und Schnee, und die durch Kälte und Wind für die Hitze empfänglich gemachte Haut empfand die Wirkung wie eine lastende Glut. Wir erreichten die Hütte in $4\frac{1}{2}$ Stunden, packten die zurückgelassenen Sachen zusammen und sprangen dann mit einem, durch Jugend nicht mehr entschuldbaren Unverstand in $1\frac{1}{2}$ Stunden über die 1400 Meter nach Randa hinunter. Die Besteigung, von der Hütte an gerechnet, hatte $15\frac{1}{2}$ Stunden gedauert, von denen $2\frac{3}{4}$ Stunden für Pausen verwandt wurden. In Randa verlor ich Knubel, weil ein früheres Engagement ihn band. Ich dankte ihm für seine ausgezeichneten Dienste, und wir schieden mit großem Bedauern über die zu frühe Trennung.

Die Besteigungen der Dent Blanche und des Weißhorns
Gülfeldt, Alpenwanderungen.

haben häufig zu einem Vergleich aufgefordert. Beide Berge gehören derselben Kette, der Zinalkette, an; beide sind gleich ausgezeichnet durch Höhe wie durch schroffe Gestalt; die Aufgaben, welche sie dem Ersteiger stellen, scheinen gleich schwierig zu sein. Dennoch würde es eine in das Gebiet der Spielereien zu verweisende Beschäftigung sein, wenn man diese Vergleiche Punkt für Punkt durchführen wollte. Der Begriff der Schwierigkeit ist etwas Subjektives. Ein Mann, der vorzüglich im Eise ist und es im Felsen an der erwünschten Geschicklichkeit fehlen läßt, wird anders urtheilen, als der, bei welchem die umgekehrte Disposition vorhanden ist.

Trotz des besseren Wetters erschien mir die Besteigung der Dent Blanche schwieriger als die des Weißhorn; ich halte sie auch für schöner, weil mehr Abwechslung in ihr liegt.

Ein Unterschied, der hervorgehoben zu werden verdient, ist das Verhalten beider Berge nach anhaltend schlechtem Wetter, oder genauer derjenigen Seiten, auf welchen die hier beschriebenen Besteigungen erfolgten. Die Felsen des Weißhorn liegen viel tiefer als die Südwestwand der Dent Blanche, und deshalb fürchtet man sie weniger nach dem Ablauf ungünstiger Witterung. Der obere Schneeegrat des Weißhorns kann mit neuem Schnee bedeckt und schwierig zu begehen sein; er wird aber dann nie, auch nur annähernd, so gefährlich sein, wie die mit Eis ausgekleidete Felswand der Dent Blanche-Pyramide. Letztere kann ungangbar werden, während das Weißhorn, selbst wenn blankes Eis auf seinem Grat läge, durch eine ausreichende Zahl fleißig arbeitender Aelte wohl zu allen Zeiten überwunden werden kann. Daß das Weißhorn im Jahr 1878 nicht erstiegen wurde, beweist an sich nichts gegen diese Ansicht.



Druck von J. B. Obermayer in München.

Das Matterhorn (4482 m) von der Nordseite (Z'Mutt),
auf dem Wege von Zermatt zum Col du Lion, aufgenommen am 18. August 1882, von Paul Güssfeldt.

Matterhorn.

(4482 m.)

Meine Aufzeichnungen über das Matterhorn gehen bis zum Jahre 1865 zurück. (Siehe Seite 20 ff.). Nach der Katastrophe des 14. Juli 1865 blieb der bereits erwähnte Versuch des 18. September für längere Zeit der einzige. Erst im Jahr 1867 folgten glücklichere Ausführungen von Seiten der Herren Grove und Jordan, und 1868, wenige Wochen vor meiner Ankunft, war Herr Elliot, der ein Jahr später am Schreckhorn zu Grunde ging, von Zermatt aus, auf den Gipfel gelangt, zum ersten Mal seit Whymper's denkwürdiger That. Peter Knubel hatte als leitender Führer das Verdienst, die Besteigung neu erfunden zu haben. Dieser Sommer von 1868 machte das Matterhorn populär, es wurden neun Besteigungen innerhalb sieben Wochen ausgeführt, darunter drei Traversirungen; dreimal bildete le Breuil, sechsmal Zermatt den Ausgangspunkt. Meine Besteigung gehörte zu den letzteren; sie fiel auf den 10. August, P. Knubel war erster Führer, Jos. Maria Lochmatter zweiter.

Seitdem haben sich die Besteigungen in einer Häufigkeit wiederholt, die alle Erwartungen weit zurück ließ. Sehr bald nämlich legte man das Ungeheuer in Fesseln; lange Ketten und noch längere Seile, selbst Strickleitern sollten ihm wehren, diejenigen zu strafen, die ihm nicht auf Schritt und Tritt achtungsvoll begegneten. Jahre lang geht Alles gut, und dann gleitet ein vielgewandter Mann, dem der Berg nicht die erwünschten Schwierigkeiten geboten hatte, der Amerikaner Dr. Mosely, beim Abstieg aus und stirbt im Fallen. Es war am 14. August 1879, 14 Jahre und einen Monat nach der großen Katastrophe des 14. Juli. An eben jenem

Tage endet Ueberanstrengung und Verzweiflung das Leben des Führers Brantschen, in der italienischen Hütte des Berges. Er starb einsam und verlassen in der höchstgelegenen Behausung (4122 m) Europas; denn als Hilfe kam, war er schon todt, und sein Leichnam, da er nicht transportirt werden konnte, wurde 600—800 m tief auf den Gletscher, am Nordfuß des Col du Lion, gestürzt. Dann erst konnten die Reste der geweihten Erde übergeben werden.

Erscheint es da nicht geboten, daran zu erinnern, daß, wer das Matterhorn ersteigen will, vorher bedenken mag, was er thue? Es bleibt jederzeit ein verhängnißvoller Irrthum, einen Weg deshalb für gefahrlos zu halten, weil er geringe Schwierigkeiten bereitet. Gerade hierzu veranlassen aber gewisse Theile des Berges. Ein geübter Kletterer kann die Strecke von der Basis bis zur vereisten Schulter leicht überwinden. Dennoch wird er, wenn ernste Erfahrungen ihm zur Seite stehen, sich aller ausgelassenen Bewegungen enthalten und jeden Schritt mit dem Bewußtsein der Gefahr ausführen. Aus meinen alten Tagebüchern ersehe ich, daß wir am 10. August 1868 das Seil erst in der Nähe der Schulter anlegten. Es ist sogar besonders angemerkt, daß die Wand, auf welcher die Hütte steht und längs welcher jetzt Stricke herabhängen, ganz frei erklettert wurde. Das klingt leichtsinnig, ist es aber dann nicht, wenn man den Verzicht auf das Seil durch größere Vorsicht, statt durch größere Eilefertigkeit ersetzt. Der unglückliche Elliot und der nicht minder beklagenswerthe Moseley sind recht eigentlich Schicksalsbrüder geworden. Beide bestanden darauf, ohne Seil zu gehen, und beide besaßen ungewöhnliche Uebung und Geschicklichkeit; doch sie verachteten die warnende Stimme der Führer, und so sanken sie dem Tod in die Arme, — ein Zeugniß dafür, daß

die Grenzen menschlicher Geschicklichkeit auch den Besten eng gezogen sind.

Die Besteigung des Matterhorns von Zermatt aus zerlegt sich auf ziemlich natürliche Weise in folgende vier Theile:

1. Von Zermatt zum Anfangspunkt des Nordostgrates (3298 m) 5 Stunden.
2. Von diesem zur Hütte (3818 m) 2 "
3. Von der Hütte zur Schulter 2 "
4. Von der Schulter zur Spitze 1 $\frac{1}{4}$ "

Diese Zeiten, denen Pausen zugerechnet werden müssen, sind den Aufzeichnungen aus den beiden Jahren 1868 und 1879 entnommen. Die Besteigung des letztgenannten Jahres machte ich als Begleiter eines Freundes, des Dr. L. Haller. Peter Egger, der soeben in meine Dienste getreten war, und Johann von Bergen, den das Entgegenkommen eines hervorragenden Mitgliedes vom Alpine Club zu unserer Disposition gestellt hatte, waren die untadeligen Führer bei der interessanten Expedition. Sie wurde von Zermatt aus in einem Zuge gemacht und dauerte 24 $\frac{1}{2}$ Stunden, vom 28. August Mitternacht bis zum 29. August halb 1 Uhr Morgens. Im Durchschnitt wird weniger Zeit gebraucht.

Als die eigentliche Pyramide erreicht war, sah ich mit Staunen, wie sehr die vielen vorangegangenen Besteigungen den Weg gesäubert hatten; auf weite Strecken kein loser Stein, dafür desto besser sichtbare feste Tritte. Oberhalb der Hütte, etwa bei 4000 m Höhe, ist freilich ein Theil der Wand mit sehr schlechtem Gestein bedeckt, und Steinschläge sind die Folge. Die „Schulter“ gilt als die gefährlichste Stelle, aber das ahnen viele nicht, denen die Erklimmung des Kopfes oberhalb der Schulter den tieferen Eindruck hinterläßt. Früher, als noch keine Seile angebracht waren, da gab es allerdings ein

paar Stellen hart oberhalb der Schulter, die sehr schwer zu überwinden waren, namentlich beim Abstieg. Im Jahre 1868 gebrauchten wir von der Spitze zur Schulter fast die doppelte Zeit, wie für den Aufstieg (2 Stunden 3 Minuten gegen 1 Stunde 7 Minuten), ein unerhörtes Verhältniß. Zwischen der Hütte und der Schulter mindern sich die Schwierigkeiten so stark, daß wir abwärts sogar schneller kletterten, als aufwärts. Aus der Besteigung von 1879 ersah ich, daß die Seile den Abstieg vom Kopf um die Hälfte kürzen. Es wäre ja auch schlimm, wenn sie gar nichts leisteten, da sich doch so vieles gegen sie sagen läßt. Abgesehen davon, daß sie zu den unritterlichen Hilfsmitteln einer ritterlichen Kunst gehören, verführen sie manchen Schwachen zu einer freudlosen Besteigung voller Angst und Qual. Aber die Seile können auch gefährlich werden. Wer untersucht sie so genau auf eintretende Brüchigkeit und auf die Festigkeit der eingetriebenen Aufhängungskammern? Ein einziger Frost kann die Verbindung lockern, und wenn dann vier Menschen an einem solchen Seil zögen, so wäre ein Unglück kaum zu vermeiden. Doch das ist nicht die einzige Gefahr. Der Weg über die Felsen folgt nicht immer der Linie des sich selbst überlassenen Seiles; an einigen Stellen sind seitliche Schritte geboten, und es kann dem ungeübten oder ermüdeten Kletterer begegnen, daß er bei einem solchen Schritt von der Wand abfliegt und in der Luft hängt. Glück genug für ihn, wenn er sich dann noch mit den Armen fest am Seile halten kann; denn über ihm ist Ueberhang, und unter ihm findet sein Fuß keinen Halt. Noch eine andere Gefahr muß erwähnt werden. Die ursprünglich rauhe Oberfläche des Seiles wird durch langen Gebrauch geglättet; durch Feuchtigkeit und Frost können die Seile, auch wenn sie neu sind, zu gewissen Zeiten einen schlüpferigen Ueberzug erhalten. An einem solchen Seil kann

ein Unglücklicher, ohne mit den Händen loszulassen, hinunterfahren, als ob er frei fiele.

Der Aufstieg von Zermatt zur Spitze war in 12 $\frac{1}{2}$ Stunden bewerkstelligt worden — eine schöne Leistung für meinen jüngern Gefährten, der eben erst anfang, große Besteigungen zu unternehmen, mir aber bereits wenige Tage zuvor auf dem Rimpfischhorn (s. Dr. Stadler, Erinnerungen an Zermatt, Jahrbuch des Schweizer Alpenclub Band XV) eine Probe seiner Kaltblütigkeit hatte ablegen können. Um keine Uebermüdung aufkommen zu lassen, wollten wir nun in der Hütte schlafen, räumten das Feld aber gern späteren Ankömmlingen. Abends nach 6 Uhr machten wir uns auf den Weg nach Zermatt, das noch 2200 m unter uns lag.

Der Blick, den die albanartige Lage der Hütte gewährt, ist bis jetzt noch stets das Entzücken jedes empfänglichen Besuchers gewesen. In jäher Tiefe dehnen sich die meilenweiten Gletscherbeden aus, eingefasst von den höchsten Alpenbergen, gerade gegenüber liegt der Monte Rosa als Mittelpunkt, in weiterer Ferne wird die ganze Berner Kette sichtbar.

Ein glorreiches Schauspiel begleitete den Beginn unseres Abstiegs. Die Atmosphäre fing an zu leuchten, während die Sonne in unserm Rücken unterging, und das Matterhorn seinen Riesenschatten über den ganzen Furggengletscher warf. Ein leichtes Purpur legte sich auf die bis dahin weißen Schneegefilde, und ein goldiger Streif, der wie ein Kranz über ihnen lag, trennte sie jetzt von dem noch strahlenden Blau des Himmels. Dieses Spiel von Luft und Licht, an dem jede Berglinie, jede Fläche Antheil nahm, konnte nur von so hohem Standpunkte aus ganz übersehen und erfaßt werden. Nun änderte es sich allmählich; denn in demselben Maße, wie die Farben gesättigter wurden und dem Dunkel zustrebten, erhob sich die volle Scheibe des Mondes glänzender und glänzender über der Mischabelkette.

Alle Schatten verlegten sich, alles Bunte verschwand, und wie in silberschimmernden Aether getaucht erschienen die gewaltigen Schneegebirge. Die Schluchten aber, die der Mond nicht direct bestrahlte, waren von undurchdringlicher Finsterniß erfüllt.

Das war es eben, was den Abstieg so sehr erschwerte und entsprechend verlangsamte. Als wir über die steile Felsfläche fort den obern Rand des Firnsfeldes erreichten, mit welchem der Furggengletscher an die Ostwand des Matterhorn ansteht, ließ uns die Dunkelheit kaum noch die Stufen erkennen. Zwei lange Stunden gebrauchten wir, um die Stelle zu erreichen, an welcher man beim Aufstieg den Tag erwartet. Hier läuft der Nordostgrat der Matterhornpyramide aus und bildet eine kurze, ziemlich scharfe und horizontale Firnschneide, in welcher die Gebiete des Matterhorn- und des Furggengletschers mit steilen Schneefeldern zusammentreffen. Diese Stelle verdiente einen besondern Namen (man sollte sie Whympersgrat nennen), denn hier beginnt die Besteigung des Matterhorns. Ganz in der Nähe, nach der Wand zu, findet sich eine Lagerstelle, die bei den früheren Erstigungsversuchen zum Uebernachten gedient hat. Der Sprachgebrauch der Führer bezeichnet sie als Whympershütte; aber es wäre sehr zu wünschen, daß sich hier bald eine wirkliche Hütte erhöbe, die in Zukunft den Matterhornbesteigern dienen könnte. Denn es wäre besser, die alte Hütte nähme der Sturm fort, Lawinen und Steinschläge kämen, die Stelle zu reinigen, auf der sie stand. Der Hungerthurm des alten Moor kann so schmutzig und widerlich nicht gewesen sein, wie es diese Hütte im Laufe der Jahre geworden ist und es auch dann wieder werden würde, wenn man sie neu errichtete. Der am Whympersgrat vorgeschlagene Platz ist sehr geeignet; seine niedrige Lage (3275 m) würde den Bau wesentlich erleichtern und von der Spitze doch nur durch

eine Niveaudifferenz von 1207 m getrennt sein. Man bedenke, daß die entsprechende Zahl für die Dent Blanche 1603, für das Weißhorn 1653 ist. In Anbetracht der häufigen Matterhornbesteigungen ist dieser Hüttenbau zu einer mehrfach erörterten Frage geworden. Auch Herr Alex. Seiler, der Besitzer des Hotels Monte Rosa, interessirt sich dafür, und bei dem erleuchteten Despotismus, mit dem er über Zermatt herrscht, wird sich die Hütte wohl bald erheben. *)

Mitternacht war vorüber, die mondbeschienene Gletscherwelt lag hinter uns, als wir im Hotel Monte Rosa eintrafen. An anderen Orten hätte man verstoßen ins Bett schleichen müssen; hier aber erschienen drei vortreffliche Menschen, die alles herbeibrachten, was das Herz erfreut, wenn man nach einem vierundzwanzigstündigen Marsch die Beine unter den Tisch streckt.

Ich kann die Reminiscenzen eines dreiwöchentlichen Aufenthaltes in Zermatt nicht schließen, ohne dankbar daran zu erinnern, wie viel die alten Bergsteiger dem Hotel Monte Rosa schuldig sind. Aber ich denke auch, daß Herr und Frau Seiler sich für ihre Fürsorge und Freundlichkeit dadurch belohnt sehen, daß sie von berühmten und unberühmten Alpenreisenden in besonderen Ehren gehalten werden.

*) Die Hütte ist 1882 fertig gestellt und bei einer späteren Matterhornbesteigung von mir benutzt worden.





Die Jungfrau (4167 m).

(1879.)

An dem felsigen Vorgebirge, welches die Walliser Giescherhörner gegen den Aletschgletscher ausenden, steht eine steinerne Hütte, zum Schutze des Wanderers errichtet. Diese erreichte ich am Abend des 1. September (1879), begleitet von Peter Egger, dem bekannten Führer aus Grindelwald, und von Fritz Roth, welcher als zweiter Mann Dienste leistete. Meine Absicht war, nach kurzer Rast noch in derselben Nacht mit Egger allein zum Finsteraarhorn aufzubrechen, und dann vierundzwanzig Stunden später mit beiden Leuten über die Jungfrau zu gehen.

Vom Eggishorn kommend, hatten wir in der Nähe des Märjelen-Sees (2350 m), in welchen der Gletscher zuweilen milchige Eisblöcke wirft, den großen Aletsch betreten und waren mehrere Stunden über seine majestätische Fläche hingewandert. Die Hütte liegt 2800 Meter hoch, an einer Stelle, gegen welche vier große Firnreservoirs fast horizontal auslaufen. Sie kommen von den Hängen eines Bergfranzes, der sich nur öffnet, um den Aletschgletscher abfließen zu lassen, und Berge

wie das Grünhorn (4047 m), das große Fiescherhorn (4048 m), der Mönch (4104 m), die Jungfrau (4167 m) und das Aletschhorn (4198 m) bauen ihn auf. Nichts als Eis und Schnee, durchbrochen von Graten und Felsgehängen sind sichtbar, und der Lebende ist hier ein Eindringling.

Die sinkende Nacht brachte unheimliches Wetter. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht, Wolken jagten am Firmament, und Blitze zuckten am südlichen Himmel; vereinzelt donnerte eine Lawine. Der Mond stand hoch, oft verhüllt von den schwarzen, vorüberziehenden Schleiern, und so fand ein steter Wechsel von Hell und Dunkel statt, der die Ruhe aus der eisigen Schöpfung verscheuchte. Im Wehen des Sturmwindes erreichten wir am Morgen des 2. September die Spitze des Finsteraarhorns (4275 m). Der Berg liegt außerhalb des Aletschgebiets; man verläßt dieses auf der Grünhornlücke (3300 m), überquert den Walliser Fiescher Firn und klettert dann zu dem Culminationspunkt der Berner Alpen auf.

Bald nach der Rückkehr zu unserem Standquartier kam ein Gewitter zum Ausbruch; das löste endlich die drohende Spannung aus, welche den Wanderer wie die Landschaft beherrschte hatte, und nun lag wieder Friede auf Gipfeln und Gefilden. In der folgenden Nacht trat ich vor die Hütte, von neuem gerüstet; denn die Nacht ist eine treue Helferin bei allen großen Besteigungen. Von den Felsen, auf denen sich das schützende Haus wie auf einem Altan erhebt, umfaßte der Blick den ganzen gewaltigen Circus. Der Glanz der mondübergossenen Landschaft blendete anfänglich das schweifende Auge; eben und weit breitete sich das Firnmeer aus, umschlossen von den öden, weißen Bergen; Grabesstille lag auf ihnen, aber die Schönheit ihrer lichten Formen, so deutlich abgesetzt gegen den schwarzen, gestirnten Himmel, gab dem Wilde das Erhebende der Einsamkeit, nicht das Abschreckende der Einöde.

Unter solchen Eindrücken stieg ich mit meinen Leuten von den Felsen zu dem Boden des Gletschers hinunter. Wir bedurften auch in der That eines guten Omens; denn der Gang, den wir vorhatten, war schwierig, der Ausgang ungewiß. Wir wollten zunächst den Gipfel der im Hintergrund aufragenden Jungfrau erreichen und dann auf der andern Seite hinabsteigen; auf eben jener Seite, die wegen ihrer schönen Formen, ihres Eisglanzes, ihres Lawinenbrausens fast allen Reisenden von dem Besuche der Wengernalp her bekannt ist. Aber die Gletscher, welche dort in ungewöhnlich steilen Neigungen gegen wüste Trümmerthäler abfallen, sind stärker zerklüftet als andere, ändern ihre Spaltensysteme oft in kurzer Zeit, und stets gefährlich zu begehen, wehren sie dem Wanderer bisweilen den vollständigen Durchzug. Wir kamen von Zermatt aus den Walliser Bergen und wußten aus eigener Anschauung nichts von der augenblicklichen Beschaffenheit der Eisverhältnisse jenseits des Gebirges. Man hatte uns indessen gewarnt; Grindelwaldführer, welche die erste Nacht in der Hütte mit uns schliefen, sagten aus, daß man nicht länger durch die Firnzerklüftungen der gegen die Wengernalp abfallenden Hänge zu dringen vermöge.

Zunächst überschritten wir denjenigen Theil des weiten Eisbeckens, dem ein geschmackloser Vergleich den Namen *place de la Concorde* gegeben hat. Hier vereinigen sich der große Mletschfirn mit dem Jungfrau firn, dem Ewig-Schneefeld und dem von der Grünhornlücke abgeleiteten Reservoir. Der Schnee war gut und hart, doch nicht glatt; kein Lüftchen regte sich, keine Wolke schwebte, ein mildes Licht leuchtete unserm schweigenden Gange. Trotzdem erschien der Marsch lang, wie alle Nachtmärsche, auch die, welche an schöner Eigenthümlichkeit ihres Gleichen kaum finden. Die Gedanken gestalten sich einförmig, wie die Eindrücke, und immer lebhafter wird der Wunsch, daß doch der Tag bald anbrechen möchte. Langsam ver-

schoben sich die Berge gegeneinander, als wir, stets in nordwestlicher Richtung am Jungfraufrirn aufstiegen. Wie ein Eisgebirge aus der Polarsee, so erhebt sich hier der Kranz der Berner Berge zu beiden Seiten der Jungfrau aus dem Firnmeer, und da dieses selbst schon im Niveau von 3000 Metern liegt, so erscheinen die einschassenden Berge nicht mehr überwältigend hoch; man glaubt ein Gebirge mittlerer Erhebung mit den Attributen des Hochgebirges vor sich zu sehen. Das bewirkt die Eigenthümlichkeit dieser Landschaft, deren stille Großartigkeit in der That nicht ahnen läßt, wie wild und schaurig sich die Eismassen auf der andern Seite gruppiren.

Als der Tag kam, mit der ganzen Kälte, welche einen wolkenlosen Morgen im Hochgebirge kennzeichnet, waren wir bereits stark im Aufstieg begriffen und befanden uns an den Abhängen des Kranzberges; so nennt man den großen Strebepeiler, der das Massiv der Jungfrau von Osten her stützt. Ihr Gipfel ragte vor uns auf, getragen von einer nach Osten gerichteten Felswand. Dort führt kein Weg, aber links davon steigen die Firnfelder auf, über welche sich die Spitze erreichen läßt. Um fünf Uhr, bei Sonnenaufgang, befanden wir uns 3400 Meter hoch. Unser Marsch hatte leichten Fortgang gehabt; Schwierigkeiten, im Sinne der großen alpinen Unternehmungen, ließen sich nicht verzeichnen. Die Firnfelder waren ihrer Steilheit und ihrer Vereisung nach so beschaffen, daß man, ohne die Eisart in Thätigkeit zu setzen, an ihnen aufsteigen konnte; große kassende Spalten ließen sich leicht umgehen. Dem Wege fehlte also jener Reiz der Gefahr, die der Bergsteiger oft um ihrer selbst willen liebt. Dafür waren uns schöne Rückblicke gestattet; denn das Panorama wurde immer mächtiger, und mit der Freude über das strahlende Leuchten des jungen Tages richteten sich die Gedanken auf das Ziel und eine sicher zu erwartende, glänzende Aussicht.

Um sechs Uhr änderte der Weg seinen Charakter. Wir hatten den Kamm des Massivs erreicht, aus dessen Mitte sich der Gipfel der Jungfrau erhebt. Dieser Kamm scheidet zwei Landschaftstypen von einander, die einander gegenüberstehen, wie die ruhige Meeresfläche der brandenden See. Drei Hochjochs sind in ihn eingeschnitten, das Lawinenthor (3700 m), der Roththalsattel (3850 m) und das Jungfrauojoch (3380 m), und führen aus den vornehm hingestreckten, majestätischen Gefilden des Aletschgebietes in die kurz abgebrochenen Thäler, zwischen deren Wände aufgerissene Eismassen eingekellt sind. In der Nähe des Roththalsattels betraten wir den Kamm und schritten auf der scharfen Schneide des Sattels in nördlicher Richtung über ihn hin. Zu unsern Füßen lag rechts der schöne, glänzende Jungfraufirn, links die Abgründe des verrufenen Roththals, vor uns der Felsenkopf der Jungfrau; im Hintergrunde ragten die Walliser Berge mit dem Weißhorn, der Dent Blanche und dem Matterhorn auf; Mischabel- und Monte Rosa-Gruppe verschoben sich ineinander, um so deutlicher ließ sich links davon Weißmies und Aletschhorn unterscheiden, und bald wurden auch auf der entgegengesetzten Seite der Grand Combin und der Mont Blanc sichtbar.

Von dem Roththalsattel aus erreicht man die Spitze der Jungfrau in einer Stunde. Die Felsen, über welche der Weg führt, würden durch ihre Steilheit keine Schwierigkeiten bereiten, aber sie sind an vielen Stellen mit Eis überzogen, was für das Klettern besondere Vorsicht auferlegt. Man fürchtet das Eis nicht, wenn man ihm beikommen kann, d. h. wenn es so compact auftritt, daß sich Stufen beliebiger Größe einschlagen lassen. Die glacirten Felsen aber, mit ihrem dünnen, wasserhellen, glatten Ueberzuge, gestatten diese Art der Behandlung nicht und verlangen behutsames, sicheres Gehen.

Ein nur fünfstündiger Marsch lag hinter uns, als die Felsen

zu Ende waren, und wir hart unterhalb des Gipfels standen. Der Schneeegrat, welcher uns noch von diesem trennte, konnte in drei Minuten erklettert werden, und mit dem Erreichen der Spitze trat unsere Expedition in eine neue Phase ein. Zunächst jedoch durften wir uns einer Stunde ungetrübten Glückes auf der Höhe des vielbewunderten Berges erfreuen.

Die jüngsten Wochen hatten mir manche ähnliche Stunde geschenkt. In dieser Zeit hatte ich viele Besteigungen ausgeführt und auf Bergen gestanden wie Monte Rosa, Matterhorn, Breithorn, Dent-Blanche, Rimfischohorn, Weißhorn; gestern auf dem Finsteraarhorn, heute auf der Jungfrau — und noch war die Kette nicht abgelaufen! Es wollte mir scheinen, als hätte ich mein ganzes Leben inmitten dieser Eisgebirge verbracht und sollte es auch dort beschließen.

Stetes Wandern und Umschauen machen uns allmählich auch in wilden Regionen heimisch; die Empfindung des Fremdseins schwindet dann. Wohin das Auge sich wenden mag, immer begegnet es vertrauten Bergen; ihr Anblick schreckt nicht, man fühlt nur das Großartige, das Gewaltige in der Schöpfung, man betrachtet es von einem gebietenden Standpunkt aus und in jener schöneren Stimmung, zu der die Seele neigt, wenn der Körper durch Anstrengung und drohende Gefahr stundenlang in Spannung erhalten wurde. Wenn dann weithin Schweigen herrscht, die Brust tiefer athmet in den reineren Lüften, die weiße Landschaft das Licht einer glänzenderen Sonne gegen das dunkle Blau des Himmels strahlt, dann glauben wir die Sprache der Berge zu verstehen, und verflossene Jahrtausende reden zu uns.

Einen Morgen von dieser Schönheit hatte ich nur auf dem Monte Rosa verlebt; die ruhige Luft und die größere Strahlungs-Intensität der Sonne ließen ein Gefühl der Kälte nicht aufkommen. Die Durchsichtigkeit der Atmosphäre gestattete, bis in weite Fernen die Linien der Berge zu erkennen, und es

konnten in einer Distanz von neunzehn bis zweiundzwanzig deutschen Meilen noch Einzelheiten unterschieden werden, welche frühere Besteigungen aus nächster Nähe kennen gelehrt hatten. Aber darin besteht gar nicht der eigenthümliche Reiz der Ausichten von hohen Bergen. Würde es sich lediglich um Fernsichten handeln, so würden Berge wie der Rigi, das Faulhorn, der Piz Languard und ähnliche fast eben so viel gewähren, wie jene im ewigen Schnee erglänzenden Häupter. Es kommt ein ganz anderes Moment zur Geltung, die Nafsicht. Die höchsten Berge, die unsere Besteigungen sich zum Ziel setzen, liegen nie isolirt, sondern bilden den Theil eines zusammenhängenden Hochgebirgscomplexes; diesen beherrscht man, in diesen schaut man hinein, überfliegt seine gewaltigen Felswände, die schimmernden Firnbecken, die aufgerissenen Gletscher, verfolgt die zackigen Gratbrücken, welche von einem Gipfel zum andern geschlagen sind, oder die scharfen Schneeschneiden, die sich auf die Kämme legen, wie die brechende Welle auf den Meeresstrand.

Dieser Anblick und diese Eindrücke sind es, die uns geben, was wir auf einem Rigi vergeblich suchen würden. So ist es nun auch auf der Jungfrau, wo weder die fernen Berge südlich des Mont Blanc, noch auch die Tyroler Alpen, noch der Blick ins Deutsche Land fesseln, sondern die unmittelbare Nähe der schönst geformten unter den formenreichen Alpenketten, der Berner Berge; außer diesen kommen nur die südlich, aber nicht fern gelegenen Riesen bei Zermatt zur Geltung. Wendet man das Auge ostwärts gegen den Aletsch, so sieht man, wie um eine Arena, in mehreren Staffeln hintereinander die Spitzen aufragen, deren Namen Jedermann geläufig sind. Man hat dann den Mönch zum linken und das Gletscherhorn zum rechten Nachbarn; zwischen ihnen das gratförmig entwickelte Massiv der Jungfrau, halbkreisförmig gestaltet, wie ausgebaut von den Firnmassen des Aletschbeckens. Ganz anders

der Blick nach der entgegengesetzten Seite, gegen das Lauterbrunnenthal. Hier herrschen mildere, gedämpftere Farbentöne; es grüßen die Matten, es grüßt der See, und menschliche Wohnstätten winken herüber. Alles ist nah, man möchte hinüberufen; aber die Nähe ist verrätherisch, denn nur der jähe Fall des Gebirges macht sie möglich. Daher diese steil zur Tiefe stürzenden Mauern, diese Felskamine, diese Eiszerklüftungen, diese hängenden Firnwände, diese vernichtenden Lawinen. An den geschwungenen Kamm der Jungfrau setzen sich hier fast rechtwinklig vier strahlenförmig auseinandergehende Strebepfeiler, zwischen denen kurz verlaufende Gletscherthäler liegen; alle öffnen sich gegen das Lauterbrunnenthal. Auf dem uns zunächst gelegenen dieser Grate ist das Silberhorn aufgesetzt, auf dem rechts folgenden das Schneehorn; zwischen beiden breitet sich der Gießengletscher aus, dessen Fläche von dem Gipfel der Jungfrau überragt wird; an die andere Seite des Schneehorngrates aber legen sich die oberen Firngebiete des Guggigletschers an. Dies festgehalten, läßt sich ein klares Bild von der nun beginnenden Wanderung entwerfen.

Um halb neun Uhr früh war unsere Stunde abgelaufen, und wir machten uns zum Abstieg bereit. Ungewisser, als sonst wohl, lag diese Fahrt zu Thal vor uns; das gab ihr einen besonderen Reiz, und die prickelnde Erregung vor dem Kampf stachelte die Kräfte an.

Im Schatten des Jungfraugipfels stiegen wir zunächst gerade nach Westen über ein Firnfeld hinab. Hier war anfänglich so wenig Gefahr vorhanden, daß wir mehrere Male freiwillig rutschten; freilich nicht in sitzender Stellung, was sehr amüßant, nicht ermüdend, aber unter Umständen verhängnißvoll ist, sondern stehend, mit etwas gebogenen Knien, unter Benutzung der gegen die Fläche gestemmtten Eisart. Bald aber wurde der Firnhang sehr steil, und der Schnee zeigte einen stärkeren Grad von Vereisung —

zwei Momente, die häufig zusammentreffen. Egger ging voran und schlug Stufen, nicht gerade hinunter in der Linie des steilsten Falles, sondern in kurz gewundenen Serpentinien, was an jeder Windungsstelle einen erheblichen Aufwand von Geschicklichkeit erforderte. An sich ist es viel leichter, über Stufen fortzugehen, die in gerader Linie und auf dem kürzesten Wege in einen Hang eingeschlagen sind; so schlägt man sie auch bei einem Aufstieg und ist dann in den meisten Fällen beim Abstieg aller besonderen Mühe überhoben. Aber wo es sich, wie in unserm Falle, um das sogenannte „Traversiren“ eines Berges handelt, d. h. um einen Weg, der auf einer anderen als der Aufstiegsseite von dem Gipfel hinunterführt, da findet man keine Stufen beim Abstieg vor; man muß sie in gebückter Stellung, auf unsicherem Standort von oben nach unten schlagen, was zuweilen so schwierig ist, daß man die gerade Linie aufgibt und die Stufen in schlangenartigen Windungen verlaufen läßt. Zuletzt hatten wir blankes Eis und dann erreichten wir die Felsen des Silbergrates; so nennt man den oben erwähnten Strebepfeiler, der das Silberhorn (3705 m) trägt. Dieser Grat scheidet das Gebiet des Roththals zur Linken von dem des Gießengletschers zur Rechten, und auf ihm hatten wir zunächst unsere Wanderung fortzusetzen.

Eine Felsenklettere begann, wie nur das Hochgebirge sie bieten kann. Das Herz des alten Bergsteigers freut sich darüber; aber der jüngere Mann, der zum ersten Male davorgestellt ist, dem die Geheimnisse der Welt von Stein und Eis erst anfangen sich zu enthüllen, stutzt mit Recht, und in die Träume, welche die Nacht nach dem mühseligen Tage bringt, mischen sich verworrene Vorstellungen von glatten Felsen ohne Halt, von Abgründen, von ermunternden Zurufen der Führer, vom zeitweisen Schweben am Seil, von abgeworfenen, aus der Tiefe entgegendröhnenden Felsblöcken, von gänzlicher Zusammenhangslosigkeit mit der übrigen Welt. Später, wenn ähnliche Eindrücke sich

öfters wiederholt haben, fchärft ſich die Beobachtung, und das couragirte Drauflosgehen macht einem ruhigen Erwägen Platz. Man genießt die Gefahr, d. h. man wird ſich bewußt, daß man die Macht beſißt, ihr zu begegnen. In einem Terrain, das nichts bietet als einen ausgewitterten, ſcharfen Grat, tief unten auf jeder Seite einen Gletſcherboden, und als Verbindung Felswände, von einigen abſchüſſigen Kaminen durchfurcht; in dieſem Terrain, das der von Furcht aufgeſcheuchten Phantaſie wahrhaft teuflisch erſcheinen muß, finden der ſichere Fuß und die ruhige, ſtetige Hand kleine Vorſprünge, denen ſie mit ſanftem Druck vertrauen, während das Auge unbefangen die Abgründe abmißt. Es erfüllt uns das Behagen, welches die Ausübung jeder lang gepflegten Kunſt erzeugt; und in dieſem Zuſtand werden wir doppelt befähigt und geneigt, die Dinge um uns her ruhig und eingehend zu betrachten; dann wandelt ſpättere Erinnerung die Eindrücke von ſelbſt zu einer getreuen Erzählung.

Der Silbergrat bot dieſelben Schwierigkeiten dar, welche Felsgraten im allgemeinen eigenthümlich ſind; nämlich hier und da ſehr ſteile, auch wohl ſenkrechte Sprünge, die es nicht erlauben, daß man den Grat ſtets auf der Höhe verfolgt. Wir waren gezwungen, die ſchroffen Seitenwände zu betreten und mit großer Vorſicht, aber auch ohne beſonderen Zeitverluſt, daran hin zu klettern. Einen Alpinisten wird man im Felsen faſt nie nach dem nächſten Tritt ſuchen ſehen; dennoch iſt ſeine Aufmerkſamkeit unausgeſetzt geſpannt. Denn wegen der ſtets fortſchreitenden Verwitterung des Gebirges iſt keinem Vorſprung ohne weiteres zu trauen, ein jeder muß zuvor durch Hand oder Fuß geprüft werden. Daher ſind ſanfte Bewegungen nothwendig; heftige rächen ſich, wenn der Fuß gleitet, die Hand abrutscht oder ein Stein ausbricht. Da wir abwärts kletterten, ſo war doppelte Vorſicht geboten. Hier nämlich iſt die Gefahr vorhanden, daß der Fuß zu ſchwer aufgeſetzt wird. Die ſchwachen Seelen ſitzen

dann wohl gern nieder und vermehren die erlaubten vier Stützpunkte der Hände und Füße um einen unerlaubten fünften. Das ist eben so unschön wie zeitraubend, und nur entschuldbar, wenn es dem Reisenden an Kraft gebricht, die richtige Bewegung auszuführen.

Unser Weg verlangte, daß wir den Silbergrat an einer passenden Stelle verließen und zu dem Boden des Gießengletschers hinabstiegen. Nach anderthalbstündigem Marsch waren wir an der Einsattelung angelangt, jenseits welcher das Silberhorn sich erhebt; man nennt sie die Silberlücke. Dieselbe liegt etwa 460 Meter tiefer als die Spitze der Jungfrau, aber noch 1400 Meter höher als das Ende des Guggigletschers, welches wir gewinnen mußten. In der Silberlücke erreichen die Firnsmassen der Tiefe zum ersten Male die Gratlinie, wenigstens von Norden her; die Südseite des Abfalles dagegen besteht auch hier aus nackten Felswänden. Dem Punkte verleiht die Beschränktheit der Aussicht ein besonderes Gepräge: der Grat, zu beiden Seiten sich aufbäumend; in nächster Nähe das weiße Silberhorn; in entgegengesetzter Richtung der zurückliegende, mächtige Kopf der Jungfrau; gegen das Roththal hin ein steiler, trümmerbedeckter Felskamin, der sich tief unten in einer Steinwüste verliert; gegen den Gießengletscher eine abfallende, weißschimmernde Wand, an ihrem Fuß von einem klaffenden Bergschrund durchzogen — so steht die Umgebung der Silberlücke vor mir.

Die Besteigung änderte hier ihren Charakter. Das Klettern im Fels hörte auf, die Herrschaft der Schneehänge, der Firnschründe und Eisblöcke begann. Die Richtung wechselte; bisher war sie westlich gewesen, jetzt wurde sie nördlich, und wir schwenkten in einer Viertelwendung nach rechts. Zuvor konnten wir uns eines Hilfsmittels versichern, das sich unerwartet auf der Silberlücke vorfand und von Nutzen zu werden versprach, nämlich einer alten Leiter mit vierzehn Sprossen, die seit etwa fünf Jahren eingefroren und halb vergraben hier oben

ruhte. Egger und Roth mußten beide arbeiten, um sie mit ihren Aexten aus dem Eise auszuheben; dann schoben wir sie über den Grat und ließen sie über die Firnswand gleiten. In elegantem Bogen überflog sie den Schrund und fuhr dann weit hinab bis in die Mitte des Firnbodens, der sich scheinbar eben uns zu Füßen ausbreitete. Den Weg der Leiter nahmen wir nun selbst, nur in etwas langsamerem Tempo. Unsere Situation hatte zwar eine gewisse Aehnlichkeit damit, als sollten wir aus dem Fenster eines vierten Stockwerks auf die Straße hinabklettern; aber die Sache sah doch gefährlicher aus, als sie in Wirklichkeit war. Denn die Wand bestand aus gutem Schnee, nicht aus Eis.

Egger ging zuerst, dann ich, dann Roth. Ein Jeder begann damit, am Rande der Lücke eine Kehrtwendung zu machen, kniete nieder und ließ sich an den aufgestützten Händen hinab, so daß sein Gesicht der jäh abfallenden Wand zugekehrt war. Eine mit den schwer genagelten Schuhen in den Schnee gestoßene Stufe gab den ersten Halt, und nun ging es tactmäßig gerade nach abwärts, indem jeder Fuß und jede Hand in eine der eingebohrten Vertiefungen eingriff. Wir hatten es also lediglich der guten Beschaffenheit des Schnees zu danken, daß sich dieser scheinbar schwierige Abstieg so glatt vollzog. Bei hartem Eise wäre die Passage von oben nach unten vielleicht nicht ausführbar gewesen, aber, wie die Dinge lagen, so verlangte dieselbe weiter nichts, als ruhigen Fuß und ruhige Hand. Erst ein Fehltritt hätte die Gefahr entfesselt. Gerade unter uns klappte der Bergschrund — so nennt man jene Firnzerreißungen, welche die Basis steiler Hänge umsäumen. Wir erreichten ihn glücklich und fanden seinen oberen Rand durch Schneeanhäufungen an einer Stelle so hergerichtet, daß ein entschlossener Sprung in die Tiefe uns auf die andere Seite des Hindernisses bringen konnte. Dieser günstige Umstand wurde natürlich benutzt; Einer nach dem Andern flog durch die Luft, und bald fanden wir

uns alle Drei wieder am Fuß der Wand vereinigt. Nun wanderten wir vergnügten Sinnes über ein leicht geneigtes Firnsfeld auf unsere Leiter zu. Es war mittlerweile halb elf Uhr geworden. Die bequeme Stelle (3600 m), welche momentan eine so willkommene Abwechslung bot, ist nur eine Terrassenstufe in dem Gefälle, das uns schon nach wenigen Minuten in ganz anderen Erscheinungen entgegentrat.

Die Eisauflagerung des Hochgebirges weist eine große Veränderlichkeit und Mannigfaltigkeit auf. Wir sehen daselbst alle Zwischenstufen von dem harten, luftfreien Eise bis zu dem feinstäubigen Schnee, d. h. dem Gemenge zarter Eiskristalle mit Luft; wir sehen ferner große, continuirliche Schneeflächen ohne Spalten, wir sehen unbedeutende Zerreißen des Eises, reguläre Spaltensysteme und chaotische Anhäufungen von Eis; die letzteren namentlich da, wo die steile Unterlage durch Wendungen in der Neigung zu terrassenartigen Stufen gegliedert ist. Aber was uns heute in scheinbar fester, unabänderlicher Gestalt entgegentritt, das wandelt sich mit der rinnenden Zeit zu anderen Gebilden; denn ein stiller, direkt kaum wahrnehmbarer Proceß ist in den Massen thätig, bewegt sie, schließt die Klüfte, eröffnet neue und bewirkt, daß etwa die auf dem Gipfel des Monte Rosa gefallene Schneeflocke zu einem inneren Eispartikelchen des Gornergletschers wird, mit diesem langsam niedergeht, an der Endfläche austritt und abschmilzt, und damit erst ihre feste, vielleicht mehrhundertjährige Existenz aufgibt.

Die Spalten der Gletscher erscheinen meist klein gegen die Schründe des über ihnen liegenden Firngebiets, und in ein solches traten wir nun ein, um durch dasselbe die nächst tiefere Terrassenstufe des Gießfirns zu erreichen. Es ist jederzeit sehr schwer, einen klaren Ueberblick über die Configuration eines Firngebietes zu erhalten, d. h. sich von dem Verlauf der Schründe und dem Abfall der nicht zerklüfteten Flächen Rechenschaft zu

geben. Aus diesem Grunde ist man eben häufig auf Divination angewiesen, und in solchen Fällen zeigt sich dann die besondere Fähigkeit des erfahrenen Führers. Die Möglichkeit des Weiterkommens überhaupt ist vorhanden, wenn die weiten Spalten an irgend einer Stelle überschritten oder umgangen werden können. Das Umgehen scheitert aber oft daran, daß entweder in dem erreichten Gebiet die Schründe sich durchsetzen, wie das Geäder eines Blattes, oder daß sie an einer vielleicht senkrechten Firnswand auslaufen, wo die Fortsetzung des Weges unmöglich wird. Von großem Nutzen können die Schneebrücken werden, welche sich wie die Ueberreste eines zerstörten Gewölbes über einen Schrund legen, aber die Hilfe wird zur Verrätherin, wenn die Brücken brechen. Der Anblick selbst hat etwas Märchenhaftes; eine neue verzauberte Welt scheint sich aufzuthun, ohne Eingang und ohne Ausgang. Man sieht die weißen Massen wie in Blöcke zerschnitten, die Schichtenfolge der jährlichen Schneefälle deutlich zeigend; aber die Jahreslinien verlaufen nicht länger horizontal, sondern willkürlich schräg, weil die Riesentwürfel mit bergeberstehender Gewalt aus ihrer ursprünglichen Lage gerückt sind. Die Schründe klaffen oft fünfzig Schritt und weiter auseinander; man ergründet sie selten, weil ihre Weite nicht immer die gleiche bleibt, ihre Wände sich neigen und lose Schneeanhäufungen dem Blick in die Tiefe wehren. Der durch die Sonne aufthauende Schnee ihrer Brücken gefriert wieder, noch ehe er in Tropfen niederfällt, und Stalaktitenbildungen von Eis hängen von den ausgefressenen Schneegewölben herab. Zuweilen spannt sich ein mäßig klaffender Schrund über die ganze Breite des Berghanges; aber die Ränder sind stark verworfen, der untere Rand liegt viel tiefer, und an den oberen hat sich eine überhängende Schneewand gesetzt, so daß sich mittels eines verticalen Sprunges die untere Seite gewinnen läßt. Wir sehen absonderliche

Formen, Flächen und Linien um uns her, für welche jeder Vergleich fehlen muß, weil die natürlichen Bedingungen ihrer Entstehung sich nirgendwo sonst wiederholen. Die zarten Farbtöne dieses so schnell veränderlichen Chaos erhöhen noch den Eindruck des Märchenhaften. Die größeren Flächen zeigen ein schneeiges Weiß; je mehr man aber in die Tiefe geht, und je stärker die Massen vereist sind, desto mehr Blau mischt sich in das weiße Licht; aus allen Spalten schimmert es uns entgegen, und alle Farben, die das Auge treffen, sind nichts als ein durch Blau nuancirtes Weiß.

Hier nun kam unsere Leiter zur Anwendung. Es war das erste Mal, daß ich mich einer solchen bediente; drei oder vier Schründe passirten wir mittels derselben. Daß wir ohne sie hätten umkehren müssen, behaupte ich deshalb nicht. Freilich ist man sehr geneigt zu glauben, wenn man sich irgend eines außerordentlichen Hilfsmittels bedient hat, daß ohne dasselbe ein Fortkommen nicht möglich gewesen wäre; denn man glaubt lieber an eine absolute Nothwendigkeit, als an die eigene Unzulänglichkeit.

Eine Leiter, welche fünf Jahre auf der Silberlücke gelegen hat, entbehrt der wünschenswerthen Jugendfrische. Die unsere war vom Alter gebeugt, die Sprossen unzuverlässig und der eine Langbaum aufgespalten. Sie wurde in den gegenüberliegenden Schneeerand des Schrundes, so gut es gehen wollte, eingestoßen, und dann ritt Einer nach dem Andern hinüber, während das Seil von den am Rande Stehenden gehalten wurde. Der Ritt ist kühner, als er elegant ist, und die Situation eigenthümlich, wenn man auf halbem Wege hinunterschaut in den eisigen Rachen. Von einem Schrund zum andern schlug Egger Stufen, während Roth und ich die Leiter trugen. So erreichten wir mit einstündiger Arbeit die nächst niedere Plateaustufe des Gießerfirns und überschritten ihn in der

Richtung vom Silberhorn zum Schneehorn, in der Höhe von 3300 Metern. Statt also dem Gletscher nach abwärts auf seiner Längsaxe zu folgen, verließen wir ihn noch sehr hoch oben in der Querrichtung und erstiegen dann die der Silberlücke gegenüberliegende Wand; sie gehört zu dem bereits erwähnten Strebepfeiler des Jungfraumassivs, welcher das Schneehorn trägt. Die Gratschneide wurde ohne Schwierigkeit gewonnen, das Schneehorn lag hart links.

Hier öffnet sich ein prachtvoller Blick auf den nahen Mönch, den Eiger und das Eigerjoch; zu Füßen liegt der Guggigletscher, den wir nun erreichen mußten. Der Abstieg hatte Aehnlichkeit mit dem von der Silberlücke, nur war er schwieriger, aber auch origineller. Der Kammschnee des Grates bildete einen Ueberhang nach der Guggiseite zu; dieser wurde an der Uebergangsstelle durchgeschlagen, und dann ließ sich Einer nach dem Andern hinunter. Statt nun abwärts zu klettern, mußten wir seitwärts gehen, um die Felsen des Schneehorns zu erreichen; und alles Seitwärtsgehen an steilen Hängen ist bedenklich. Von einem Gehen in gewöhnlichem Sinne konnte gar nicht die Rede sein. Ein Jeder klammerte sich mit Händen und Füßen in den Schneelöchern fest, als wolle er die Wand umarmen; und dann wurde dieselbe Bewegung ausgeführt, welche auf das Commando „rechts schließt Euch“ erfolgt, nur mit dem Unterschiede, daß auch die Arme mitarbeiteten. Wir glichen daher weniger Soldaten, als den Affen im Käfig, die sich in der halben Höhe des Gitters halten und seitlich daran hinspringen. Unter uns lag der Abgrund; wir arbeiteten mit Anstrengung, und in zehn Minuten wurden die Felsen erreicht.

Es war gerade Mittag; zehn Stunden waren verflossen, seit wir die Hütte am Aletschgletscher verlassen hatten, und noch immer wußten wir nicht, ob unsere Expedition das gewünschte Ziel erreichen würde. Denn die eigentliche Entscheidung lag

tiefer, in den Abstürzen des Guggifirns. Ein halbstündiges Klettern über nicht besonders schwierigen Fels und dann ein Sprung über den Bergschrund des Schneehorns brachten uns auf ein kleines, etwa 3100 Meter hoch gelegenes Firnplateau, welches wir um 12 Uhr 40 Minuten erreichten. Links ragten die felsigen Hänge des Schneehorns auf, rechts erhob sich von den Wänden des Mönchs das in den Hauptkamm eingeschnittene Hochjoch des Jungfrausattels. Wir gingen in der eingeschlagenen Richtung weiter und kamen an den Rand eines senkrechten Firnabsturzes, — an einen Abstieg war hier nicht zu denken; wir gingen an dem Rande hin, — die gleiche Unmöglichkeit des Weiterkommens; wir suchten in dem näher am Jungfraujoch gelegenen Theile des Firnbeckens und fanden unpässbare Spalten; wir forcirten endlich einen Schrund, und als wir ihn glücklich überwunden hatten, zeigte ein neuer Abgrund, daß wir auch hier getäuscht waren. Derselbe Schrund mußte also zum zweiten Mal, durch Erklettern seines Ueberhangs in entgegengesetzter Richtung, passiert werden.

So erreichten wir den Ausgangspunkt von neuem. Unsere Verlegenheit wuchs, und die Spuren, die unser ängstliches Suchen in so verschiedenen Richtungen auf dem durchweichten Schneegebilde gezogen hatte, sprachen beredt für unsere Rathlosigkeit. Eine volle Stunde war verflossen, sie hatte unsere Hoffnungen zerstört, und doch mußte ein Entschluß gefaßt werden.

Das Firnmassiv, welches wie eine Bastion auf dem tieferen Becken aufstand, wurde zur Linken von einer Felswand begrenzt, und davor, hart an ihrem Fuße, zeigte sich ein Lawinen-Couloir, abschüssig, erfüllt mit angeschweißten Trümmerblöcken von Eis. Unter Couloirs versteht man kaminartige Schluchten, etwa von der Form, wie strömendes Wasser sie in einen lehmigen Steilabfall einreißt. Wir konnten in den Grund des unsrigen hinabsehen, ohne jedoch über den weiteren Verlauf Aufklärung zu erhalten. Die

hinuntergestürzten Eisblöcke sagten zwar ohne weiteres, daß hier eine Gefahr aus der Höhe drohe, aber andererseits konnte die Verfolgung dieser Schlucht von Eis uns auch retten. Welche Wahl blieb uns schließlich? Den alten Weg noch einmal zurückzulegen und die Jungfrau zum zweiten Mal zu erklettern? Dazu war die Zeit zu weit vorgerückt. Einen Ausweg über das Jungfrauojoch zu suchen? Das war höchst precär, denn der stets schwierige Paß mußte gerade jetzt sehr gefährlich sein. In beiden Fällen winkte uns eine Nacht auf dem Gletscher und das Bewußtsein einer Niederlage.

Der erfahrene Egger durchblickte die Gefahr selbstverständlich; eben deshalb durfte er es nicht auf sich nehmen, mir das Couloir vorzuschlagen, und so sprach ich selbst den Wunsch aus, daß wir dasselbe versuchen möchten. Das machte dem Zaudern wenigstens ein Ende; denn es giebt Lagen, wo die Führer, ihrer Verantwortlichkeit eingedenk, nicht zum Entschluß kommen können, und wo eine bestimmte Willensäußerung des Herrn gute Statt bei ihnen findet. Unsere Hoffnung baute sich darauf, daß wir in kurzer Zeit mit der Axt einen rettenden Weg würden bahnen können.

Wir begannen diesen Marsch um 1 Uhr 40 Minuten, während die Sonne glühend heiß auf den weißen Flächen lag. Schon die ersten Schritte zeigten, daß wir es hier ausschließlich mit blankem, stahlharten Eise zu thun hatten, auch daß die aufgestauten Blöcke zu gewaltig waren, als daß man von dem einen zum andern hätte springen können, wie etwa auf den Felsstrümmern einer Moräne. Es mußte also Schritt für Schritt mit der Axt gebahnt werden. In dem Maße wie wir avancirten, erklärte sich die Gefahr deutlicher. Nach etwa zehn Stufen befanden wir uns völlig in dem Couloir, und zwar an der rechten Wand. Die Rinne durchsetzte die ganze Firnmasse in steilem Fall, bis oben hinauf; dort schloß sie mit einer aus-

gezackten Eiszand ab, von welcher Trümmer neben uns lagen. Nach unten zu lief sie gegen Abgründe aus und verlor sich in schaurigen Klüften. Hätte man eilen können, so hätte sich ein kühner Entschluß mit frischem, thätigen Muthе ausführen lassen; aber die Eiszand, an der wir traversirten, bannte uns, und aus einer raschen, energischen Handlung wurde ein leidender Zustand. Der Weg an sich war so beschaffen, daß die Schwierigkeit allein hätte zu Fall bringen können; denn man stand in den Stufen wie auf polirtem Granit; aber was war das im Vergleich zu der ungewissen Pein, daß von oben her ein Zusammenbruch erfolgen könnte! Hätte ich persönlich noch Zweifel über unsere Lage gehabt, auf den verstörten Mienen meiner Leute hätte ich es lesen müssen, daß unser Leben nicht länger in unserer Hand stand. Aber wir versäumten nichts, was Vorsicht und Erfahrung geboten.

Die bläuliche Eiszand sprang gegen das Innere des Couloirs vor und bog dann wieder nach rechts zurück gegen die Firnregion. Wir folgten ihr in schräg ablaufender Linie und hofften auf diese Weise den Firn an einer gangbaren Stelle zu erreichen. Egger, stets voran, schlug die Stufen mit wilder Energie. Da hier Keiner den Andern halten konnte, das Seil an sich zu einem leeren Wahn wurde, für Eggers Arbeit aber ein Halt geboten war, so schufen wir eine andere Art von Sicherung. Roth hämmerte mein Gletscherbeil mittels des feinigens in das Eis ein, und dann wurde das Seil einmal um den Stock der eingetriebenen Art geschlungen. Derselbe Mann stellte nun eine besonders große, lochartige Stufe her, um für sich selbst einen leidlich festen Standpunkt zu gewinnen und das Seil gespannt zu erhalten, während Egger sich Schritt für Schritt weiter arbeitete. Damit nun das Seil zwischen beiden Führern möglichst weit spielen konnte, mußte ich mich inmitten der Wand von demselben losbinden, indem ich mit beiden Füßen in eine und dieselbe Stufe

trat, den Knoten lockerte, die Schlinge zu Boden fallen ließ und unter mir fortzog, — eine leichte Manipulation im ebenen Terrain; an einer glasigen, feuchten Eismwand aber recht bedenklich.

Auf diese Weise war gethan, was Menschen in so ernster Lage für einander thun konnten. Es durfte sich stets nur Einer von uns bewegen, und da in der Minute nicht mehr als zwei Stufen geschlagen werden konnten, so mußte ich oft viele Minuten hintereinander ruhig an derselben Stelle verharren. Diese körperliche Unthätigkeit stachelte das wahrwichtige Spiel an, welches die aufgehezte Phantasie mit der ruhigen Ueberlegung trieb. Ich blickte nach oben durch das Couloir gegen die überragende Eismwand hin und hatte kaum den Muth, mir von ihrer Zerrissenheit Rechenschaft zu geben. Einige der ausgezackten und unterhöhlten Figuren, die den oberen Rand besetzt hielten, waren bereits durchscheinend, und in langen Strahlen strömte das Schmelzwasser von ihnen ab. Ich dachte daran, daß dieser schöne Tag wohl viele Besucher auf die Wengernalp gelockt habe, die sich an dem Donnern der Lawinen ergötzen wollten, und daß ich mich mit zwei Schicksalsgenossen gerade zur rechten Zeit an dem rechten Ort eingefunden, um bei dem Schauspiel mitzuwirken. Ich sah nach unten, wohin wir fallen mußten, auch wenn nur ein einziger Eisblock kam. Ein Schmetterling — sie werden häufig weit hinauf verweht — spielte zu meinen Füßen mit gefälligem Flattern an der Eismwand, als ob unsere Bedrängniß noch des Spottes bedurft hätte. Die Minuten verflossen mit höhnischer Langsamkeit, immer träger rann die Zeit mit dem wachsenden Gefühl der Ohnmacht. Wenn wir doch zu Grunde gehen sollten, warum stürzte sich die Lawine nicht sogleich auf uns? Zum Glück kam wieder die Reihe an mich mit dem Marschiren. Ich hatte mir das Seil umzulegen und über die Stufen fortzuschreiten, die sehr weit von einander entfernt waren; dann

folgte Noth; es mußte das eingetriebene Gletscherbeil wieder losgeschlagen und an einer tieferen Stelle von neuem eingehämmert werden; lauter Dinge, so schwierig auszuführen unter den obwaltenden Verhältnissen, daß alle andere Gefahr momentan darüber vergessen wurde.

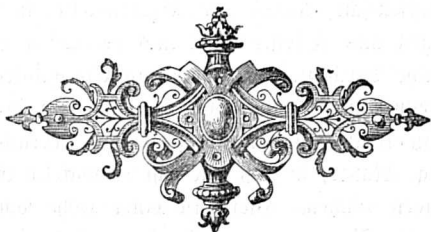
So drohte uns der Tod sechzig lange Minuten, und eben so lange marterte uns die Ungewißheit, ob der Gang durch diese Eiskluft denn auch wirklich zur Rettung führte. Aber das that er. Unsere Wand bog nach rechts aus und vereinigte sich mit dem Firn; und um 2 Uhr 40 Minuten standen wir am Fuße desselben Abfalls, dessen Unbetretbarkeit uns durch das Couloir getrieben hatte. Noch dreißig Minuten gingen wir vorwärts, vielfach bedroht von Eisstürzen und oft an den Hängen hinunterrutschend, wo man sonst wohl Stufen geschlagen hätte. Zehn Minuten nach drei Uhr hielten wir an und schüttelten uns die Hände. Wir hatten guten Grund.

Jetzt erst standen wir am oberen Anfang des eigentlichen Guggigletschers, dessen Zerklüftung noch Arbeit genug machte; aber doch eben nur Arbeit, die in der dankbaren Erinnerung an die überstandene Gefahr von uns allen gern und willig ausgeführt wurde. Am Ende des Gletschers, an den Felsen der rechten Thalwand, steht eine kleine Schutzhütte, in welche wir kurz nach 4 Uhr eintraten; sie liegt 2340 Meter hoch. Damit verließen wir die eigentliche Hochgebirgsregion, in der wir 48 Stunden lang ununterbrochen verweilt hatten. Ich pflückte die erste Blume, die das Auge sah, und glaubte zu träumen, als der Fuß die erste Matte betrat. Auf der Wengernscheidegg ruhte ich eine halbe Stunde, gerade im Anblicke der Jungfrau, und dann machten wir uns wieder auf den Weg, um noch an demselben Abend Grindelwald zu erreichen.

So glücklich endete eine Expedition, die während einer langen Stunde einen ganz andern Ausgang erwarten ließ; so

tief waren die Eindrücke, daß mir beim Niederschreiben zu Muth wurde, als stände ich wieder inmitten der Eiskluft! Meinen früheren Unternehmungen hatte es doch auch nicht an eigenartigen Situationen gefehlt; was also konnte der Grund sein, daß gerade dieser Abstieg von der Jungfrau die Erinnerung so lebhaft erhielt? Denn weder mir noch meinen Begleitern*) wurde ein Haar gekrümmt, Alle gingen wir unverfehrt daraus hervor. Aber es kamen hier die Umstände zusammen, welche ganz allgemein die erregenden Wirkungen der Gefahr bis zum Entsetzen steigern können; nämlich das Bewußtsein, daß uns selbst jedes Mittel fehlt, dieselbe zu beeinflussen; die Unmöglichkeit, dem Gedanken durch schnelles, energisches Handeln eine andere Richtung zu geben; und endlich die qualvolle Länge der Zeit, während welcher wir bedroht sind. Nicht die Gefahr ist's, die man fürchtet, sondern ihr mit gebundenen Händen überliefert zu werden. Die kühne Handlung lockt uns, und in diesem Sinne überschreitet jetzt gar Mancher die Schneesgrenze.

*) Egger und Roth sind nun beide dahin! Zuerst Roth, der spurlos mit zwei Gefährten in der Firnregion des Lauteraarsfattles verschwunden ist; dann Egger, dem eine Glasscherbe die Pulsader durchschnitt, als er sich für den nächtlichen Heimmarsch eine Laterne aus einer Flasche herstellen wollte.





Die Schneehaube des Monte Scerscen.

(3877 Meter.)

Die Schneehaube des Monte Scerscen, von den Führern auch Weißkopf genannt, war bis zum Jahre 1879 nicht erstiegen worden. Im September des genannten Jahres gelang es Hans Graß und mir, die Besteigung auszuführen. Da dieselbe von der italienischen Seite geschah und mit der bereits beschriebenen ersten Erstiegung des Monte Scerscen (3967 m) nichts gemeinsam hat, so mag sie hier eine Stelle finden. Zwar handelt es sich nur um die Erreichung einer secundären Spitze, doch scheint mir der Weg zu ihr das Interesse einer Besteigung ersten Ranges zu bieten.

Der italienische Abfall der Berninakette ist in seinem höchsten Theil aus Felsgehängen und steinernen Wänden gebildet, welche durch steile Schnee- und Eiscouloirs von einander getrennt sind. Etwa 500 m unterhalb des Rammes legt sich ein breites und wenig geneigtes Terrassenband um die gewaltige Mauer, so daß eine sehr entwickelte Eisbedeckung hat stattfinden können. Hier, in einer Höhe von 3000 m, treffen wir die Firnmeere von Scerscen, Fellaria und Pälü,

aus denen bedeutendere Gletscher abfließen, als wir sie sonst auf der italienischen Seite zu sehen gewohnt sind. Wie eine brandende See belecken ihre starren Firnsmassen den Fels, der sie eindämmt, und ziehen sich in Form von Eissfeldern und Schneerunsen hier und da hoch an ihm auf. Am reinsten entwickelt zeigen sich diese Verhältnisse in dem eigentlichen Centrum der Kette, in dem großartigen Felsencircus, der sich von dem Piz Roség über den Monte Scerseen, die Crasta güzza und den Piz Argient spannt und weit gegen Süden geöffnet ist.

Wer vom Sellapaß aus den Scerseengletscher betritt und in ost-südöstlicher Richtung fort schreitet, durchmiszt die Sehne dieses Bogens in etwa $1\frac{1}{4}$ stündigem Marsch; den Mittelpunkt der Landschaft nimmt der Monte Scerseen ein. Eine Gliederung der verworrenen Massen, die von dem Auge nicht sogleich beherrscht werden, liefern die weißen Fochschneiden der Roség=Fuorela und des Crasta güzza=Sattels; zwischen beiden liegt der noch unbetretene Einschnitt der Scerseen=Fuorela. Mehr oder minder steile Grate, wie Strebepfeiler aufgebaut, ziehen sich zum Kamm auf und bilden Felsentessel, die in jenen Einsattelungen ihren Abschluß finden. Das Terrain macht den Eindruck großer Unzugänglichkeit, ist in der That auch nur an wenigen Stellen betreten worden. Die nicht häufigen Passagen des Crasta güzza=Sattels und einige Roség=besteigungen, welche vom Sellapaß ausgingen oder in seiner Nähe endeten, haben eine beschränkte Zahl von Reisenden hierher geführt.

Unter diesen hat sich Herr L. Held durch seine Erstbeigungsversuche am Monte Scerseen am meisten ausgezeichnet. Einer von dem genannten Herrn aufgesetzten Notiz entnehme ich, daß derselbe am 17. September 1875 mit dem Führer Arpagaus um 4 Uhr Nachmittags den Scerseengrat zwischen

der höchsten Spitze und der Schneehaube (die detaillirte Terrainbeschreibung folgt unten) verlassen habe und direct zum Scerscen-gletscher hinuntergestiegen sei. Genaueres habe ich nicht in Erfahrung bringen können; auch würde ich es principiell ablehnen, für die Unkenntniß von Unternehmungen, über welche nichts veröffentlicht worden ist, verantwortlich gemacht zu werden.

Ich selbst wußte von dem in Rede stehenden Theil des Gebirges nicht viel mehr, als was der Abstieg von der Rosseg-Fuorcla mich im Jahre 1872 gelehrt hatte. Die lückenhafte Kenntniß wurde im vergangenen Jahre durch einen mit dem Prinzen Teano unternommenen Rundgang um den Bernina-Stock vervollständigt, und der Versuch, das Gebirge von seinem südlichen Mittelpunkt aus in Angriff zu nehmen, erschien gerechtfertigt. Zudem handelte es sich ja auch, wie bereits angedeutet, um die Erreichung eines noch unerstiegenen Gipfels.

Die Schneehaube des Monte Scerscen ist von mir bereits im XIII. Bande des Jahrbuchs des S. A. C. erwähnt worden. Es heißt daselbst: „Die Linie der höchsten Erhebung (des Monte Scerscen) ist ein von Südwesten nach Nordosten streichender Grat mit drei Hauptspitzen; von diesen überragt die mittlere die beiden anderen.“ . . . „Die am Südwestende gelegene Spitze ruht auf nackten, zur Rosseg-Fuorcla abstürzenden Felsen, denen eine aus meilenweiter Entfernung erkennbare, scharf abgehobene Schneepyramide aufgesetzt ist; ich nenne sie deshalb die Schneehaube.“

Hans Graß und ich hatten die Nacht vom 14. zum 15. September in der Mortèlhütte (2390 m) zugebracht, waren auf dem bekannten Wege — er erfordert $2\frac{1}{2}$ —3 Stunden — zum Sella-paß (3304 m) aufgestiegen und erreichten von dort in raschem und bequemen Lauf den flachen Boden des italienischen Scerscenfirns. Durch allmähliches Schwenken nach links traten

wir mehr und mehr in das Innere des großen Bergfranzes ein, welchen Piz Rosseg, Monte Scerscen, Crasta güzza und Piz Urgient bilden. In diesen Kranz findet sich buchtartig der Secundär=Circus eingelassen, aus dessen Hintergrund die Rosseg=Fuorcla aufragt. Ihre gegen Südost gefehrte, italienische Seite bietet, wie die schweizerische, ein sehr steiles Firnfeld dar, das stark vereist ist, aber im Gegensatz zu dieser häufig von Fels durchbrochen wird. Eine Reihe anderer Firnfelder, deren oberer Ursprung meist in Schneecouloirs zu suchen ist, kommt von den Felsen des Halbrunds herab, aber keines springt so ins Auge, wie das mit der Fochschneide endigende der Rosseg=Fuorcla. Alle diese Eisströme vereinigen sich in dem Grunde der Bucht und fließen gegen die Stelle hin, wo sie von dem großen Scerscenfirn aufgenommen werden, und wo die eigentliche Besteigung der Schneehaube beginnt.

Hier standen wir gegen 7 Uhr Morgens und traten nun (bei etwa 3150 m Höhe) in den von der Rosseg=Fuorcla beherrschten Circus ein. Statt auf das Hochjoch loszugehen, wandten wir uns nach rechts, direct der Basis unseres Berges zu, die hier in Form eines hervorspringenden Grades auftritt. Ein halbstündiges Steigen über ein steiles Firnfeld, in welches Stufen geschlagen werden mußten, brachte uns an den Bergschrund (3300 m). Nur eine einzige Stelle, die nicht schwierig, aber sehr gefährlich ist, eignet sich zur Passage des Schrundes, die Stelle nämlich, wo ein Schneecouloir — es liegt von allen sichtbaren am meisten rechts — auf das Firnfeld stößt und ihm Schnee und Steine wie durch einen Trichter zuführt. Natürlich suchten wir den Uebergang so schnell wie möglich zu bewerkstelligen. Hans Graß, der treffende Bemerkungen einer gewählten Redeweise vorzieht, sagte dabei: „Jetzt sind wir in der Mausefalle.“ Jenseits des Schrundes mußten wir dem Schneecouloir, das sich zu einem Firnfeld erweitert, streckenweise folgen, ermöglichten es aber nach einiger

Zeit, die einschließenden Felsen rechter Hand zu erklettern. Auf diese Weise wurde der Kamm des oben erwähnten Grates gewonnen, der den Circus der Roseg-Fuorcla im Osten begrenzt. Wir kletterten bis zur Höhe von 3500 m, in guter, stetiger Bewegung bleibend, und hatten zur Rechten den bis dahin verdeckten Blick auf die vom Crasta güzza-Sattel beherrschte Firnbucht; unser Grat sendet gegen diese eine ungangbare Felswand ab. In der angegebenen Höhe wandten wir links, transversierten das bereits verlassene Schneecouloir und erreichten ein zweites, westlich vom ersten gelegenes. Wiederum führt der Weg abwechselnd über Schnee und Eis, dann nur über Fels. In der dritten Stunde des Kletterns — vom Bergschrund an gerechnet — in einer Höhe zwischen 3550 und 3700 m, war eine Uebersicht in dem steil aufgerichteten Steinhaos kaum noch möglich, und während dieser Zeit blieben wir völlig im Dunkeln darüber, ob die Besteigung durchführbar wäre oder nicht. Dann aber wurde es Licht; wir sahen einen weißen Grat schimmern, auch zeigten sich wieder Schneefelder, und links von dem Punkt, auf den der Weg zunächst lossteuerte, erhob sich eine glänzend weiße, doppelzackige Kuppe über dem braunen Gestein — die Schneehaube des Monte Scerseen.

Jener weißschimmernde Grat war die Kammlinie des dreieckigen Scerseen; wir erreichten sie um 10 Uhr 40 Minuten an einem Punkte, der zwischen der höchsten Spitze und der Schneehaube liegt, in einer Höhe von nahezu 3845 m. Sanft hingezogen, ohne Sprünge und Scharten, verläuft sie recht im Gegensatz zu den schroffen Wänden, die sich in ihr durchsetzen. Ein plötzlicher Wechsel der Scenerie fand hier statt. Unser Auge, während des vierstündigen Kletterns auf dem jungfräulichen Terrain nur gewöhnt an das glanzlose, wilde Aussehen des zerrissenen Felsentheaters, wurde nun geblendet durch die weiten, weißen Flächen einer Landschaft von Eis und Schnee.

Denn das ganze Tschiervagebiet lag uns zu Füßen, eingefasst von Morteratsch, Bernina, Scerscen und Rosseg. Dieser unvermittelte Uebergang hätte unter allen Verhältnissen großen Eindruck hervorgebracht; bei Anstrengung und Gefahr wird die Seele doppelt empfänglich. Auch waren wir ja in einer ersten Besteigung begriffen, und bei solchen hat gerade der Augenblick, wo eine problematische Unternehmung in einen höchst wahrscheinlichen Erfolg übergeht, einen Reiz ohne Vergleich.

Von unserm Standpunkte aus führte rechts die Kammlinie zu dem höchsten Gipfel, den wir bereits kannten, und der vor ganz kurzer Zeit zum zweiten Male von Dr. Minnigerode und Herrn Loschge auf dem früher geschilderten Wege erreicht worden war. Das uns noch unbekannte Ziel, die Schneehaube, erhob sich linker Hand, nicht fern; aber der Weg barg eine Gefahr, die man um so mehr fürchtet, je vertrauter man mit dem Hochgebirge ist. Der Grat nämlich, der zur Spitze führt, trägt Schneeüberhang nach der italienischen Seite zu, und zwar unvermeidlichen Ueberhang; denn die nach der andern Seite, gegen das Tschiervagebiet, abfallende Schneewand ist zu steil, als daß man sie traversiren möchte. Ob ein Ueberhang durchbricht oder die Erde sich plötzlich aufthut, kommt für das Opfer auf eines heraus. Zwar können die Todten nicht reden, aber die Lebenden können sich erinnern, und es ergriff mich die Erinnerung an das siebenfältige Opfer, welches der Durchbruch auf der Schneide des Lyskamms nur zwei Jahre zuvor gefordert hatte. Hier lange bedenken, hätte dem Handeln Eintrag gethan. Wir besannen uns daher nicht; der Geist war über uns gekommen, und wenn auch Keiner ohne den Andern gegangen wäre, so glaubten wir doch, daß der doppelt gedrehte Faden unseres gemeinsamen Glückes wohl dieses Mal noch halten werde. Der Schnee war pulverig, aber nicht schlecht; Hans schlug Stufen. Der Grat senkte sich zunächst

45 Schritt lang und stieg nach kurzem horizontalen Verlauf zur Schneehaube auf; im Ganzen waren 170 Stufen für ebenso viele Schritte nöthig. Zur Linken hatten wir das Luftmeer, zur Rechten das abschüssige Firngehänge. Dieser gefährliche Gang dauerte 25 Minuten, und um 11 Uhr 5 Minuten des 15. September wurde die „Schneehaube“ zum ersten Male betreten.

Ihr höchster Gipfel stellte sich in Form zweier durchscheinender Lappen oder Lamellen von Firnschnee dar, welche mittels einer durchschlagbaren Brücke von zehn Schritt Länge mit einander verbunden waren. Ich hatte dieses Durchsicheren schon einige Tage zuvor von der Sohle des Rosegthales aus constatirt, wo man den Eindruck erhielt, als wäre auf die eigentliche Pyramide eine Eisscholle gelegt. Die Form des höchsten Kammes wird also wechseln; am meisten Ähnlichkeit in ihrer Beschaffenheit hat sie mit der mächtigeren der Dent Blanche (4364 m). Von der Spitze aus sieht man in einer Tiefe von 50—60 m die Felsen eben hervorragen, auf welche die Schneehaube mit einer horizontalen Basis aufsetzt; sie greifen, wie auch vielfach an anderen Stellen des Scerfscen, über einander, ähnlich wie die Falten eines Mantelfragens. Man übersieht den Scerfscengrat bis zur mittlern Spitze, welche noch hoch aufragt, obwohl der Höhenunterschied nur 90 m beträgt. Denn es ist eine oft zu machende Erfahrung, daß wir von den oberen Theilen des Gebirges aus die noch vorhandene Niveaudifferenz der nahe gelegenen höheren Spitzen überschätzen; wahrscheinlich weil wir im allgemeinen gewöhnt sind, derartige Schätzungen aus sehr viel größeren Entfernungen vorzunehmen. Mir wollte es scheinen, als läge die höchste Spitze noch 300—350 m über uns, und doch lehrte das Horizontalinstrument direct, daß wir uns mit der *Crosta glüzza* fast in gleicher Höhe, d. h. 3880 m hoch, befanden; und von der höchsten Spitze des Scerfscen wußte ich

gleichfalls aus eigener Messung, daß sie nicht höher als 3970 m sei. Aber die Hartnäckigkeit der Sinnestäuschungen ist eben ein Erbtheil der Menschheit.

Gewaltig wirkt der Niederblick zu dem Becken des Rosseg- und Tschervafirns. Leider konnten wir den Theil unseres Berges, der gegen die Rosseg-Fuorcla abfällt, nicht sehen; wir hätten den ganzen weißen Hahnenkamm der Schneehaube erst zusammenschlagen müssen, wollten wir so weit südwestlich avanciren, daß überhaupt etwas zu sehen war.

Wie sich eine Besteigung der Schneehaube von der Schneide der Rosseg-Fuorcla aus gestalten würde, wage ich nicht auszusprechen. Ich glaube, daß man sie versucht hat; wenigstens ist das Joch von Südosten her betreten worden, ohne daß man die Passage gemacht hätte. Ein fehlgeschlagener Versuch ist freilich kein erschöpfender Beweis; indessen darf für den Südabfall der Berninagruppe wohl behauptet werden, daß diejenigen Wege die bessern sind, welche die Berge in der Front packen, und nicht die, welche von den Einsattelungen aus hinaufführen.

Die Aussicht von der Schneehaube zeichnet sich mehr durch Intensität als durch Extensität aus — *multum, non multa*: Neben dem Argient der Zupò mit der charakteristisch bogenförmigen Schneide; gerade auf ihn projicirt sich Crasta glizza, so daß sie Gefahr läuft, übersehen zu werden; weiter links, noch eben sichtbar, der schwarze Grat der weißen Bellavista; dann der Scerscen- und endlich der wüste Berninakamm, mit dem Pizzo Bianco endend. Der Piz Morteratsch als linker Nachbar erscheint ziemlich winzig; zwischen ihm und dem uns nahen Piz Rosseg öffnet sich der weite, ungehemmte Ausblick in die westliche Ferne.

Mit großer Aufmerksamkeit studirte ich den Scerscengrat; der Punkt, wo wir ihn zuerst betreten hatten, liegt 120—136 m von

der Schneehaube und etwa 350 m von der höchsten Spitze entfernt; er theilt also die Strecke im Verhältniß von 1 : 3. Die kürzere, von uns zurückgelegte Theilstrecke ist die gefährlichere wegen des Ueberhangs; wir legten sie in 25 Minuten zurück. Die andere Theilstrecke, die zur höchsten Spitze führt, würde sich also in 1—1½ Stunden zurücklegen lassen, denn besondere Schwierigkeiten durch Scharten und Abstürze sind nicht vorhanden, und ebenso wenig scheint es Ueberhang zu geben. Ich schätzte direkt mit dem Auge auf 1½ Stunden, Hans glaubte, daß der Uebergang in einer Stunde auszuführen sei. Unsere Besteigung der Schneehaube hat daher gleichzeitig einen neuen Weg zur höchsten Scerscen Spitze eröffnet. Der Erstreckung, nicht der Zeit nach ist er länger als der alte Weg. Wie man das Matterhorn, das Weißhorn, die Jungfrau „traversirt“ hat, so kann man jetzt auch den Scerscen traversiren, indem man vom Tschierbav-Gletscher zur höchsten Spitze aufsteigt, von dort dem Rammgrat in der Richtung zur Schneehaube folgt und denselben an eben dem Punkte verläßt, wo wir ihn betreten hatten und nun wieder zu verlassen im Begriff standen; der Abstieg würde dann mit dem unserigen zusammenfallen. Diese Expedition in umgekehrter Richtung auszuführen, erscheint wenig rathsam, weil die Eiswand an der Nordwestfläche ein Stufenschlagen von oben nach unten kaum gestatten dürfte.

Wir blieben 33 Minuten auf der Spitze und betrachteten die Landschaft mit einem nassen, einem heitern Auge; denn wenn wir uns auch freuten, noch einmal, wie in alten Zeiten, eine schöne, uns und Anderen bis dahin unbekannte Besteigung ausgeführt zu haben, so dachten wir doch daran, daß es wohl die letzte gewesen sein könnte. Wir ließen eine Flasche zurück; da aber auf der Spitze keine Felsen zu Tage treten, so mußten wir sie in den Schnee einstoßen, wo ihres Bleibens vermuthlich nicht lange sein wird. Lebendigere Zeugen dieser Besteigung

sind die Herren W. Penhall,*) der Ersteiger des Matterhorns vom Stocje, und J. Jose, welche die Spitze des Piz Roseg soeben verlassen hatten; aus einer andern Richtung, von dem Gipfel des Piz Morteratsch, beobachteten uns Herr und Fräulein Enderlin aus Pontresina.

Um halb zwölf Uhr begann der Abstieg, und in 9 Minuten legten wir die Strecke zurück, für welche beim Aufstieg fast das Dreifache erfordert wurde. Wir schlichen wie die Rater auf einer Dachrinne über den gefährlichen Ueberhang hin, mit 18—20 Schritt Geschwindigkeit in der Minute. Als ich 170 zählte, war der Punkt wieder erreicht, wo der Weg den Kammgrat verläßt. Wir schwenkten nach rechts, und nun wurde meine ganze Aufmerksamkeit durch den Weg beansprucht. Denn ich ging voran, und es ist allezeit schwer, sich in Felsenlabyrinthen schnell und sicher zurechtzufinden und den alten Weg inne zu halten. An einigen Stellen hatten wir zur Orientirung Steine aufeinandergeschichtet und ein Stück Schnee darauf gelegt. Die Schneefelder waren in noch leidlicher Beschaffenheit; nach 1½ Stunden traverstirten wir das innere Couloir und erreichten den vorher erwähnten Felsgrat, um dann das östliche Couloir zu verfolgen. Hier — in der Höhe von 3500 m — wuchs *Ranunculus glacialis* in reicher Menge; so hoch habe ich ihn nur noch bei der Fuorela prievlusa und an der Dent Blanche bei Zermatt angetroffen. Im großen Ganzen durfte man sagen, daß die Felsen gut zum Klettern waren, wenigstens wenn man nach den Regeln der Kunst kletterte, d. h. ohne an den Steinen zu ziehen und ohne schwer und plump aufzutreten. Denn wenn man leicht geht, mit Hand und Fuß fühlt, ob der Stein weicht oder nicht, beim Festhalten möglichst vertikal drückt,

*) Herr Penhall wurde später durch eine Lawine am Wetterhorn mit seinem Führer getödtet.

damit der Stein nicht ausbreche, so kann man sich auch in steilem Terrain mit großer Stetigkeit fortbewegen. Aber der Uebung in diesen Dingen muß ein angeborener Instinkt zu Grunde liegen, denn sonst kostet das Ueberlegen bei jedem einzelnen Schritt zu viel Zeit. Für ein leichtes Aufsetzen des Fußes beim Abwärtsklettern bedarf es einer gewissen Muskelkraft; wer im Stande ist, auf einem Bein eine tiefe Kniebeuge auszuführen und sich langsam wieder zu erheben, ohne das andere Bein zu gebrauchen, besitzt dieselbe in ausreichendem Maße. Die zerrissenen Kleider nach großen Kletterpartieen im Fels gehören meist Bergsteigern an, denen die beschriebene Uebung nicht gelingt.

Die Felsen in der Nähe des äußeren Couloirs waren schlechter, als in größerer Höhe. Wir hatten schon beim Aufstieg viele Steine abgeworfen, damit wir beim Abstieg um so sicherer wären. Aber schließlich ist das Klettern doch nicht schwieriger, als etwa an der Ostwand des Matterhorns, auf dem zwischen Schulter und Hütte eingeschlossenen Stück. Doch in hohem Grade schwierig wurde das Gehen, als wir um 1 Uhr 40 Minuten den steilen Firnhang betraten, der unten vom Bergschlund begrenzt wird, und in welchem seitlich das äußere Couloir verläuft. Hier waren wir am Morgen mittels kleiner Stufen in die Höhe gestiegen, aber nun hatte die Nachmittagssonne die Stufen bereits verwischt; unter der mit Wasser getränkten firnigen Oberfläche lag Eis, und zu neuen Stufen wollten wir uns nicht verstehen. Da ich voran ging, so mußte ich zusehen, wie wir am besten hinunterkommen würden. Ab und zu schimmerten die Trümmer der armseligen Stufen auf, aber dem Fuß waren sie kaum noch eine Stütze. Hätten wir hier Steigeisen gehabt, so wären uns diese eine große Erleichterung gewesen. Doch freue ich mich, daß wir sie nicht hatten; ich halte sie für einen Nothbehelf, der manches für sich, vieles gegen sich hat. Es sollte als ein

richtiges Princip anerkannt werden, daß wir alle äußeren Hilfsmittel, die sich durch unsere eigene Geschicklichkeit ersetzen lassen, verwerfen.

Nach 40 Minuten sehr erheblicher Anstrengung erreichten wir den Bergschrund und passirten ihn an derselben Stelle und mit demselben Glücke, wie am Morgen. Nun blieb nur noch das letzte steile Firnfeld zu überwinden; dann betraten wir den Boden des Scerscengletschers, und damit war die eigentliche Besteigung zu Ende. Aufstieg und Abstieg hatten etwa acht Stunden erfordert. Kurz nach halb drei Uhr begann der Rückmarsch über den Sellapaß, und fünf Stunden später erreichten wir Pontresina.

Nach dem hier Erzählten und dem früher Geschilderten kann der Monte Scerscen nun sowohl auf der schweizerischen wie auf der italienischen Seite erstiegen werden. Berücksichtigt man, daß die Ausgangspunkte: Alp Misaun (2005 m) und Mortelhütte (2390 m) fast 400 m Verticalabstand besitzen, so erscheinen beide Wege der Zeit nach gleichwerthig.

Aber die Eisverhältnisse der Nordwestwand machen die Besteigung des Monte Scerscen von der schweizerischen Seite schwieriger, als die von Italien aus. Dafür bleibt jene fast gänzlich frei von unberechenbaren Gefahren, d. h. von solchen, die dem Erfahrenen ebenso drohen, wie dem Neuling. Denn bei ihr sind weder Steinschläge noch Ueberhänge zu fürchten, während die italienische Besteigung solche aufzuweisen hat.





Wanderungen mit Alexander Burgener.

(1881.)

I. Junireise im Dauphiné.

Nähezu alle Gipfel in der Pelvoux-Gruppe des Dauphiné sind erstiegen, die Pässe überschritten worden; aber die vielen Unternehmungen vertheilen sich auf eine überraschend geringe Anzahl von Personen, und es sind immer dieselben Namen, denen man in den Fremdenbüchern der primitiven Wirthshäuser begegnet.

Ich betrat das so Wenigen bekannte Gebirge zum ersten Male Anfangs Juni 1881, begleitet von dem Führer Alexander Burgener aus Stalden im Wallis, einem Manne, den seine Thaten herabder Loben werden, als meine Worte. Auch mein Gefährte war nie im Dauphiné gewesen; wir konnten also das interessante Experiment machen, unsere allgemeine Bergkenntniß auf eine uns gänzlich fremde Gebirgsgruppe anzuwenden. Der Hilfe eines einheimischen Führers bedienten wir uns nur für eine Recognoscirung (7.—11. Juni), welche von la Grave aus unternommen wurde und über die Gletscherpässe des Col du Glacier blanc (3308 m) nach Bille Vallouise, des Col de

la Temple (3320 m) nach la Bérarde, der Brèche de la Meije (3369 m) nach la Grave führte. Bei dieser Gelegenheit betrachteten wir die dem Glacier noir zugewandte Südseite der Grins und fanden diese so pittoresk, daß wir beschloßen, hier einen Besteigungsversuch zu machen. Ob eine solche Besteigung vorher schon gemacht oder versucht worden war, wußten wir damals noch nicht; wir wußten nur aus der unmittelbaren Anschauung, daß die Beschaffenheit des Terrains den Erfolg in Frage stellte.

Zum Glück bestand zwischen Burgener und mir das gegenseitige Zutrauen, dessen man bedarf, wenn man derartige Unternehmungen nur zu zweit versuchen will. Denn hierzu entschloßen wir uns trotz der Einsicht, daß für ein einzelnes Menschenpaar auch unbedingtes Zutrauen nicht genügt, um die versteckt lauernde Gefahr zerflüsterter und überschneiter Firngebiete zu bannen. Aber wir mochten unser Vorhaben um so weniger durch einen Führer des Landes unterstützt sehen, als man uns bereits wegen unserer Sprache und wegen einiger, nach Deutschland abgesandter Briefe für verdächtige Personen hielt und mich persönlich für einen „Officier prussien supérieur“ ausgab. Dieser ungerechte Verdacht verdroß uns und hatte die Wirkung, daß wir allein zu operiren beschloßen.

Die Berge des Dauphiné liegen westlich von den cottiſchen Alpen und sind mit diesen durch ein Zwischenglied verknüpft, welches die Quellgebiete der Durance und des Arc (eines Zuflusses der Isère) scheidet. Die centrale Gruppe — sie wird nach einem ihrer höchsten Gipfel das Pelvoux-Massiv genannt — hebt bei dem Col du Lautaret an, einem Gebirgspas, von welchem eine prachtvolle Fahrstraße einerseits nach Grenoble, andererseits nach Briançon führt.

Betrachtet man ein Kartenbild der Pelvoux-Gruppe, so sieht man die Berge zu einem elliptischen Kranze angeordnet, der

nur an einer Stelle geöffnet ist, nämlich am nordwestlichen Ende der etwa 22 km langen großen Aige. Um diese erdachte Linie windet sich der Lauf des Vénéon, welcher die ganze Innenseite des vergletscherten Bergfranzes entwässert und bei dem Dorfe Vénosc (etwa 45° N. B.) durch ein verengtes Thal der Romanche zufließt. Sowohl gegen das Innere wie nach außen strahlen von einzelnen Punkten der Ellipse Gebirgskämme aus, mehr oder minder entwickelte Grate, und geben einem System von Innen- und von Außenthälern Ursprung. Die ersteren sind kurz verlaufende Hochalpenthäler, die letzteren legen sich in tangentialen Richtungen um den Kranz und führen die Wasser der Außenseite zum einen Theil der Isère, zum anderen der Durance zu. Man könnte also die Bergspitzen und die Joche darnach classificiren, ob sie auf dem elliptischen Kranze selbst, auf einem der Innenstrahlen oder auf einem der Außenstrahlen liegen. Doch muß man sich dabei bewußt bleiben, daß diese Art der Eintheilung lediglich aus der Betrachtung des Kartenbildes geschöpft ist und somit weder vom geologischen noch vom orographischen Standpunkt aus gerechtfertigt zu sein braucht. Hier handelt es sich darum, den Leser topographisch auf dem, als unbekannt vorausgesetzten Terrain zu orientiren.

Die bereits erwähnten Dörfer la Grave (1526 m) und Vallouise (1200 m) liegen beide auf der Außenseite der Ellipse, aber in verschiedenen Thälern. La Grave, die größere Ortschaft, gehört dem Thale der Romanche an, welche den Nordfuß der Ellipse umspült; Vallouise liegt an der Ostseite, am Zusammenfluß mehrerer von Westen kommender Thäler, die sich aufwärts zwischen den höchsten Gipfeln des Gebirges verlieren und der Durance die Schmelzwasser des Mont Pelvour (3954 m) und der Pointe des Ecrins (4103 m) zuführen. Daher ist Vallouise ein geeigneter Ausgangspunkt für die Besteigungen der beiden Berge. Diese gehören zwei ge-

trennten, aber benachbarten Außensirahlen an, welche sich von der Ostseite des elliptischen Kranzes etwa in ostnordöstlicher Richtung abzweigen. Die beiden Gebirgsstrahlen umschließen das Firnbassin und den Eisstamm des Glacier noir in der Weise, daß das Nordufer dieses Gletschers von der Seitenkette der Ecrins, das Südufer von der des Mont Pelvoux gebildet wird. Unmittelbar an der Stelle, wo die nördliche Seitenkette mit dem Hauptkamm verknüpft ist, erhebt sich die Pointe des Ecrins, alle anderen Berge überragend. Von dem Glacier noir aus erscheint ihr Gipfel als der Schnittpunkt zweier, aus Osten und Westen aufstrebender Grate. Der Ostgrat setzt in einer Scharte auf, welche man passend als Brèche des Ecrins bezeichnen kann; diese trennt die eigentliche Pointe des Ecrins von dem zackigen Profil der Crête de l'Encula, deren eine Spitze la Grande Sagne genannt wird. Nach einem kurzen Verlauf von höchstens 6 km hat die Ecrins-Kette ihr Ende erreicht und fällt gegen die Stelle ab, wo Glacier noir und Glacier blanc einst zusammenfloßen, als sie noch nicht auf ihren heutigen Stand reducirt waren. Der Glacier blanc, in seinem oberen Theil auch Glacier de l'Encula genannt, umsäumt nämlich die nördlichen Gehänge der Pointe des Ecrins und der Crête de l'Encula, spielt dort also die analoge Rolle, wie für den südlichen Abfall der Glacier noir.

Zweifelsohne gehört der Felsrücken, welcher von der Pointe des Ecrins gekrönt wird, zu den auffallenderen Alpenbildungen. Das Element des Schroffen, Kühnen, man möchte fast sagen, des Gefährlichen tritt hier dem Beschauer ungemildert entgegen, und die Formen dieses höchsten Berges der Gruppe und seiner Umgebung können zugleich als Typus für die ganze Landschaft gelten. Die Gebirgsfalten sind in den Dauphiné-Alpen fast überall hart aneinander gedrängt, so daß eng eingeschnittene Thalschluchten, hoch aufragende Rücken entstanden, mit schartigen

Gratschneiden und abschüssigen Gehängen. Große Firnbassins, welche Eisströmen von dem Charakter des Mettsch- oder Gorner-Gletschers Entstehung geben könnten, fehlen; stets nur erblickt man kurz verlaufende, meist stark geneigte Gletscher, die aus steilen Firnfeldern ihren Ursprung nehmen. Der Mangel sanfter Hänge und weiter Mulden bewirkt die Eigenthümlichkeit der Eis- und Schneeverhältnisse. Mehr als in anderen Gebirgsgegenden werden die Verschiebungen der Schneemassen hier durch Lawinenstürze bewirkt, ist die Firnbedeckung — so weit sie überhaupt existirt — zerrissen, umsäumen kassende Bergschründe die Basis stark vergletschter Schneehänge. Aus den dachförmig gestalteten Rämmen treten Felsrippen heraus, von einander getrennt durch Couloirs, welche Eis und Lawinenreste enthalten. Der Boden der Hochthäler ist nicht selten quer durchzogen von Schneewällen, welche nur das Product häufiger Lawinenfälle sein können und Zeugniß ablegen von der abrupten Bildung des Gebirges.

Wir sehen deshalb in der Pelvoux-Gruppe oberhalb der Schneegrenze ein Vorherrschen des nackten Gesteins, wie andere Theile der Alpen es nur an matterhornähnlichen Formen zeigen. Schnee aber ist die schützende Decke, welche den Fels vor den zerstörenden Einflüssen der Verwitterung bewahrt. Daher begegnen wir gerade in den Bergen des Dauphiné den Spuren der Verwitterung in einem Maße, welches verdüsternd auf das physiognomische Bild der Landschaft einwirkt und einen eigenartig öden Eindruck in uns zurückläßt. Während auf der einen Seite die Hochgebirgsnatur zu erhabener Größe entwickelt ist, finden wir nur selten die Lieblichkeit der Thalgründe und tiefer gelegenen Thalhänge. Es fehlt also gerade jener Gegensatz, der unbewußt in jedem Besucher den anziehenden Reiz hervorbringt. Ganz allgemein darf behauptet werden, daß die Zerstörung des Hochgebirges unser ästhetisches Gefühl nach zwei ent-

gegengesetzten Richtungen beeinflusst. Wir finden die ausgewitterten höchsten Kämme, die stolzen Pyramiden und Felszinnen erhaben in ihrer wilden Zerrissenheit, aber wir starren freudlos auf die weiten, durch kein Grün belebten Schutthalden, die wir so gern mit lieblichen Matten bedeckt sähen. Trümmerbeladen, von Sturzbächen zerfetzt liegt die Pflanzendecke im Dauphiné-Gebirge da, und der vorhandene Rest deutet nur darauf hin, daß auch er bald nicht mehr da sein wird. Der Künstler, welcher dieses Bergland durch eine symbolische Figur vorstellen wollte, müßte hierfür ein schlankes Weib von edlem Körperbau und entschlossenen Zügen wählen, aber ein zerfetztes Gewand um die Hüften legen und die Füße durch zerrissenes Schuhwerk entstellen.

Pointe des Ecrins (4103 m).

Der Anblick, den die Pointe des Ecrins von verschiedenen Standpunkten aus bietet, ist zwar sehr verschieden, aber wo man auch stehen mag, stets zeigen sich scharf ausgeprägte Formen, denen nach der Ansicht einiger Reisenden nichts Ähnliches an die Seite zu setzen ist. Die Abbildungen, welche mir zur Hand gekommen sind, befinden sich in den Hochalpenstudien von Francis F. Tuckett, in den Berg- und Gletscherfahrten von E. Whymper, in den Outline-sketches of Dauphiné von L. G. Bonney, im Alpine Journal (Vol. X) und in verschiedenen Bänden des Annuaire du Club alpin français. Im VI. Bande der letztgenannten Publication hat Herr Paul Guillemin, dessen Verdienste um die systematische Erforschung seiner heimatlichen Berge längst anerkannt sind, die Reproduktion einer photographischen Aufnahme gegeben, auf welcher

der von mir zurückgelegte Aufstieg eingezeichnet werden könnte, wenn der Maßstab größer wäre.

Die bereits erwähnte Recognoscirung, welche Burgener und ich in der Zeit vom 7. bis 11. Juni unternommen hatten, bildet eine geschlossene Curve um die Ecrins herum und hätte uns den Berg von allen Seiten zeigen müssen. Leider wüthete ein Schneesturm auf dem Col du Glacier blanc und entzog uns den Anblick der weißen vergletscherten Nordwand, über welche bis vor kurzem die Besteigungen der Ecrins ausschließlich ausgeführt wurden. Dagegen konnten wir die dunkle Südwand in ihrer ganzen Mächtigkeit vom Glacier noir aus studiren und unsern muthmaßlichen Weg darauf festlegen. Ueber den östlichen Theil dieser Südwand wollten wir aufsteigen, die als Brèche des Ecrins bezeichnete Scharte erreichen und von dort aus dem Ostgrat der Ecrins in westsüdwestlicher Richtung, immer auf der Schneide bleibend, folgen. So verabredeten wir es am 10. Juni während des Aufstiegs zum Col de la Temple.

Am 14. Juni wurde Bille Ballouise zum zweiten Mal von la Grave aus erreicht; diesmal jedoch nicht über den Col du Glacier blanc, sondern über den Col de l'Echauda, der im Sommer ganz schneefrei ist. Wir verließen das Dorf am Vormittag des folgenden Tages bei drückend heißem Wetter, beide schwer bepackt mit Seilen, Bivakzutenensilien und Provisionen. Niemand wußte, wohin wir zogen; man hatte weder darnach gefragt, noch fühlten wir uns veranlaßt, darüber zu sprechen. Aus der mit reicher Baumvegetation geschmückten Berglandschaft, in deren Grunde Bille Ballouise liegt, verfolgten wir das gegen den Mont Pelvoux sich aufziehende Thal bis nach Miletroide; hier tritt eine Gabelung in zwei Hochgebirgsthäler ein, welche die Mont Pelvoux-Kette umfließen; das der Südseite angehörige führt zu dem Col du Sélé, das andere

zum Glacier noir und zum Col de la Temple. Wir stiegen in dem letzteren Thal zunächst bis zum Refuge Cézanne auf, einer Schutzhütte, welche 700 m höher als Ballouise liegt und etwa 10 km von diesem entfernt ist. Oberhalb des kümmerlichen Dorfes Ailefroide ist eine starke Abnahme der Bewaldung bemerkbar; auch fehlen zusammenhängende Wiesenflächen, weil Wasser und Trümmergestein ihre zerstörenden Wirkungen ausgeübt haben. Nachdem man einen Quermall in der Thalsohle erstiegen hat — offenbar eine alte Frontmoräne —, sieht man ein trostloses, ebenes Trümmerfeld vor sich; es wird noch heut, nach der darunter vergrabenen Wiese, *Pré de M^{me} Carle* genannt. Wir gingen über dasselbe fort und erreichten die Schutzhütte Cézanne, deren Lage schon von weitem an großen Felsblöcken und zerstreut stehenden Lärchenbäumen kenntlich ist. Solcher Hütten giebt es jetzt eine ganze Anzahl in der Pelvoux-Gruppe; sie sind theils von dem Club alpin français, theils von der Société des Touristes du Dauphiné erbaut. Die innere Einrichtung ist die allgemein übliche und hält sich von thörichten Extravaganzen frei. Der Dank für die großen Vortheile, welche uns aus dem Vorhandensein gerade dieses Refuge erwuchsen, mag hier eine Stelle finden.

Seit unserem letzten Besuche im Refuge Cézanne waren nur sechs Tage verflossen; aber die kurze Zeit vom 9. bis 15. Juni hatte genügt, um eine erhebliche Abnahme der Schneemassen zu bewirken. So war beispielsweise der Schnee auf dem *Pré de M^{me} Carle* fast ganz verschwunden, ebenso die Reste zwischen den Felsblöcken unserer Hütte. Die größeren Lärchenbäume hatten sich stärker belaubt und die kleineren, deren Knospen damals noch geschlossen waren, zeigten jetzt die hellgrünen, zarten Nadelbüschel. Oben an den Felshängen freilich bewies der Schnee auf dem Boden zerstreuter Waldbestände, daß der Sonne und den warmen Winden noch viel

zu thun blieb, bis die normalen Schneeverhältnisse des Sommers eingetreten wären, und eben dieser Umstand gab uns wegen des Erfolges zu denken. Wir hatten es noch beim Abstieg von der Brèche de la Meije nach la Grave erfahren müssen, was schmelzender Frühlings Schnee auf steilen Felsen für den Kletterer bedeute. Deshalb begrüßten wir jeden heißen Tag wie ein Geschenk; denn für das, was wir beabsichtigten, waren wir zweifelsohne zu zeitig erschienen. Es ist zwar mehrfach ausgesprochen worden, daß der Juni, gerade seiner größeren Schneemassen wegen, für Wanderungen in den Dauphiné-Alpen besonders geeignet sei. Mir will scheinen, als ob diese Ansicht sich nur in Ausnahmefällen bestätige. Schnee ist bei Felsen, die ihrer Glätte und Steilheit oder ihrer Eisverkleidung wegen schwer zu erklettern sind, nur dann ein Vortheil, wenn er gut auf der Unterlage haftet und nicht unter dem Fuße ausweicht. In allen anderen Fällen erschwert er den Halt und die richtige Schätzung für die Sicherheit des Aufsetzens von Fuß und Hand; und diese Fälle sind die häufigeren. Deshalb glaube ich, daß ein späterer Monat, als der Juni, im allgemeinen vorzuziehen sei. Wer aber seine Schritte mehr als einmal den Dauphiné-Bergen zuwenden kann, wird gut thun, abwechselnd den Frühsommer, Spätsommer und Herbst dazu zu benutzen. Denn kaum geringere Unterschiede, als der Mensch sie in den verschiedenen Lebensaltern darbietet, zeigt das Hochgebirge mit dem Wechsel der Jahreszeiten.

Vom Refuge Gézanne (1900 m) aus bietet die Pointe des Ecrins einen überraschenden Anblick dar. Man sieht die ganze Südwand, deren Massigkeit sich zu immer lustigeren Felsgebilden auflöst in dem Maße, wie die aufstrebenden Kammgrate von Westen und Osten her der Spitze näher kommen. Diese liegt in der Richtung N 70 W (Taschencompaß; über die Bezeichnung siehe die Anmerkung Seite 225). Unser

nächstes Ziel lag in der Richtung N 65 W, fast noch 1000 m höher als das Refuge, auf der vorspringenden Ecke einer Felsrippe, welche zum Glacier noir niedersteigt, und längs welcher das Gebiet der Crête de l'Encula von dem der Ecrins geschieden wird; dort sollte unsere Besteigung ihren eigentlichen Anfang nehmen. Die bisher üblichen Besteigungen, eine ausgenommen, führten von der entgegengesetzten Seite aus, der Seite des Glacier blanc, hinauf. Herr Duhamel aber erreichte die höchste Spitze der Ecrins zum ersten Mal (1879) vom Col des Avalanches aus; dieses Joch gehört dem elliptischen Kranz an und liegt unmittelbar südlich von der Stelle, wo die Verknüpfung mit dem Seitenstrahl der Ecrinskette stattfindet.

Nachdem wir in der Hütte abgekocht hatten, brachen wir um 4 Uhr Nachmittags zum Glacier noir auf. Wir zogen uns nach rechts hinüber auf die linke Seitenmoräne und erreichten über Trümmern und Schnee die Grasshänge, denen wir in der Richtung der oben bezeichneten Felsdecke folgten. Je höher wir stiegen, desto stolzer präsentirte sich auf der gegenüberliegenden Seite des schmalen Gletschers die Kette des Mont Pelvoux. Sie ist kühn geformt und trägt mehrere Gipfel, welche das Niveau von 3900 m überschreiten. Dazu gehören, außer den Spitzen des Mont Pelvoux selbst, welcher die Kette durch seinen gewaltigen Rundbau im Osten zum Abschluß bringt, der jüngst getaufte Pic Guillemin-Salvador (3915 m) und die altbekannte Nivefroide (3954 m), welche mit ihren westlichen Hängen auf den elliptischen Hauptkranz stößt. Der gleichzeitige Anblick der Pointe des Ecrins und des Grates der Crête de l'Encula, auf deren Südhang wir wanderten, dazu der Ueberblick über das weiter werdende Firnfeld des Glacier noir mit dem coulissenartigen Felsabschluß im Hintergrunde, das Spiel der zahlreichen Genssen, unsere Abgeschlossenheit von der Welt, die Unbekanntschaft mit dem Terrain, die Unsicherheit des

Ausgangs — alles dies wirkte zusammen und verstärkte die Eigenthümlichkeit des Bildes durch die Eigenthümlichkeit der Situation.

In der Höhe von 2472 m fanden wir einen Felsblock mit einem vorstehenden Rande und beschloßen, daselbst zu bleiben. Die schwere Last, die ein Jeder hatte schleppen müssen, bewirkte, daß wir schweißgebadet das Biwak erreichten. Ein gutes Feuer hätte uns erwärmt und erheitert; aber das fehlte. Um so werthvoller war die Spiritus-Kochmaschine, welche die Suppe lieferte. Dann setzten wir uns nieder und vertieften uns, während die Nacht aufzog, in trauliches Geplauder.

Es war, als ob die Dunkelheit eine eigene Poesie in die Stunde webte, wo der Tag Abschied nahm und uns allein ließ inmitten der gewaltigen Umgebung des Eis- und Felsgebirges. Die Erinnerung an Mühsal und Gefahr, der Gedanke an ihre baldige Wiederkehr wurden lebhafter, je stiller und finsterner es um uns her ward. Das Gefühl von der Unzulänglichkeit des Einzelnen, von der Nothwendigkeit des Handelns mit vereinten Kräften machte uns offen und mittheilsam. In solch' zerrissener, von Nacht umfangener Wildniß fallen die Schranken, welche Verschiedenheit der Bildung errichtet hat, und das menschlich Gemeinsame kommt zum Ausdruck. Man spricht von außergewöhnlichen Erlebnissen, wie man sie empfand — ohne den kalten Firniß der Objectivität. In freimüthiger Wechselrede vertraut der Gefährte dem Gefährten, was jahrelange Erfahrung ihm von den Geheimnissen der Berge enthüllt hat. Die Gegenwart eines Dritten würde den ausgleichenden, poesievollen Hauch verjagen; denn ein Führer mehr bindet des Führers Zunge, ein Herr mehr die des Reisenden, und an die Stelle rückhaltloser Offenheit tritt alsdann eine conventionelle Unterhaltung oder erkünstelte Wiederkeit. Man sieht also, daß der Reiz, die Hochgebirgswildniß mit nur Einem Gefährten zu betreten, nicht

allein in der erhöhten Bethätigung unserer Kräfte liegt, sondern auch in der Vertiefung unserer Kenntnisse, in erweiterten psychologischen Einblicken und in der Verwirklichung des selten erfüllten Wunsches: Ein Mensch zu sein mit Menschen!

Als wir ausgeredet, wickelte mich Alexander in den Schlafsack, und wir schliefen mit leidlichem Zutrauen zu gutem Wetter ein. Indes erweckte uns plätschernder Regen während der Nacht; ihr folgte ein trostloser Morgen. Bei der Schwierigkeit der geplanten Besteigung konnte von einem Ausbruch nicht die Rede sein, und ohne Discussion wurde die Verschiebung beschlossen.

Wir warteten bis 9 Uhr Vormittags (16. Juni), wo der Regen aufhörte, und unternahmen dann ohne Gepäck und Seil eine Reconoscirung zu der vorspringenden Ecke jenes Grates, den ich als die östliche Begrenzung der Südwand der Grins bezeichnete. Der Punkt liegt etwa 400 m über unserem Schlafplatz, und das letzte Stück des Weges dorthin führte an einer Felsmauer hinauf, welche uns bereuen ließ, daß wir das Seil zurückgelassen hatten. Wir erreichten nach etwa 1½ Stunden den Grat der Rippe, konnten aber die oberen Felswände der Grins der Wolken wegen nicht deutlich genug mit dem Fernrohr verfolgen und kehrten nach einstündigem Verweilen um. Am Fuß der Mauer fand sich in 2740 m Höhe eine freie Stelle, die wir für ein neues Bivak herrichteten, indem wir mittels der Eisbeile einen leidlich ebenen, von Steinen befreiten Boden herstellten und mit dem Moose bedeckten, das hier und da dürrig in Felssecken wuchs. Nach Vollendung dieser Arbeit kletterten wir zum alten Schlafplatz hinunter und verbargen alle Utensilien unter dem Felsblock. Neuer Regen setzte ein, und gegen halb vier Uhr Nachmittags traten wir den Rückmarsch nach Ballouise an, wo wir uns ravitailliren mußten. Unterhalb des Dorfes Miletroide hängte sich ein angeblicher Führer an unsere Fersen und belästigte uns durch sein unerträgliches Geschwätz. Er

schien uns beobachtet zu haben und freute sich über unsern Mißerfolg, den er unserer Unzulänglichkeit und Vergunkenntniß zuschrieb. Da er sich durch nichts in unserer Achtung festsetzen konnte, so ermannte er sich zu dem Ausspruch: „Nos piolets (Eisbeile) sont beaucoup plus lourds, que les vôtres.“ „C'est que vous les avez mal imités“, brummte ich, und so wurden wir ihn endlich los. In Vallouise, wo wir gegen 8 Uhr nach etwa 34stündiger Abwesenheit ankamen: sauer-süßer Empfang und der Ausspruch des Wirthes: „Je savais bien que vous alliez tenter les Écrins“, mit einer Miene, die sagen wollte: „da müssen freilich andere kommen!“

Wir bekümmerten uns um nichts, schwiegen, aßen, schliefen, beschafften neue Provisionen und machten uns am folgenden Morgen (17. Juni) um 8 Uhr wieder auf den Weg. Wegen eines dreistündigen Aufenthalts im Refuge Cézanne erreichten wir den alten Schlafplatz erst gegen 5 Uhr Nachmittags, beluden uns hier mit allen zurückgelassenen Sachen und stiegen zum oberen Schlafplatz auf. Die schwere Last war für das Klettern recht störend, weil sie sich leicht verschob und eine Verlegung des Gleichgewichts bewirkte, welche den Tritt unsicher machte und an schlechten Stellen großen Kraftaufwand erforderte. Das Moosbett des oberen Schlafplatzes lächelte uns freundlich an, wie ein eigenes Heim; hier waren wir die Herren und nicht länger scheel angesehene Fremdlinge. Daher freuten wir uns der Rückkehr zur einsamen Stätte, von wo aus die ersehnte Entscheidung unseres Vorsatzes ihren Anfang nehmen sollte. Nur als Alexander während der Nacht sagte: „In einer halben Stunde wird's wohl regnen“, ward mir schlecht zu Muth. Doch blieb uns der Himmel gnädig, und die Regentwolken wichen vor dem aufsteigenden Morgen.

Unser Lagerplatz lag, wie erwähnt, 2740 m hoch. Wir hätten gern noch höher geschlafen, aber es fand sich keine ge-

eignete Stelle. Auch ist es im allgemeinen vorzuziehen, die Alpenbinwaks nicht über die Schneegrenze hinaus zu verlegen. Denn was man dabei durch größere Annäherung an das Ziel des folgenden Tages gewinnt, das büßt man durch die intensiveren Wirkungen des Frostes ein. Der stark durchkältete Körper ist eben minder geschmeidig und ausdauernd. Der Vorzug fließenden Wassers bei Binwaks unterhalb der Schneegrenze darf gleichfalls nicht unterschätzt werden. Man kann sich dann im Zustande der Ruhe nach Lust satt trinken, was sehr wichtig ist. Denn die feuchtigkeitsarme Luft und die vorangegangenen Anstrengungen trocknen den Körper stark aus, und das Hauptnahrungsmittel, die Suppe, wirkt dursterregend. Schneewasser aber ist ein insipides, manchem Reisenden geradezu schädliches Getränk; seine Bereitung aus Schnee, namentlich zu Kochzwecken, ist zeitraubend und erschöpft den knapp bemessenen Vorrath von Brennmaterial viel zu schnell.

Um 2 Uhr Nachts erhoben wir uns, die klassische Suppe zu kochen, die für unbestimmt lange Zeit unsere Kräfte hauptsächlich unterhalten sollte. Denn auf das Mitnehmen vieler Provisionen konnten wir uns selbstverständlich nicht einlassen. Brod, Butter, ein wenig Fleisch und Cognac mußten genügen und genügten auch sehr gut. Spannung und Zweifel, so unzertrennlich von neuen Unternehmungen, sorgten dafür, daß das Eßbedürfniß, selbst bei unsern normalen Magenverhältnissen, nie sehr groß wurde. Alle irgend entbehrlichen Dinge wurden im Binwak zurückgelassen. Burgener nahm die beiden Seile, ich den Sack, und um 3 Uhr früh (18. Juni) machten wir uns auf den Weg, während die langsam anbrechende Dämmerung die Nacht vom Tage schied. Wir erklimmen von neuem den felsigen Seitenhang der Rippe, auf deren Grat wir zwei Tage zuvor bereits gestanden hatten, und nahmen nun die eigentliche Ecrins-Wand in Angriff, indem wir halblinks

an einem Firnsfeld aufstiegen und uns der Mitte der Wand näherten.

Nach etwa einstündigem Klettern kamen wir an eine Stelle (3062 m), von der aus zwei Couloirs gegen den Ostgrat der Ecrins aufstiegen. Das östliche war ein Schneecouloir, das westliche glich einem Felskamin von riesigen Proportionen. Wir waren völlig rathlos, welcher der beiden Bildungen wir folgen sollten, weil ihr oberer Verlauf nicht genügend beurtheilt werden konnte, und griffen deshalb zu einer Münze, welche durch „Kopf oder Schrift“ an unserer Statt entscheiden sollte. Dreimal wurde die Münze geworfen und dreimal entschied sie für das Schneecouloir. Trotzdem schlugen wir dasselbe nicht ein, sondern wählten das Felsencouloir: eine unvergleichliche Inconsequenz, zu der uns doch wohl ein unbewußter Instinct für das Richtige getrieben haben muß.

Nun begann die ernsthafteste Arbeit; sie hielt uns zunächst einmal sechs Stunden hintereinander in Athem. Zu beschreiben ist da nicht viel; daß sich die Felsen steil und massig aufthürmten, Schnee nur an vereinzelten Stellen auflag, bedarf kaum besonderer Erwähnung. Wir kamen verhältnißmäßig schnell vorwärts, jedenfalls schneller, als wenn wir zu Dritt gewesen wären. Das Gestein war nicht übermäßig schlecht, nur einige Stellen hatten etwas Unheimliches dadurch, daß sie mit aufgeschichteten Blöcken pfeilerartig bedeckt waren, und daß diese Pfeiler überklettert werden mußten. Wenn hierbei ein Stein ausließ, so wäre der ganze Bau zusammengebrochen und hätte den Stürzenden unter seinen Trümmern begraben. Unser Weg blieb nur anfänglich im Grunde der imposanten Felschlucht und zog sich bald nach rechts hinauf zu der aufstrebenden Felsrippe, welche die Schlucht von dem vermiedenen Schneecouloir abtrennt. So rückten wir dem gewaltigen Ostgrat der Ecrins, der sich in luftiger Höhe über uns hinzog, nahe und näher.

Ein senkrecht abgechnittener Schneefims überlagerte ihn auf der ganzen Erstreckung und trennte das Blau des Himmels von dem Braun der Felsenmauer durch ein scharf abgehobenes blendend weißes Band.

Noch war Alles ganz gut verlaufen, aber die Entscheidung lag weiter oben. Halbrechts von der Richtung unseres Aufstiegs zeigte sich die Brèche des Crins, aus welcher der Ostgrat über Felsplatten zur Spitze aufsteigt. Den Platten gegenüber, also auf der Ostseite der Bresche, erhebt sich ein steiler Felsgipfel, als westlichste der Spitzen, welche aus der Crête de l'Encula aufragen. In meinen Notizen habe ich ihn als Pic rocheux bezeichnet. In der Nähe der Bresche, nicht im tiefsten Punkte, sondern auf ihrer westlichen, den Crins zugekehrten Seite hofften wir den großen Crinsgrat zu erreichen. Uebersehen ließ sich der Weg um so weniger, je höher wir stiegen; denn die wachsende Steilheit des großen Felshanges und die aus ihm hervorspringenden Strebepfeiler, die Ravins und Terrassenstufen wehrten dem Blick, der sich fragend und forschend nach oben wandte.

Es mochten seit dem Verlassen des Bivaks sechs Stunden verflossen sein, als wir einen Abschnitt der großen Fläche erreichten, wo schneebedeckte Felsplatten geringerer Neigung einige Male mit senkrechten Felsbändern wechseln, wo also eine Oberflächenbildung von der Art terrassirter Weinberge statt hat. Der Schnee lag, wo er sich halten konnte, in ziemlich dicker Schichte auf; sein Schmelzwasser war zum Theil über die steilen Mauerstufen hinabgefloßen und hatte dieselben durch Wiedergefrieren mit Eis verkleidet. Auf einer solchen schneebedeckten Platte standen wir und mußten nun den Aufstieg zu der nächst höheren, wie uns schien, der letzten Platte unterhalb des großen Crins-Grates, bewerkstelligen. Die zu überwindende Felsmauer mochte 12 bis 15 Fuß hoch sein, war mit Eis überzogen, vertical und aller größeren Vorsprünge

bar. Burgener, welcher bisher geführt hatte, hielt es zwar für möglich, daß er aufklettern könnte, erklärte aber, daß er seiner Sache nicht sicher wäre und zu Sturz kommen könnte. Dann würde seine schwere fallende Last (er wiegt wohl an 100 kg, ich nur deren 80) mich von dem schmalen Schneebande mit fortreißen, und wir wären beide verloren.

Es entsprach daher ganz der Vorsicht, die sich durch unsere sämtlichen Unternehmungen zieht, daß wir die Rollen tauschten. Ich sollte den ersten Versuch machen, und falls ich stürzen würde, so versprach Alexander, mich aufzufangen. Ich legte nun den Rucksack ab, befreite die Wand vom Eise, soweit das Beil reichte, und fühlte mit tastender Hand nach Vorsprüngen. So konnte ich mich in der That erheben, hatte aber zuletzt nur Halt mit dem Sohlenrand eines Fußes und mit den Fingerspitzen einer Hand, während die andere Hand das Beil schwang und die Eiskruste vom oberen Plattenrande wegslug. In solchen Lagen erschöpfen sich die Kräfte sehr schnell, während die Arbeit ganz langsam von statten geht, und das vergebliche Suchen nach einem neuen Vorsprung eine schmerzliche Minute zur andern fügt. Schon konnte ich eine Hand und das Beil auf die obere Platte legen und wühlte durch den Schnee nach einem Griff, den ich nicht fand. In der Ueberzeugung, daß das Schicksal unserer Expedition an dieser Stelle entschieden wurde, auch kaum noch im stande, dem Zuge meiner Körperlast Widerstand zu leisten, ließ ich mich zu einem riskanten Schritt hinreißen, grub die Hand in den Schnee und suchte mich aufzuschwingen. Aber der schlecht unterstützte Fuß gab dem Körper keinen Schwung, die gar nicht unterstützte Hand keinen Halt; wie der Versinkende nach dem Strohhalme greift, so biß ich mit den Zähnen nach dem Schnee der oberen Platte, stürzte dann nach hinten zurück, nicht ohne einen kleinen Schrei, und fiel auf den Schnee der unteren Platte, an den

Rand des Abgrundes, wo ich todtenslaß liegen blieb. Ein kurzes Stück gespannten Seils trennte mich von Alexander, der aufrecht da stand und tüchtig lachte über mein verfärbtes Aussehen und mein hastiges Athmen. Und doch war das so natürlich, so allgemein menschlich, daß der Verlauf des ereignißreichen Tages die Allgemeingiltigkeit der Schreckwirkung auch an dem unerfrohenen Burgener bewies.

Zunächst waren wir beide in ziemlicher Verlegenheit über die nächsten Maßnahmen. Nach meinem mißglückten Kletterversuch hielt der Führer einen Versuch seinerseits erst recht nicht für gerathen, obwohl ich glaube, daß er erfolgreich gewesen wäre; denn die Kletterei, welche er eine Viertelstunde später ausführte, erschien mir schwieriger. Wir entschlossen uns zunächst, die bisher verfolgte Aufstiegslinie aufzugeben, rechtsum zu machen und eine kurze Strecke in östlicher Richtung zu wandern. So erreichten wir längs der Basis unersteigbarer Felswände die untere Mündung eines gewundenen schneelosen Ramins, wo wir — schon ziemlich erregt und kampfeszornig durch die erlittenen Widerstände — die Hebel von neuem ansetzten, um den nahen Grat zu erzwingen. Burgener probirte, ich sorgte unten für gespanntes Seil. Er kam nicht auf, kehrte um, entledigte sich seiner Zoppe, deren Rucksacktasche das zweite Seil enthielt, ließ den Pickel zurück und versuchte von neuem. Der entscheidende Schritt, von dem alles abhing, gelang jetzt; Burgener kletterte höher und zog alsbald Zoppe, Rucksack und die beiden Pickel mittels des Seils zu sich auf; ich folgte und konnte nun erst erkennen, wie kritisch der Punkt war. Man mußte, gerade an der Biegungsstelle des Ramins, von einer Wandung auf die andere mittels eines ungewöhnlich großen Schrittes treten und gleichzeitig eine Drehung ausführen, ohne zu wissen, ob der vorgesezte Fuß auf dem abschüssigen Gestein haften würde; dabei fand nur die rechte Hand nothdürftigen Halt am Felsen.

Es war das Werk weniger Sekunden, aber die Frucht jahrelanger Übung. Von dieser Stelle sagte Burgener später mit berechtigtem Selbstbewußtsein: „Und wenn ‚sie‘ bis dahin kommen, da müssen ‚sie‘ doch umkehren.“

Für uns wurde der Ramin der Schlüssel wenigstens des ersten Erfolges. Denn oberhalb des Ramins trafen wir steile Felsplatten, welche bereits zur westlichen Einfassung der Ecrinsbresche gehören. Wir verknüpften beide Seile, und Alexander ging voran, während ich stehen blieb. Es war ein schauerliches Stück: eine Felschlucht, oben von der Bresche abgeschlossen; wir selbst auf einem Felsbände, das aus einer der einfassenden Mauern heraussprang; rechts der Abgrund, links das aufragende Gestein. So näherten wir uns der Bresche und setzten um 10 Uhr Vormittags den Fuß auf den östlichen Ecrinsgrat; seine Erreichbarkeit vom Glacier noir aus war damit erwiesen.

Der Punkt, wo wir den Rammgrat betraten, liegt 3770 bis 3780 m hoch, 1030 m über unserem letzten Biwak, und sieben Stunden hatten wir zur Ueberwindung dieser Niveau-differenz gebraucht. Wir waren also trotz der sehr erheblichen Schwierigkeiten leidlich schnell vorwärts gekommen und durften hoffen, die der Besteigung noch fehlenden 340 m in entsprechenden Zeiten zurückzulegen. Der stolze Grat stieg in S 60 W magn. zu der sichtbaren Spitze der Ecrins auf. Die Besteigung, welche bisher über eine Wand geführt hatte, änderte nun insofern ihren Charakter, als sie zu einer Gratwanderung wurde. In völliger Unterschätzung der kommenden Dinge hielt ich die Unternehmung bereits jetzt im wesentlichen Theile für vollendet und genoß zum ersten Mal, seit der Plan gefaßt war, einen Augenblick ungetrübten Glücks. Auch Burgener ahnte nicht, daß Leiden und lauernde Gefahr unsere Begleiter für den Rest des Tages werden sollten. Zunächst ruhten wir ein wenig aus und erfreut uns, wie das ja meist beim Be-

treten eines Kammgrates geschieht, an der Aussicht auf die bis dahin verdeckte Seite. Die imposante Masse des Montblanc trat klar und deutlich in die Erscheinung. Der westliche Gipfel der Crête de l'Encula ragte in nächster Nähe als nacktes Felsengebilde auf; aber die Kette des Pelvoux blieb doch am eindrucksvollsten. Mit dem Taschencompaß, der etwa auf 2° genaue Ableesungen gestattet, nahm ich die folgenden Ableesungen *):

Pelvoux, östliche Spitze . . .	S 25 E
westliche Spitze . . .	S 20 E
Westspitze der Crête de l'Encula	N 70 E
Gipfel der Ecrins	S 60 W
Refuge Cézanne	S 60 E
Montblanc	N 40 E.

Bei diesen Angaben ist festzuhalten, daß sie magnetische Azimute bedeuten, welche von den wahren Himmelsrichtungen um den Betrag der magnetischen Declination abweichen.

Wir hatten, mit Ausnahme der letzten Stunde, bisher hauptsächlich im Felsen geklettert und waren dabei in nicht geringem Maße durch den Umstand unterstützt worden, daß die Sonne auf der Südwand stand und die Felsen erwärmte. Auf der Nordwand und auf dem Kammgrat war es anders; hier zeigte sich Alles weiß, und nur stellenweise brach dunkles Gestein durch die schimmernde Hülle. Die dem Grat aufgelagerte Schneecorniche hatte mir vom Glacier noir aus einen ähnlichen Eindruck gemacht, wie ihn der weiße Grat des Pizzo

*) Die Zahlen bedeuten die Anzahl der Grade, um welche die abgelesene Richtung vom Nord- resp. vom Südpunkt nach Osten (E), resp. nach Westen (W) abweicht; z. B. bedeutet S 25 E die Richtung, welche 25° gegen Osten hin vom Südpunkt abweicht. Die Bezeichnung E statt O (für Osten) ist seit neuerer Zeit eingeführt, damit die Verwechslungen von O = Ouest und O = Ost vermieden werden.

bianco, der zur Berninascharte führt, vom Tschierba-Gletscher aus bietet. Aber die Begehung stellte sich als grundverschieden heraus; denn der letztgenannte Grat verlangt nichts als ein Aufsteigen im steilen Schnee, während sich bei den Grins die Sache folgendermaßen gestaltete:

Wir machten uns um halb 11 Uhr auf den Weg und gingen längs der Corniche auf die Spitze los, zur Rechten den Glacier blanc, zur Linken den Glacier noir, beide tief unten. Es mußten Stufen geschlagen werden, und der Grat erschien hier, wegen der geringen Anfangsneigung des nördlichen Hanges, zu einem Felde verbreitert. Nach 20 Minuten machten wir Halt, deponirten sämtliche Sachen, auch das zweite Seil, und, nur bewaffnet mit den Beilen und einer Feldflasche voll Cognac, setzten wir den Weg fort. Der continuirlich ausgebreitete Schnee hörte auf, und was von weitem als eine gut begehbbare Schneedecke erschien, das löste sich nun zu schneebedecktem Trümmergestein auf. Wir folgten allen Windungen des Grates, und oft legte sich das Seil, den Bogen abschneidend, zwischen unsern Standorten über den freien Abgrund, gegen welche die südliche Grinswand abstürzt. Zuweilen zwangen uns die Sprünge oder Absätze, von denen kein Kammgrat frei ist, ein wenig nach rechts zu gehen und die nördliche Grinswand zu halten; aber nie entfernten wir uns stark von dem Grat und verfolgten ihn weiter, sobald wir ihn wiederum erreicht hatten. Die Schwierigkeiten wuchsen. Man hat oft steilere Felsen überklettert, aber wohl selten Felsen, welche geringeren Halt boten. Das Gestein, an sich schon, wie es scheint, wenig Vorsprünge bietend, war mit einer Kruste von Eis überzogen, darüber lag frischer Schnee und verhüllte dem Auge, ob man sich einem losen Block oder dem anstehenden Fels anvertraute. Die Handschuhe mußten selbstverständlich abgelegt werden, denn nur die Fingerspitzen fanden noch Halt.

Von einer Unterstützung durch das Seil durfte nicht länger die Rede sein; ein Jeder hatte genug mit sich selbst zu thun, und Stellen, welche etwa einen sichern Stand hätten gewähren können, fanden sich nicht. Den Händen fiel die schmerzhafteste Thätigkeit zu; denn sie mußten unter dem Schnee wühlen und die dünne Eiskruste von dem Gestein wegtragen, damit die Fingerspitzen Griff fanden. Dadurch wurde die Haut zersezt, während Hand und Handgelenk durch die gleichzeitigen Wirkungen der Kälte und der Anstrengung zuweilen in einen Krampf versetzt wurden und sekundenlang, in unnatürlicher Verzerrung, unbewegbar stehen blieben. Zweimal fühlte ich, daß meine Kunst zu Ende ginge, aber doch wollte ich nicht nach dem Seil greifen und arbeitete mich, ohne vorher nach Griffen gesucht zu haben, mit aller Gewalt in die Höhe. Das schlug allen Regeln der Sicherheit ins Gesicht; aber wir sind nicht der Regeln wegen da, sondern diese unserer wegen. Welch ein Glück, daß Burgener allein mit mir war, der Mann, welcher alles in ihm gesetzte Vertrauen so glänzend rechtfertigte! Auch ihm däuchte die Passage so schwierig, daß er sie abwärts nicht unternehmen wollte.

Diese schlimmen Stellen befanden sich auf der Nordwand, etwas unterhalb des Grates. Wir waren froh, als wir letzteren wieder erreichten; aber auch hier drohte uns Gefahr wegen der trügerischen Corniche. So sehr wir es zu vermeiden suchten, den eigentlichen Schneeüberhang zu betreten, so mag dies doch vorgekommen sein. Nicht selten geschah es, daß der Stoß des Beiles den Schnee durchstieß, und der südliche Abgrund des Glacier noir in der hohlen Röhre, wie in einem Tubus, sichtbar wurde. Was verleitete, den Fuß zuweilen zu weit nach links zu setzen, das waren die losen Blöcke unter dem Schnee, welche dem Kammgrat aufliegen.

So kamen hier alle Schwierigkeiten zusammen, welche Felsen

bieten können: steile Formen, glatte Flächen, Unzuverlässigkeit des Gesteins und Verhüllung durch Schnee. Wir hatten bereits zwei Stunden geklettert, aber die Spitze war noch immer nicht erreicht. Der Himmel hatte sich mittlerweile überzogen, und Nebel legten sich um die höchste Pyramide der Ecrins. Die Aussicht verschwand, und nur die nächstgelegenen Theile des Grates blieben übersehbar. Dreimal glaubten wir den Gipfel zu sehen, getäuscht durch einen Knick in dem Grat, und erst um 1 Uhr 45 Min., d. h. drei Stunden und zehn Minuten nach dem Verlassen der Bresche, hatten wir den höchsten Punkt erreicht.

Wir sahen drei schneebedeckte Grate, welche zusammentreffen und den Gipfel der Pointe des Ecrins tragen. Spuren der früheren Besteigungen fanden wir nicht, sicherlich waren sie unter dem Schnee begraben. Wir ließen zum Zeichen unserer Anwesenheit ein Zehnpfennigstück, meine Visitenkarte und eine deutsche Postkarte zurück, alles gut in einander gewickelt und zwischen zwei Steine geklemmt. Diese Gegenstände sind später an Alexander Burgener von Christian Almer ausgehändigt worden, der vermuthlich mit Herrn Coolidge und dem jüngern Almer die Ecrinsbesteigung des Herrn Duhamel wiederholt hat.

Daß nach allen Mühen die Aussicht von den Ecrins verschleiert blieb, war für uns, die wir das Gebirge kennen lernen wollten, eine große Enttäuschung. Doch gehört es geradezu zur Kunst des Bergsteigens, daß man ein solches Mißgeschick als etwas Unvermeidliches, ohne sich weiter im Gemüth dagegen aufzulehnen, erträgt. Eine sehr ernsthafte Seite erhielt der Witterungsumschlag dadurch für uns, daß wir nun vor ein eigenartiges Dilemma gestellt wurden. Wir erklärten es einerseits für eine Unmöglichkeit, den Ostgrat unter den herrschenden Schneeverhältnissen hinabzuklettern, andererseits verhinderte der Nebel jede Orientirung, und wir wußten

absolut nichts über einen Weg, der den eingeschlagenen ersetzen konnte. Den Anblick des nördlichen Grinsanges hatte uns der Schneesturm auf dem Col du Glacier blanc (8. Juni) versagt, Schilderungen früherer Besteigungen lagen meiner Erinnerung nicht vor, von Informationen in Vallouise hatte uns das gespannte Verhältniß zu den Bewohnern abgehalten; wir standen also rathlos da in dem kalten, undurchdringlichen Nebel, auf der mühsam erklommenen Höhe von 4103 m. Durch langes Warten wurde die Sache nur schlimmer; es mußte schnell gehandelt werden, und da wir nicht wußten, wie? so überließen wir uns unserem guten Stern. Statt in der alten Richtung hinabzusteigen, gingen wir nach der entgegengesetzten und vertrauten uns dem Grat an, welcher der westlichen Seite des Berges angehört.

Unser Aufenthalt auf der Spitze hatte zwanzig Minuten gewährt, und um 2 Uhr 5 Min. begann der ungewisse Abstieg. Ich erhielt die Führung und packte die in Eis erstarrende Felschneide herzlich an. Wir waren aber nicht lange geklettert, bis an eine Stelle, wo der Grat wiederum ein wenig ansteigt, als wir beschloßen, denselben zu verlassen und nach rechts über die steile Wand, welche gegen Norden in die Tiefe fällt, hinabzusteigen. Der Nebel war noch dichter geworden; wo und wie die Wand enden würde, davon hatten wir gar keine Ahnung. Indes der Entschluß schien gut. Denn der Eisgang war trotz seiner Steilheit mit Schnee bedeckt, und wir kamen gut voran, indem wir mit Händen und Füßen wie auf einer Leiter abwärts kletterten. Der Abstieg von der Silberlücke auf das Firnfeld des Gießengletschers hat Aehnlichkeit mit dieser Passage, nur ist er ganz kurz, während wir hier mehrere hundert Fuß überwandten. Im Vergleich zu dem Aufstieg über die Felsen war dieser steile Abstieg eine Erholung; aber die Situation war doch äußerst

merkwürdig: zwei einzelne Männer, 4000 m hoch, im Nebel, an einer Stelle, wo sie nie gewesen, nicht wissend, wohin sie gelangen, auf welche Weise sie enden würden? Ich hatte nie etwas Aehnliches erlebt. Das Bewußtsein, daß es jenseit des Nebels noch eine Welt mit Menschen gäbe, ging ganz verloren; auch das Bewußtsein der Gefahr. Es war mir zu Muth, als ob wir zwei handelnde Personen in einem Märchen wären.

Zwischen fuhren wir fort, mit regelmäßiger Bewegung der Tiefe zuzustreben. Der Schnee war vortrefflich, und das Einstoßen der Löcher mit den Spitzen der Bergschuhe erforderte geringe Anstrengung. Der Nebel stellte uns stets in den Mittelpunkt eines schräge aufgerichteten Kreises von Schnee, aber die Schätzung seines Durchmessers war unmöglich. Bei so beschaffenem Terrain verliert das Auge im Nebel jeden Maßstab für die Entfernung. Wir mochten eine Stunde (vielleicht etwas weniger) an unserer gleichförmigen Arbeit sein, als der Fuß ein Dünnerwerden der Schneedecke fühlte und auf compactes Eis stieß. Gleichzeitig sah ich, zwischen den Beinen hindurch, eine feine graue Linie horizontal hingezogen, auf welche wir losgingen. Aber wie weit sie noch unter uns lag, ob zehn Schritt oder fünfzig, das vermochte ich nicht zu taxiren. Was konnte sie anders sein, als der klaffende Bergschrund? Jetzt erst kam der Ernst der Gefahr von neuem zur Geltung. Ich rief zu Alexander hinauf und meldete meine Wahrnehmung; bat ihn, zu mir zu kommen, und näherte mich der grauen Linie mit großer Vorsicht. Die Wand wurde steiler, während der zarte Streifen sich zu dem gefürchteten Schrunde erweiterte. Eine Brücke von Schnee war vorhanden; sie hatte die Form eines steilen Schuppendaches, weil der obere Schrundrand um 20 Fuß höher lag als der untere, während die Breite der Brücke 25 Fuß betragen mochte.

Da wir nur zu Zweit waren, so wußten wir, was ein solcher Schrund für uns zu bedeuten hatte. Von allen Gefahren fürchteten wir diese am meisten, und mit großem Recht. Denn wir theilten Beide die Ansicht, daß wenn eine Schneebrücke brach, und einer von uns in den Spalt stürzte, der Andere ihn nur in Ausnahmefällen retten könnte. In allen Schrundrevieren, welche Burgener und ich allein durchschritten, ging ich als der leichtere voran, um die Schneebrücken zu probiren. So auch hier. Burgener näherte sich, so weit er konnte, dem oberen Schrundrande, stieß den Pickel bis an das Gestein in den Schnee, schlang das Seil darum und setzte sich nieder, die Füße in den Schnee stemmend. Ich kniete gegen den Berg, machte Arm und Beine weit auseinander — einem Schwimmenden ähnlich — und schob mich behutsam mit sanften Bewegungen über die Brücke hinab. Die lange Minute verfloss, und ich erreichte den untern Rand. Jetzt machte ich mich im Schnee fest, blieb aber aufrecht stehen, um den Führer besser im Auge behalten zu können. „Passen Sie nur ja auf, das Seil immer gespannt,“ rief der besorgte Führer noch einmal, als er sich anschickte, mir auf dem vorgezeichneten Wege zu folgen. Er begann sein Werk, ich zog das Seil entsprechend an, immer auf ihn hinstarrend. Plötzlich — mitten auf dem schrägen Dach des Schrundes — verschwand die Erscheinung vor mir, und an ihrer Stelle that sich eine schwarze Oeffnung im Schnee grausig auf. Die Brücke war gebrochen! Aber in demselben Augenblick hatte ich auch schon das Seil mit voller Kraft zurückgerissen und sah nach dem Bruchtheil einer Secunde meinen getreuen Mann im flachen Bogen dem untern Rand des Schrundes zusliegen; er fiel in meiner Nähe nieder und lag, wenige Schritte von mir, auf dem Rücken da, so bleich, wie ich es gewesen war bei dem Sturz am Morgen, und mit ebenso verkürztem Athem. Dieser

Vorfall band den Führer mit einem noch festeren Bande an mich, als das Seil war, welches die Rettung vermittelt hatte; und die Zukunft lehrte mich den ganzen Werth eines Mannes schätzen, der seine gewaltigen und unvergleichlichen Führereigenschaften in den Dienst der Dankbarkeit gegen seinen Herrn stellte.

Nun standen wir am unteren Rande und wußten kaum selbst noch, wie uns geschehen war. Aber der Bergschrund war passiert, das Leben uns von neuem geschenkt. Wir hatten es lediglich der starken Niveaudifferenz der beiden Schrundränder zu danken, daß eine Rettung möglich war. Diese erschien mir an Ort und Stelle wie ein Wunder; doch bedurfte es nur einer einfachen Ueberlegung, um den Vorgang zu erklären. Wenn Burgener während der Zeit, in welcher ein ruhender Körper die ersten zehn Fuß durchfällt, durch das Seil nur um acht Fuß horizontal fortgerissen wurde, so mußte er gerade auf den unteren Rand geschleudert werden; er hatte eine noch etwas größere horizontale Geschwindigkeit erhalten, und deshalb kam er jenseit des unteren Randes zu liegen.

Daß die Brücke so schlecht hielt, schrieben wir dem Umstand zu, daß ihr Schnee nur vom Winde zusammengeweht, nicht von der Lawine dorthin gebracht war. Dies stimmte auch mit der Beschaffenheit der großen Nordwand, welche in der Nähe unseres Weges eine gleichmäßige Schneebedeckung zeigte und nirgendwo einen Lawinenzug verrieth. Unterhalb des Schrun des änderten wir die Marschrichtung und bogen nahezu rechtwinklig nach rechts, also ostwärts ab. Wir hofften, indem wir horizontal weitergingen, in der Nähe des Punktes herauszukommen, wo die zurückgelassenen Sachen lagen. Wenn diese Rechnung zutraf, so bildete der auf der höchsten Pyramide zurückgelegte Weg eine geschlossene Linie, ungefähr von der Form eines rechtwinkligen, steil geneigten Dreiecks: Der Ost-

grat der Crins und ein Stück seiner Fortsetzung jenseits der Spitze liefert die Hypotenuse, der Abstieg über die Schneewand die eine Kathete, und nun wollten wir die andere, horizontal verlaufende Kathete durchmessen. Freilich waren die Schwankungen des wirklich ausgeführten Weges um diese Horizontalinie bedeutend. Der Hang wurde weniger steil, und das Gehen war nicht besonders schwierig. Noch einmal hemmte eine Firnspalte (wahrscheinlich die Fortsetzung des erwähnten Bergschrundes) unsere Schritte. Ich trat auf die Brücke, der Schnee bröckelte vor dem untersuchenden Stof auseinander, und mein Blick verlor sich in der Tiefe einer Eises-Krypta. Mit Zagen probirte ich an einer benachbarten Stelle, und wir hatten das gewaltige Glück, daselbst die jähe Kluft ohne Unfall zu überschreiten. Plötzlich zeigte der Schnee Spuren, unsere alten Spuren; kurz darnach traten wir durch die Grenze des Nebels, der nur die höchsten Theile der Pointe des Crins mit einer Kappe umschlossen hatte. Nach fünf Minuten standen wir vor den zurückgelassenen Sachen, und unsere Rechnung hatte sich als richtig erwiesen.

Es war 4 Uhr Nachmittags. Genau zwei Stunden waren verflossen seit dem Verlassen der höchsten Spitze, und 5 Stunden 10 Min. seit dem Verlassen des nun wieder erreichten Punktes. Wir athmeten befreit auf, denn die Drangsal der letzten fünf Stunden hatte schwer auf uns gelastet. Jetzt, wo wir den Nebel im Rücken hatten, fürchteten wir das unbekannte Terrain nicht länger und beschloffen, zum Glacier blanc niederzusteigen. Wir schlugen uns glücklich durch das Schrundrevier, ein Hauptverdienst Burgeners, der den Spaltenverlauf unter der Schneebedeckung erkannte. Ich ging wie bisher als erster; Alexander hätte mir gern die Mühe des Schneestampfens abgenommen, aber wir wollten doch lieber keinen Verstoß gegen die bewährten Vorsichtsmaßregeln begehen. Den Col des Crins

(3350 m) — einen bekannten Paß, den Tuckett entdeckte — sahen wir halblinks unter uns, und nach einem Niederstieg von 1 St. 10 Min. standen wir auf dem Glacier de l'Encula, dem Firnboden des oberen Glacier blanc; gegenüber ragte die Roche Faurio auf. Wir wanderten thalwärts auf schwach geneigtem Grunde durch den stark erweichten Schnee und hielten uns hart auf der rechten Seite. Unser Wunsch war, diese Seite bis zum Ende des Gletschers zu behaupten; denn da letzterer scharf nach rechts wandte, so beschreiben wir den kleinsten möglichen Bogen. Wenn keine Hindernisse durch Zerflüßungen (Séracs) den Weg hemmten, so konnten wir eine Stunde an Zeit gewinnen und noch in der Abenddämmerung die Eisregion verlassen.

Gegen 7 Uhr gelangten wir in die Nähe der Séracs, wurden hart an die Felsen der Crête de l'Encula gedrängt und trafen auf einen Eisabsturz; in der eigenthümlichen Mischung von innerer Erregtheit und dem Zutrauen zu einem glücklichen Ausgang des langen Kampfes beschlossen wir, in der Handkluft zwischen Fels und Gletscher hinabzusteigen. Eisblöcke und Lappen von Lawinenschnee lagen hier in wirrem Durcheinander, überragt von zerfressenen Eiswänden, die jeden Augenblick neue Blöcke in die Gasse werfen konnten. Daher that Eile noth. Ich stieg zunächst allein in die Klust hinunter, während Burgener das Seil hielt, und konnte nun erst den unteren Verlauf des Bodens und die Mündung sehen. In der Mitte war eine schlechte Stelle. Hier bildeten die eingekliffen Eisrümpfe ein abschüssiges durchlöcherter Band, das sich über eine schwarze Tiefe spannte. Ohne Stufen und ohne Seil war daselbst nicht durchzukommen. Aber Stufen durften nicht geschlagen werden; das Verweilen brachte Gefahr, und die Erschütterung durch die Art konnte den kunstvollen Eisbau und uns zugleich vernichten. Burgener wollte wissen,

wie die Dinge ständen. Ich meldete ihm aus der Tiefe, daß für mich, wenn das Seil reichte, kein besonderes Kletterkunststück vorläge, daß er aber, den kein Seil unterstützte, an der Felswand klettern müßte. Er nahm das auf sich und ließ mich über die angefrorenen Eisblöcke hinunter; dort wartete ich auf den Führer, der nun an der Felswand ein meisterhaftes Kletterkunststück ausführte. Sobald wir wieder vereinigt waren, stürmten wir durch das letzte Stück der Gasse hinunter und liefen gerade aus, um uns gegen den etwa erfolgenden Zusammenbruch des Eises zu sichern. Dies war die letzte Schwierigkeit, die zu überwinden war. Eine fröhliche Glissade führte uns bald mühelos in tiefere Niveaux.

Um 7 Uhr 20 Min. Abends lösten wir das Seil, welches uns länger als 16 Stunden verbunden hatte, und erreichten über die ausgehenden Hänge der Crête de l'Encula die trümmerreiche Thalsole, auf welcher einst die Eismassen des weißen und schwarzen Gletschers zusammenfloßen. Der Abend graute; denn es war 8 Uhr geworden. Noch ehe wir das Refuge Cézanne erreichten, sahen wir abwärts, in einer Entfernung von fünfzig Minuten, eine Lawine vom Mont Pelvouz ins Thal stürzen, die von einem Gletscherabfall herrührte; ein ganzer Gletscher schien hier zur Tiefe zu gehen. Das Phänomen währte vielleicht 20 Secunden und war von ergreifender Großartigkeit; die weißen Massen quollen über die Riesenwände zum Thal hinab, als ob die Wasser eines großen schiffbaren Stromes darüber hinstürzten; dazu das Auf- und Niedermogen des Lawinendonners, der dröhnend an unser Ohr schlug; es war ein Schauspiel, geeignet, wie kein anderes, den harten Tag würdig abzuschließen.

Um 8 Uhr 20 Min. betraten wir das Refuge Cézanne und legten uns nieder, wie wir waren, ohne Licht noch Feuer.

Als es wieder Tag wurde — es war ein Sonntag

(19. Juni) — hatte bereits feiner Regen eingesetzt. Wir schickten uns an, die im Bivak zurückgelassenen Sachen zu holen; aber Burgener, großmüthig wie immer, wollte nicht, daß ich ihn begleitete. Er übernahm es, allein zu dem 840 m über uns gelegenen Platz aufzusteigen und die sämtlichen Sachen herunter zu schleppen, welche doch zwei Trägerlasten ausmachten. Ich blieb unten und benutzte die geschenkte Muße, um an der Hand der dürftigen Notizen, der Aneroid- und Compaß-Ablesungen Ordnung in die empfangenen Eindrücke zu bringen, reinigte die Hütte, holte Wasser, spaltete Holz und zündete ein helles, wohlthuendes Feuer an. So verfloß die Zeit schnell. Burgener kehrte nach überraschend kurzer Abwesenheit zurück; er hatte einen neuen Abstieg über Schnee genommen und viel Zeit durch Glissaden erspart. Nun wurde Suppe gekocht, nach deren Genuß wir wie neugeborene Menschen einherwandelten und einen Vormittag in großer Behaglichkeit verbrachten. Die Sonne kam hervor, und alle Sachen konnten getrocknet werden. Erst gegen 2 Uhr Nachmittags nahmen wir Abschied von der Hütte, deren gastliches Dach uns so oft geschützt hatte. Wir trafen bald nach 4 Uhr in Ville Ballouise ein, wo der Wirth mich in die Ecke zog und mir allerhand schöne Dinge über die Verdächtigkeit meiner Person ins Ohr raunte. Ich lud Alexander zu Tisch ein, zum Glück konnte man Champagner bekommen, und ließ mir zum Dessert den Maire von Ballouise serviren, der beauftragt war, mich zu „ergründen“, ähnlich wie im Nathan der Klosterbruder den Tempelherrn. Ich suchte ihm seine Aufgabe zu erleichtern, und er zog befriedigt von dannen.

Nach diesem Zwischenfall blieben wir ungestört und plauderten bis in die Nacht hinein. Die reichen Erlebnisse gaben auch Stoff genug zur Unterhaltung. Es war Alles so ganz anders gewesen als sonst; und viele Bedingungen mußten erfüllt

sein, damit zwei einzelne Männer den aus unwirthlichem Boden aufragenden, fremden Berg von seiner schlimmsten Seite aus erstiegen und, Nebel und Bergschründen zum Troß, unverfehrt heimkehrten. Selbst der Abstieg vom Col du Lion (siehe unten), bei dem ein nicht minder gnädiges Geschick unser Leben erhielt, kann sich an Originalität nicht mit dieser Expedition messen.

Die Ersteigung der Ecrins vom Glacier noir aus ist vermuthlich nur ein einziges Mal versucht worden, ehe sie von uns durchgeführt wurde; — allerdings von berufener Seite, von den Herren P. Guillemin und Salvador de Quatrefages. Die darauf bezüglichen Angaben sind im VI. Bande des *Annuaire du Club Alpin Français* zu finden, und die beiden erfahrenen Alpinisten erklären, in Uebereinstimmung mit unserer eigenen Ansicht, das Unternehmen für sehr schwierig. In dem Bericht heißt es: „Partout le roc s'élève d'un seul jet et oppose une barrière infranchissable; nous luttons encore, mais bientôt il devient évident que continuer, c'est courir à une perte certaine. Pour la première fois de toute notre vie alpestre, nous nous déclarons vaincus, non par les éléments, mais par la montagne elle-même. Pression 483 mm, altitude 3730 m.“

Aus den Angaben dieser Gewährsmänner ist zu ersehen, daß die neue Ecrinsbesteigung wohl nicht auf große Popularität rechnen darf, ein Vorzug, welchen Herr Duhamel seinem, vom Col des Avalanches aus genommenen Wege beilegt. Letzterer soll nur eine schlechte Stelle darbieten, und bei meinem Aufenthalt im Dauphiné hörte ich, daß man im Begriff stehe, dieselbe nach dem Vorbilde des Matterhorn durch Ketten zu entstellen.

Mont Pelvoux (3954 m).

Die Expedition auf die Ecrins hatte uns im ganzen fünf Tage (15., 16., 17., 18. und 19. Juni) gekostet, aber wir wünschten ihr noch ein Nachspiel zu geben und den neuen Weg von einem Punkte zu betrachten, der mehr als irgend ein anderer hierfür geeignet schien — von der höchsten Spitze des Mont Pelvoux aus. Diese Besteigung gilt nicht für schwierig und muß, wenigstens im Hochsommer, einem trainirten Alpinisten viel Unterhaltung gewähren. Kaum entfinne ich mich, auf so weite Strecken so gutes anstehendes Gestein gefunden zu haben, wie auf der Südseite des Berges; sie richtet sich gerade steil genug auf, um den Weg kurz, und nicht hinreichend steil, um ihn gefährlich zu machen. Erst sehr hoch oben wird es notwendig, die zusammenhängende Firnbedeckung zu betreten und über diese fort die Felsen der höchsten Spitze zu erreichen.

Bereits an dem Tage nach unserer Rückkehr von der Ecrins-Expedition zogen wir zum Mont Pelvoux aus, und da wir kein Geheimniß aus dem Unternehmen machten, auch nicht gar zu verschwenderisch mit unseren Kräften umgehen wollten, so gönnten wir uns den Luxus eines Trägers bis zu dem Schlafplatz des Refuge Puiseux (etwa 2220 m). Er liegt am Südhang des Mont Pelvoux, also an der linken Seite des Thales, welches oben von dem Glacier du Sélé eingenommen wird und bei dem Dorfe Miesfroide mit dem Thale des Refuge Cézanne sich vereinigt. An der Vereinigungsstelle sieht man noch Lärchenwald und ein Stück saftgrüner Matte, das mir um seiner Seltenheit willen im Gedächtniß geblieben ist. Dann aber nimmt die Herrschaft zerstörender Trümmerblöcke in dem Maße zu, wie man aufsteigt, und allein der Leppigkeit und Kraft, welche in den Keimen der Vegetation schlummert, ist es zuzuschreiben, daß das Pflanzenleben nicht ganz aus-

gerettet ist. Die zerstörenden und schöpferischen Kräfte der Natur kommen hier unmittelbar zum Ausdruck, wo man die todtten Trümmer des Gebirges von dem lebendigen Grün einer existenzfreudigen Vegetation umflochten und durchsetzt sieht. Bei spärlicheren Gaben der Schöpfung würde sich die auffallend große Zahl der Gemsen, welche namentlich in der Gegend des Pelvoux vorkommen, wohl mindern. Wir hatten häufiger als je Gelegenheit, den Thieren zuzuschauen und ihren Bewegungen zu folgen. In einem Punkte sind sie uns überlegen, nämlich im Traversiren steiler Platten, wo sie sich durch schnelles elastisches Abschnellen immer von neuem gegen den Fall schützen und vermöge ihres zugespitzten Spalthumbes einen sichern Absprung nehmen. Desto weniger richten sie im Eise aus. Dagegen ist zu bewundern, mit welcher Schnelligkeit sie einen steilen Schneehang hinaufstürmen; verfolgt man aber das Spiel genauer, so sieht man, daß die Sprünge sich bald verlangsamten, und daß das Thier stehen bleibt, um Athem zu schöpfen. Nach dem Vorbilde der Gemsen kann sich ein Alpinist für seine Bergtouren also nicht richten, und der beliebte Vergleichen: „Er geht wie eine Gämse“, ist ein mehr wohlgemeintes als zutreffendes Compliment.

Das Thal, in welchem wir von Nisefroide aus aufstiegen, wird von dem Torrent de la Celce-Nière durchströmt. Wir langten gegen halb 6 Uhr Abends im Refuge Puisseux an, einer Zufluchtsstätte durchaus primitiver Art. Der Schlafplatz wird durch einen überhängenden Felsen gebildet, der durch aufgeschichtete Steine von außen abgeschlossen ist. Im Innern fanden sich Kochgeschirr und einige Decken, leider weder Stroh noch Heu. Der Platz liegt an der rechten Seite einer Thalschlucht, welche in den südlichen Hang des Mont Pelvoux eingeschnitten ist. Wir hatten noch von einer neu construirten obern Hütte gehört; da aber meine Karte verloren auf irgend einem Punkte

der Grins lag, so konnten wir höchstens versuchen, die Hütte auf gut Glück zu suchen; denn die Kenntnisse des Trägers endeten am Refuge Puisseux; seine Seele glich den unbeschriebenen Seiten seines Führerbuches, in welchem die glückliche Erreichung des Refuge als einzige That prangte. Ich unternahm eine kleine Recognoscirung auf eigene Faust, kam aber unverrichteter Sache zurück; — sehr begreiflich, denn die neue Hütte liegt, wie sich erst beim Abstieg von der Spitze ergab, noch 530 m über dem Refuge Puisseux.

Der Gipfel des Pelvoux ist vom Refuge Puisseux aus nicht sichtbar, eine Recognoscirung des Weges unmöglich. Nach einer nicht gerade angenehmen Nacht auf dem harten, kalten Boden brachen wir gegen halb 4 Uhr (21. Juni) früh auf, während der Träger nach Vallouise zurückkehrte. Wir sahen nach einiger Zeit Steigens einen geeigneten Weg und hielten im großen Ganzen eine und dieselbe Richtung. Das untere Massiv zeigt festes, trümmerloses Gestein; da wo der Schnee beginnt, zieht sich ein Couloir auf, in dessen Höhe man einen charakteristischen Gletscherabfall auftragen sieht. Diesem Couloir folgten wir, abwechselnd über vortrefflichen Fels und sehr schlechten Schnee kletternd. Ein Bivakplatz in den Felsen rechter Hand wurde um 6 Uhr passirt. Zuletzt zogen wir uns hart nach links, so daß, wo immer wir über Schnee gingen, die linke Hand den Felsen greifen konnte. Diese Vorsicht war geboten wegen der Lawinengefahr und wegen der unzuverlässigen Beschaffenheit des Schnees. Am obern Ende des Couloirs breiten sich Schneegefilde aus, und ein Bergschrund sowie der darüber befindliche Steilabfall von eisigem Firn können Schwierigkeiten bereiten. Man betritt einen Sattel, von dem aus sich der Blick nach der andern Seite öffnet, so daß der Glacier noir und die südliche Grinswand in nächster Nähe sichtbar werden; rechts und links ragen Felsspitzen auf, sämmtlich zum Pelvoux

gehörig. Wir wandten uns nach links, gen Westen. Das Wetter hatte sich geändert, der Himmel ward trübe; ein widriger, bis aufs Mark dringender Sturmwind wehte uns entgegen und machte das Gehen zu einer großen Anstrengung. Wo die ersten Felsen den Schnee durchbrachen, da suchten wir für kurze Zeit Schutz und Erholung. Von dort gelangten wir in einer kleinen halben Stunde kurz vor 11 Uhr auf die höchste Spitze, wo ein mächtiger viereckiger Steinmann errichtet ist. Etwas unterhalb des Gipfels sahen wir einen hüttenartigen Bau aus aufgeschichteten Steinen.

Wir hatten uns so viel versprochen von dieser Pelvourbesteigung, so viel Freude und Belehrung von der Betrachtung der südlichen Gerinswand und unseres auf ihr verfolgten Weges — und nun ernteten wir nichts als Sturm! Die Nebel jagten mit großer Gewalt über das Pelvour-Massiv hin; zuweilen zerrissen sie gerade weit genug, um ahnen zu lassen, wie viel sie uns verbargen. Ich klemmte eine Visitenkarte in einen Spalt des Steinmanns: „B. G., A. B., 21. Juni 1881. In Sturm und Nebel“, und nach zehn Minuten Aufenthalt trollten wir von dannen, ohne andere Genugthuung, als den richtigen Weg mit Sicherheit gefunden zu haben. Letzteres war wiederum hauptsächlich Burgeners Verdienst, für welchen die Berge auch gar kein Geheimniß zu haben schienen. Ein anderer Führer, froh über das glückliche Erreichen einer ihm unbekannten Spitze, würde für den Abstieg gewissenhaft den alten Spuren gefolgt sein; aber Alexander machte eine kühne Variation, um das Couloir zu vermeiden, in welchem er mit Recht Lawinengefahr witterte.

Wir folgten nur anfänglich dem aufwärts genommenen Wege, und nachdem wir den Hauptberggrund passirt hatten, riskirten wir eine Glissade, die uns an den obern Theil des Couloirs führte. So schnell gingen wir zu Werke, daß ich 32

Minuten nach dem Verlassen des Gipfels bereits Blumen auf den schneeumgebenen Felsen pflückte. Die ganze Oberfläche des Schnees erschien wie im labilen Gleichgewicht, jeden Augenblick bereit, in die Tiefe zu stürzen. Wir konnten mit unserm Fuß oder mit der breiten Seite des Pickels leicht eine Lawine erzeugen und dann mit Sicherheit auf der freigemachten Bahn absteigen. Das Couloir ließen wir links liegen. Halb rechts haltend mußten wir unter einem Gletscherabfall hin traversiren (Glacier du Glot de l'Homme) und kamen an Felsabstürze, wie sie so häufig als Grenze zwischen den unteren und oberen Regionen des Gebirges auftreten, und wo man nicht eher weiß, daß das Weiterkommen möglich war, als bis man wirklich unten angelangt ist. Um 2 Uhr lösten wir uns vom Seil und beobachteten eine große Lawine, welche unser verlassenes Couloir durchbrauste, und deren Spuren wir noch unterhalb des Refuge Puisseux wieder fanden. Eine Glissade führte uns tiefer, und um 2 Uhr 15 Min. entdeckte Burgeners scharfes Auge eine Unterbrechung im Schnee, die nicht von einem Felsblock, sondern von dem Dach des schneeerfüllten Refuge de Provence herrührte. Diese Hütte ist also nur im Hochsommer mit Sicherheit zu benutzen. Von dort eilten wir in 45 Minuten zum Refuge Puisseux hinunter, welches wir 11 Stunden und 40 Min. zuvor verlassen hatten.

Wir ruhten lange hier aus; denn die letzten sieben Tage hatten uns große Anstrengungen auferlegt, verbunden mit unregelmäßiger Ernährung, ungenügendem Schlaf und harten Lagern. Das machte sich nun geltend. Bald nach 4 Uhr Nachmittags brachen wir wieder auf, wurden wie immer von allen Hunden der passirten kleinen Ortschaften angebellt und kamen um halb 7 Uhr Abends in Ballouise an. Im Thal hatte während des Tages große Schwüle geherrscht, die unserer, von der Kälte mitgenommenen Haut sehr fühlbar war, und so lag

ein besonders eclatantes Beispiel zu dem vor, was Helmholtz mit den Worten ausdrückt: „Derfelbe Luftstrom, der in der Ebene diesseit und jenseit des Gebirges warm ist, ist schneidend kalt auf der Höhe und kann dort Schnee absetzen, während wir ihn in der Ebene unerträglich heiß finden.“

Diese Besteigung des Mont Pelvoux hat in ihrem Verlaufe eine traurige Aehnlichkeit mit der kurz darauf (28. Juni) unternommenen Besteigung des Monte Viso (3850 m); auch hier war das Wetter anfänglich gut und schlug gegen 10 Uhr Vormittags um. Ein solches Vorkommen ist häufig zu beobachten, und man sollte deshalb bestrebt sein, möglichst hoch, jedoch unterhalb der Schneegrenze, zu schlafen und recht früh aufzubrechen. Dagegen empfiehlt es sich im allgemeinen nicht, große Besteigungen in einem Zuge von der Thalsohle aus durchzuführen. Ich habe dergleichen Kraftstücke zuweilen selbst gemacht, z. B. mit dem Zermatter Rothhorn, dem Matterhorn, dem Monte Viso und anderen Bergen, und bin meist unbefriedigt heimgekehrt. Die Hast, welche einer so eingerichteten Expedition von Anfang bis zu Ende aufgeprägt wird, läßt eine ruhige und zuverlässige Beobachtung nicht aufkommen. So lange wir mehr sind als empfindungslose Bewegungsmaschinen, so lange unser Gemüth äußeren Eindrücken zugänglich ist, unser Verstand die von der Außenwelt aufgeworfenen Fragen zu beantworten strebt, sollten wir doch nicht gar zu wüß durch die Berge stürmen. Die Verhältnisse an sich zwingen ja schon häufig genug zu unerwünschter Eile und geben alsdann dem Bergsteiger Gelegenheit, die Leistungsfähigkeit seines Muskel-Apparates zu prüfen. Wenn Lessing seinen Prinzen zum Maler Conti sagen läßt: „Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth“, warum sollte man nicht einen ähnlichen Ausspruch auch für den Alpinisten gelten lassen?

Unser Aufenthalt im Dauphiné umfaßte 20 Tage und

drehte sich, wie man sieht, um die Pointe des Ecrins als Mittelpunkt. Die Rundreise über die anfangs erwähnten drei Gletscherpässe war ein Vorspiel, die Besteigung des Pelvoux ein Nachspiel zu der eigentlichen Unternehmung. Zu einem Ueberblick über den besonderen Charakter der Dauphiné-Alpen genügt dies, nicht aber zu Detailangaben. Einem Alpinisten, der diese Berge kennen lernen will, sei die von mir unternommene Reconnoissirungstour empfohlen, weil sie die Eigenartigkeit des Terrains kennen lehrt und die vornehmlichen Berge in unmittelbarer Nähe zeigt. Denn der Weg führt zwischen Pelvoux und Ecrins her und verläuft hart unter den Felswänden des Grand Pic de la Meije.

Im Hochsommer ist die Rundtour wohl kaum sehr anstrengend, im Juni aber erschwert der Schnee sowohl das Klettern auf dem Fels, wie das Wandern über die Firnhänge. Die folgenden einschlägigen Notizen mögen hier eine Stelle finden.

Col du Glacier Blanc (3308 m).

Wir begaben uns in Begleitung des Localführers Bouillet am 7. Juni von la Grave zu dem Refuge de l'Alp, dem Laufe der Romanche längs der Außenseite des oft erwähnten Bergfranzes entgegengehend.

Ein mächtiger Außenstrahl des Gebirges legt sich hier in westöstlicher Richtung vor; in seine Nordseite sind mehrere Gletscher eingebettet. Der größte ist der Glacier d'Arfinès; auf der Südseite liegt der Glacier blanc, während der Col du Glacier blanc den Uebergang von dem einen der genannten Gletscher zum anderen vermittelt.

Der Marsch zum Refuge de l'Alp (2120 m) erfordert

2 $\frac{1}{2}$ Stunden; als wir daselbst im Laufe des Nachmittags anlangten, schneite es. Die Hütte selbst war ausgeräumt; dagegen hatten wir, im Vertrauen auf die Verheißungen des Localführers, Decken und Kochapparat in la Grave zurückgelassen; unsere Lage war deshalb recht unbehaglich. Zum Glück fand sich der untere Theil eines eisernen Ofens vor, so daß wir Feuer mit dem Holz machen konnten, das in einstündiger Arbeit mittels der Pickel gespalten worden war. Ein Stück Käse, auf einem Holzspan gesteckt und dann am Feuer gebraten, repräsentirte die warmen Speisen, und aus meinem Kautschukmäntelchen fertigten wir durch Verknüpfung seiner Ränder ein Wassergefäß; der gefüllte Sack wurde dann an einem, in eine Mauerspalte gestoßenen Stoc aufgehängt.

Das war ein schlechter Anfang, aber eben weil es ein Anfang war, so wollte ich nicht umkehren und die Reise mit einem Act der Verzagtheit beginnen. Nach einer kalten Nacht begrüßten uns am Morgen des 8. Juni wiederum nur Wolken und Nebel. Trotzdem rückten wir um 4 Uhr 30 Min. aus und überschritten den Glacier d'Arfines. Der eigentliche Anstieg begann 7 Uhr 30 Min. und kostete noch drei Stunden und zwanzig Minuten bis zur Höhe. Der frische Schnee war von schlechter Beschaffenheit. Die Sonne zeigte sich durch den Nebel hindurch als glänzende Scheibe mit einer Aureole, und unter solchen Bedingungen ist die Blendung empfindlicher, als bei wolkenlosem Himmel. Felsplatten mit Schnee, im Sommer gewiß gut zu überklettern, forderten unsere ganze Aufmerksamkeit. Auf der Höhe blies der Wind so kalt und heftig, daß Burgener eine Frostbeule am Ohr davontrug. Wir sahen gar nichts und hielten uns nicht länger auf, als es die Uhr- und Aneroidablesungen erforderten. Auf der Seite des Abstieges war der Schnee mit einer dünnen Eiskruste überzogen, welche das Knie des durchbrechenden Beines bei jedem Schritt scheuerte und schließlich

wunde Stellen erzeugte. Für solche Wanderungen muß man gut sitzende, hohe Gamaschen haben, die nicht mit Knöpfen — diese springen ab — sondern mit Haken undösen von Messing befestigt werden. Erst, nachdem wir eine Stunde abwärts gestiegen waren, hörte der Nebel auf, und wir genossen wenigstens den schönen Anblick des Pelvoux und der eleganten Felspitzen der Crête de l'Encula, nicht aber den der Grins selbst. Der zerklüftete Glacier blanc, in nächster Nähe (1 Uhr 15 Min.) von seitlich gelegenen Felsen aus betrachtet, erschien sehr pittoresk. Unterhalb des Refuge Tuckett, das wir um 2 Uhr passirten, stiegen wir über eine steile und ausgedehnte Felswand ab. Um 3 Uhr 30 Min. Nachmittags erreichten wir das Refuge Cézanne, um 6 Uhr 40 Min. das Dorf Ballouise, wo wir bis zum folgenden Tage blieben.

Col de la Temple (3324 m).

Nach einer im Refuge Cézanne verbrachten Nacht brachen wir um 5 Uhr 10 Min. früh (10. Juni) auf und erreichten den Col de la Temple um 11 Uhr 30 Min. Der prächtige Tag erlaubte eine eingehende Betrachtung der Landschaft und ließ den Wunsch ausspringen, die Grinsbesteigung vom Glacier noir aus zu versuchen. Die Scenerie zu beiden Seiten und im Grunde des Gletschers, wo man den koketten Felszahn des Tifre auftragen sieht, giebt den Typus der Dauphiné-Alpen in ganzer Reinheit. Diese Wanderung über den Glacier noir ist daher besonders zu empfehlen.

Auf der Höhe des Joches schied sich das gute Wetter von dem schlechten; denn Nebel erfüllte gegen la Bérarde zu das Innere des elliptischen Kranzes, während auf der Seite unseres Auf-

stieges und auf der Höhe das Wetter unverändert gut blieb. Die Luft war ganz ruhig; die Sonne brannte so heiß auf den schwarzen Kautschucksack Burgeners, daß ich die Berührung mit den Fingerspitzen schmerzhaft empfand, und daß ein aufgelegtes Thermometer $+ 50^{\circ}$ C. zeigte. Die im Schatten — zwei Fuß über dem Schnee — frei aufgehängten Instrumente ergaben dagegen 0° für die Temperatur der Luft *).

Daß in der dünneren Luft der Höhen die Sonne heiß brennt, und die Luft kalt ist, gehört für Jedermann zu den geläufigeren Erfahrungen oder Kenntnissen. Minder geläufig ist Vielen die Erklärung dieser physikalischen Thatsache, und mancher Leser wird es mir Dank wissen, wenn ich ihn auf den Aufsatz von Helmholtz: „Eis und Gletscher“ verweise (Populäre wissenschaftliche Vorträge, II. Aufl., 1876, Seite 96). Die wesentlichen Erscheinungen des Hochgebirges werden darin erörtert, und zwar in einer Sprache und Darstellung, die sich innig dem erhabenen Gegenstand anschmiegt.

*) Vergeblich versuchte ich, die Lufttemperatur mittels eines sogenannten Schwingthermometers zu erhalten. Diese Thermometer, welche sich nur durch ihre Kleinheit, stabförmige Gestalt und geringere Zerbrechlichkeit von den gewöhnlichen Instrumenten unterscheiden, gestatten es bekanntlich, die Temperatur der Luft auch im Sonnenschein zu nehmen. Die Erfahrung hat bewiesen, daß, wenn man sie mittels einer Schnur heftig im Kreise herumschwingt, die Ablesung mit derjenigen eines im Schatten aufgehängten Thermometers übereinstimmt. Sie sind also dem Reisenden, welcher schnell eine Temperaturbestimmung im unbeschatteten Raum erhalten möchte, von großem Nutzen. Auf dem Col de la Temple legte sich, obwohl die Temperatur auf anderem Wege zu 0° ermittelt worden war, während des Schwingens eine dünne Eiskruste um das Instrument, welches nun mehrere Grade unter Null anzeigte. Dies wiederholte sich bei jedem neuen Versuch. Die Erklärung wird wohl in der großen relativen Feuchtigkeit der Luft zu suchen sein, auf welche das nahe gerückte Nebelmeer der Westseite deutete.

Wir stiegen um 12 Uhr 35 Min. nach der anderen Seite ab, passirten den kleinen Glacier de la Temple und lösten uns vom Seil. Burgener und ich machten nun zur Uebung einen directen Abstieg über die Felsen, während Bouillet den gewöhnlichen Weg nahm. Die trümmerbesäte Thalsole erreichten wir um 3 Uhr, ruhten über eine Stunde und trafen um 5 Uhr in den Hütten der Bérarde (1738 m) ein. Die Fürsorge der Société des Touristes du Dauphiné hat hier in der Wirthschaft Rodiers ein Zimmer für Reisende herrichten lassen und für alle Bedürfnisse eine so niedrige Taxe festgesetzt, daß man sich beinahe wie ein Gast dieser gemeinnützigen Gesellschaft vorkommt. La Bérarde besteht aus etwa zehn ärmlichen Hütten; einige Lärchen, Weiden, Birken, ein Kornfeld und Wiesen bilden die nächste Umgebung. Der frostige Abend und die spärliche Vegetation hinterließen mir den Eindruck eines rauen Hochalpenthales.

Brèche de la Meije (3369 m).

Statt von der Bérarde, längs der Aue des Bergfranzes, thalabwärts nach dem bekannten St. Christophe zu gehen, wandten wir uns am folgenden Tage (11. Juni) nördlich und folgten dem Ballon des Etançons aufwärts. Wir brachen um 4 Uhr 30 Min. auf. Der Morgen war kalt und klar, und in ungetrübter Reinheit erschien nach kurzer Wanderung die Westseite der Ecrins. Bald stießen wir auf Reste von Lawinen und passirten die linker Hand gelegene Stelle, wo der junge H. Cordier sein schreckliches Ende fand. Er unternahm, während die Führer noch mit dem Zusammenpacken der Sachen beschäftigt waren, auf eigene Faust eine Glissade über Lawinenschnee, der von einem Sturzbach unterhöhlt war; die Decke brach,

und der Unglückliche fuhr unter dem Schnee durch, fortgerissen von dem eiskalten Wasser, welches sich zwischen Fels und Schnee den Weg bahnte. Ein Stein hielt den Leichnam zurück, nicht weit von der Stelle, wo die Katastrophe ihren Anfang nahm. Man läßt sich leicht verführen, sorglos über Lawinenfelder zu schlendern oder absichtlich auf ihnen niederzufahren; aber auch die zur Ruhe gekommene Lawine kann noch verderblich werden, überall wo sie von Wasser unterspült wird. Auge und Ohr müssen achtgeben, damit der Wanderer rechtzeitig die Gefahr erkenne.

Der prachtvolle Tag ließ uns häufig Umschau halten. Man hat den Grand Pic de la Meije stets vor Augen und kommt auf der Höhe der Bresche dem durch lange Widerspenstigkeit bekannt gewordenen Gipfel so nahe, daß man mit einem Stein darnach werfen möchte. Wir erreichten die Paßhöhe unter großer Anstrengung. Der Schnee auf dem Glacier des Etançons und dem zugehörigen Firnfeld war so weich, daß man an einigen steilen Stellen wie auf einer Tretmühle arbeitete, d. h. wieder auf denselben Punkt zurückfiel, wenn man sich gehoben hatte. An solchen Hängen muß die Art und Weise des Gehens gänzlich geändert werden. Die Fußspitzen müssen den Schnee zusammendrücken und vereint mit dem aufgelegten Knie die Last des Körpers tragen; die Absätze dürfen dagegen gar nicht gebraucht werden. Die letzte Stunde Steigens war unerträglich, die Anstrengung so groß, daß alle Gedanken schwanden. In solchen Fällen suche ich mich über die öde Arbeit durch Schrittzählen hinwegzutäuschen. Solcher mühseligen Schritte zählte ich in der Zeit von 11 Uhr 40 Min. bis 12 Uhr 30 Min. zwölfhundert, während dreitausend das Normale gewesen wäre. An vielen Stellen sahen wir Schnee von den seitlichen Hängen herunterrieseln und mußten mehrfach über frisch gefallene, zu Klumpen geballte Massen hinwegschreiten. Auch eine scheinbar winzige Lawine hat noch immer große Gewalt. Das beste Mittel

des Verhaltens, wenn man ihr nicht mehr ausweichen kann, besteht darin, daß man sich, in der Richtung gegen den herankommenden Strom, auf den Schnee wirft und mit den Händen das fest eingetriebene Eisbeil umklammert.

Wir hatten, verführt durch den kalten Morgen, auf eine bessere Beschaffenheit des Schnees in der Höhe gerechnet und die erste Hälfte des Aufstiegs mit zu großer Gemächlichkeit zurückgelegt. Dafür mußten wir nun büßen und erreichten die Brèche de la Meije erst um 12 Uhr 48 Min., fanden uns allerdings reich belohnt. Kein Besucher der Dauphiné-Alpen sollte den prachtvollen Aussichtspunkt unbetreten lassen. Man steht hier 3369 m hoch, auf dem Kammglat des großen Kranzes, dessen Nordseite steil gegen das sichtbare la Grave abfällt und mit kurz abgebrochenen Gletschern bedeckt ist. Dem aus der Brèche aufsteigenden braunen Felsgerippe der Meije steht auf der anderen Seite der Plateau gegenüber und zeigt sein Fundament in Form einer riesigen Felsplatte. Im Südosten erhebt sich die Pointe des Grins in der Entfernung von 10—11 km. Sie erschien ganz weiß, mit einem mächtigen Bergschlund. Auch der Montblanc ist sichtbar und die nahe Kette der Grandes Rousses mit dem Etendard, den der ehrwürdige Gottlieb Studer noch in seinem Greisenalter erstieg. Da wir sowohl auf den Grins wie auf dem Pelvoux im Nebel standen, so gewährte uns die Brèche de la Meije den schönsten Ueberblick über das großartige Bergland, welches uns zu theil wurde.

Um 1 Uhr 15 Min. schickten wir uns zum Abstieg nach la Grave an, das noch 1843 m unter uns lag. Wir suchten den ersten Seitengrat rechter Hand zu gewinnen, welcher die Nordwand der Meije als Strebepfeiler stützt; er begrenzt den Glacier de la Meije und trennt ihn von dem noch östlicher gelegenen Glacier de Tabuchet ab. Letzterer sollte eigentlich den Namen des ersteren führen, weil er sich über die ganze Breite

der nördlichen Meijewand zieht. Wegen des frischen Schnees auf den Felsen erforderte das Klettern besondere Vorsicht. Um 4 Uhr, also nach fast dreistündigem Niedermarsch, ließen sich die Felsen nicht weiter verfolgen, und wir stiegen über die nach Westen schauende Wand des Strebepfeilers zum Gletscher. In der Höhe von 2580 m machten wir einen gezwungenen Halt. Denn wir konnten den Gletscher, der hier einen Steilabfall hat und mehrfach von Felsinseln durchbrochen ist, vorläufig nicht betreten, mußten ihn aber traversiren, wenn wir weiter kommen wollten. Eine Lawine nach der anderen fiel, und so warteten wir $1\frac{1}{4}$ Stunde, bis eine Beruhigung eingetreten war. Nun sollte ein Jeder auf seine eigene Faust handeln und unabhängig von den Uebrigen traversiren. Wir lösten uns vom Seil, und Burgener ging hinüber, in schnellen Sprüngen den steilen Hang horizontal durchmessend. Ich folgte in einiger Entfernung, gleichfalls mit größtmöglicher Schnelligkeit. Diesmal nahmen wir uns wirklich die Gemsen zum Vorbild und erreichten die geschützte Stelle mit fliegendem Athem. Dann folgte Bonillet, dem diese Behandlung der Berge entschieden neu war.

Nach der unbehaglichen Passage hörten die Schwierigkeiten auf, und unser Fortgang wurde ein so schneller, daß wir uns in fünf Viertelstunden um 800 m senkten und la Grave am Abend um 6 Uhr 30 Min. erreichten. Wir waren also von der Bérarde aus 14 Stunden unterwegs geblieben; beim Abstieg waren wir 4 Stunden in der Bewegung und $1\frac{1}{4}$ Stunde in Ruhe. Im allgemeinen zieht man es vor, die Brèche de la Meije in umgekehrter Richtung zu überschreiten, weil dann die steilere Seite im Aufstieg überwunden wird.

Während meines Aufenthaltes im Dauphiné war ich der einzige Besucher des Gebirges weit und breit; nur der Col

de la Temple wurde noch einmal von Passanten, welche sich unseres frei gewordenen Lokalführers bedienten, überschritten. Im Hochsommer würde man nicht ganz in dem Maße Alleinherrscher sein; doch auch dann wird das Mißverhältniß zwischen der Großartigkeit der Scenerie und dem geringen Besuch nicht ausgeglichen. In der Mitte der siebziger Jahre, nach der Begründung des schnell aufblühenden Club Alpin Français, schien die Woge der Besucher höher zu gehen, doch schon jetzt läuft sie ab. Es sind zahlreiche Schutzhütten erbaut worden, und man darf dreist behaupten, daß in diesen mehr Reisende Platz finden, als in den wenigen vorhandenen Wirthshäusern. Daß letztere einen so geringen Fortschritt machten, deutet an, daß die Bevölkerung selbst nicht an ein Aufblühen des Fremdenverkehrs glaubt. Der bekannte Evolutionsproceß, bei welchem der Besuch einiger Fremden ein kleines Hotel zur Folge hat, dieses wiederum eine größere Zahl von Besuchern anzieht u. s. w., ist hier im Reime erstickt, weil die Bevölkerung sich den Bestrebungen des C. A. F. gegenüber zu indolent verhielt. Und doch könnte mit Wenigem viel geschaffen werden.

Eine sehr glückliche Ausnahme ist vorhanden. In le Monétier, an der großen Straße, die von la Grave über den Col du Lautaret nach Briançon führt, giebt es ein kleines Hotel (de l'Europe), das in nichts den sauberen Berghotels der Schweiz nachsteht. Als der Zufall mich dorthin führte (auf dem Wege von la Grave über den Col de l'Echauda nach Vallouise), war ich so erstaunt über die Sauberkeit meines Zimmers, die Fülle des Waschwassers, die ansprechende Art, in welcher der Eßtisch servirt war, daß ich den trefflichen Wirth, M. Isoard, ganz direct fragte: „Est-ce que vous avez été à l'étranger?“ „„Oui, monsieur! en Australie!““, war die Antwort; es lag also hier der eigenthümliche Fall vor, daß ich in den einsamen Bergen des Dauphiné die Vortheile des über Ausstra-

lien reflectirten englischen Comforts genoß. Dieser Herr Foard war der einzige Mann im Lande, der mir vorurtheilsfrei entgegenkam, und dem ich eine große Dankbarkeit bewahre. Auch Alex. Burgener lebte in dem freundlichen Hause auf, denn er konnte sich in englischer Sprache mit dem braven Hospes unterhalten. Würden sich die übrigen Wirthshäuser des Dauphiné nach dem Vorbilde des Hotel de l'Europe in le Monétier richten, so bliebe dem verständigen Reisenden nichts zu wünschen übrig.

Für Alpinisten, die etwa das Dauphiné besuchen wollen, bemerke ich, daß es ein Reisehandbuch weder im Sinne der Bäderer noch der Ischudi giebt, daß man sich aber aus Joannes „Jura et Alpes françaises“ werthvolle und zuverlässige Informationen verschaffen kann. Desgleichen empfiehlt es sich, von Balls verständnißvollen „Alpine Guides“ die Abtheilung „South-Western Alps“ zur Hand zu haben. Monographien, einzelne Berge oder Pässe behandelnd, finden sich in großer Zahl sowohl in dem „Alpine Journal“ wie im „Annuaire du Club Alpin Français“. Zu erwähnen ist ferner die ältere Abhandlung Tuckett's, der als Pionier-Reisender Theile der Dauphiné-Berge betrat; sie findet sich in den „Hochalpenstudien“ dieses ausgezeichneten Alpenkenners und enthält viele Umrisszeichnungen. Solche hat auch Bonney, einer der ersten Besucher des Dauphiné, unter dem Titel „Outline-sketches of Dauphiné“ mit dazu gehörigem Text veröffentlicht. Desgleichen enthält das bekannte Whymper'sche Buch Angaben und Zeichnungen, in denen freilich das Moment der Situation dasjenige der Landschaft zuweilen überwiegt. Das Jahrbuch des Schweizer Alpenclub hat im XV. Bande einen Artikel von F. Schweizer über die Ecirins und den Pelvour gebracht.

Als topographische Karte empfiehlt sich das Blatt Briançon der Carte de France (1:80,000) und die bereits erwähnte photographische Reproduktion derselben durch Herrn Paul Guil-

Iemin, zu beziehen bei Jacques Garcin, 50, Rue Childebert, Lyon. Auch hat der E. M. F. herausgegeben: Massiv du Mont Pelbour (1:40,000); doch habe ich diese Karte nicht gesehen. Als Uebersichtskarte leisten die Blätter VII und IV von G. Mayr, Atlas der Alpenländer (1:450,000) ganz gute Dienste.

Als Standquartiere können dienen, auf der Außenseite des Kranzes: la Grave, le Monétier (leider nicht sehr günstig für Hochtourern), Ville Vallouise, la Chapelle im Val Godemar; auf der Innenseite: St. Christophe und la Bérarde.

Ob man mit fremden oder einheimischen Führern reist, darüber entscheiden Neigung und Zutrauen. Ich kenne die Führer des Landes so gut wie gar nicht; aber der alte Gaspard in St. Christophe und sein Sohn müssen doch recht ordentliche Leute sein, sonst hätten sie den Grand Pic de la Meije nicht als erste Besteiger mit Herrn von Castelnau erreichen können; denn dieser Berg war von guten Bergsteigern mehrfach ohne Erfolg in Angriff genommen worden. Man sagt, daß die Dauphiné-Führer im Felsen zu klettern verstanden und sich mit Schnee und Eis minder gut abzufinden wußten — entsprechend der Beschaffenheit des Landes, in welchem das nackte Gestein die Hauptrolle spielt. Ein Localführer gewährt in den unteren Regionen stets große Annehmlichkeiten; dafür kann er aber entsprechend große Hindernisse bereiten, wenn es hoch oben heißt, frisch und kühn zu handeln, Kraft und Geschicklichkeit spielen zu lassen. Herr P. Guillemin hat sich in hervorragender Weise auch um die Hebung des Führerwesens bemüht und — unter uneigennütziger Einsetzung des Erfolges — immer nur einheimische Führer angewandt. Seine Landsleute folgen mit Recht diesem Beispiele, und im Interesse aller Besucher des Dauphiné ist es zu wünschen, daß sich nach und nach ein Stamm von Leuten bilde, die nicht bloß Guides de premier ordre heißen, sondern es auch wirklich sind.



Col du Lion.

(1881.)

Was Aostathal trennt die graischen Alpen von der Montblanc-Kette und deren östlicher Fortsetzung zum Monte Rosa. Die Seitenthäler, die von ihm aus nach Süden, Westen und Norden aufsteigen, verlieren sich zwischen den höchsten Höhen Europas; denn in den Fluthen der Dora baltea, welche mit wachsender Fülle dieses italienische Thal durchbrausen, vereinigen sich die Schmelzwasser vom Grand Paradis, vom Montblanc, vom Grand Combin, vom Matterhorn und vom Monte Rosa. Eine blühende Landschaft im Grunde, zwar entstellt — wie so häufig — durch eine unebenbürtige Bevölkerung, zeigt all die Reize, welche der üppigen Vegetation aus einer schroffen Felsumgebung erwachsen. Wenn wir die Nebengelände verlassen und durch Kastanien- und Nußbaumhaine aufsteigen, so trennen uns nur noch Alpenmatten mit zerstreuten Nadelholzbeständen von dem nackten Gestein und dem ewigen Schnee. Denn die große Alpenmauer richtet sich hier in ihrem centralen Theile vor uns auf, eine vielfach zerrissene Kammlinie darbietend, von Gipfel zu Foch und von Foch zu

Gipfel springend. Nur einige der Pässe, die zur Schweiz oder nach Frankreich hinüberführen, sind im Sommer schneefrei, so z. B. der Große St. Bernhard (2472 m) und der Kleine St. Bernhard (2200 m), die auf gebahnten Wegen überschritten werden können. Die anderen Uebergänge gehören der Region des ewigen Schnees an und sind von Gletschern umlagert. Zu den Pässen dieser Art gehört der berühmte Col du Géant (3412 m), welcher von dem piemontesischen Courmayeur über die Kette des Montblanc nach Chamonix führt; der häufig betretene Col St. Theodul (3322 m), östlich vom Matterhorn; der wenig gekannte Col du Lion (3610 m), westlich davon. Die letztgenannten beiden Pässe verbinden das italienische Valtournanche mit dem Gebiet der Berner Matter Gletscher, die dem Rhonethal tributär sind.

Das Valtournanche öffnet sich bei Châtillon gegen das Hauptthal von Aosta; seine Bergwasser bilden einen linken Zufluß der Dora baltea und vereinigen sich mit dieser, unmittelbar nach jähem Sturz über eine glatte Felsstufe. Das stille Seitenthal führt in kurzem, nördlichen Laufe gerade hinein in das Herz des Hochgebirges. Schon nach zweistündigem Marsch erscheint plötzlich die steile Südwand des Matterhorn, verschwindet später und kommt dann wiederum zum Vorschein; es ist der erste und einzige Hochgipfel den man für längere Zeit sieht. Beim weiteren Eindringen in das Thal tauchen dann noch andere Berge auf, die durch ihre Erhebung und Gestalt imponiren, darunter die Dent d'Hérens. Man fühlt, daß man sich einer gewaltigen Schöpfung nähert.

Nach sechsständigem Verlauf öffnet sich das Thal zu einem Kranze, in dessen Grunde die Alpenhütten von le Breuil liegen; man steigt noch eine halbe Stunde bergan, bis zu einem einsamen Wirthshaus, und glaubt dann im Mittelpunkt des Kranzes zu stehen. Groß und eigenartig erscheint von

hier aus Thal und Gebirge. Aus einer Höhe von 4482 m fällt die südliche Matterhornwand in einer gletscherlosen Fläche zur Tiefe, bis sie die Trümmerfelder erreicht, welche sich gegen den Beschauer in grünen Matten fortsetzen. Sie hat die Form eines Dreiecks, dessen beide Seiten in scharfen Felsprofilen zu den nächstgelegenen Fochen im Osten und im Westen nieder-gehen. Das im Westen gelegene ist der Col du Lion, das Löwenjoch; von ihm aus zieht sich der schneebedeckte Kammergrat über secundäre Kuppen fort und steigt dann wiederum zur Höhe von 4180 m auf, zu dem schwer erreichbaren Gipfel der Dent d'Hérens. Das Matterhorn beherrscht so sehr die Landschaft, daß alles Andere dagegen verschwindet; nur die grüne Vegetationsdecke, auf der man steht, wirkt durch den Contrast der Lieblichkeit, und gern läßt man den Blick nach längerem Verweilen thalabwärts schweifen, wo Lärchenwäldungen die sanfteren Hänge schmücken.

Als ich am 1. Juli 1881 hier verweilte, war die Luft klar und ruhig, ein blauer Himmel spannte sich gleichmäßig über die gigantischen Felsmassen, über die weißen Schneegefülde, die blumenreichen Matten und das dunklere Gehölz; es war ein glänzendes Bild.

Ein Gefährte begleitete mich, der Führer Alexander Burgener; wir hatten nach Ablauf der im Dauphiné verbrachten Zeit zunächst einen Ausflug in die cottiſchen Alpen unternommen, um von den Quellen des Po aus den hochaufragenden Monte Viso zu besteigen. Von dort fuhren wir direct über Turin und Ivrea nach Châtillon und begannen die neue Wanderung mit dem Marsche durch das Valtournanche. Unsere Absicht war, den Col du Lion zu überschreiten und auf diesem Wege Barmatt zu erreichen. Um die Mittagszeit des 1. Juli in le Breuil (2114 m) angekommen, verlebten wir hier den Tag in völliger Ungeſtörtbeit. Vorbereitungen nahmen uns kaum in Anspruch.

Das Einschlagen von kurzen Eisenspitzen in unsere Bergschuhe, das Ausmessen und Prüfen von Reserveseilen, die wir einem Bauern im Dorfe Baltournanche abgekauft hatten, und das Engagiren zweier Träger, welche unser Gepäck auf einem andern Wege, über den Theodulpäß, nach Zermatt schaffen sollten — war Alles, was uns oblag. Wir selbst wollten nichts mit uns nehmen, als einen knappen Vorrath von Lebensmitteln; auf zwei Mahlzeiten berechnet, vier Seile, die unentbehrlichen Eisärte und einen starken Stock, der auf der Höhe des Joches zur Verwendung kommen sollte. Ich verbrachte eine unruhige Nacht und konnte der Phantasien nicht Herr werden, welche vor mir aufzogen. So etwas muß man mit in den Kauf nehmen, wenn man gewisse Dinge in den Alpen unternimmt. Es ist merkwürdig, wie die Erfahrung mit der einen Hand nimmt, was sie mit der anderen gegeben hat. Sie vermehrt unser Können, aber auch gleichzeitig die Einsicht in die Beschränktheit unserer Kräfte.

Um halb zwei Uhr Nachts (2. Juli) stand ich auf, um Alexander zu wecken. Nach Ablauf einer halben Stunde waren wir marschfertig. Die Träger hatten sich gleichzeitig gerüstet, um früh den Gletscher in den Rücken zu bekommen und Zermatt zu guter Stunde zu erreichen. Auch wir hofften in der nächsten Nacht den gastlichen Ort zu betreten. Burgener hatte den Trägern, ohne mein Wissen, unser Vorhaben mitgetheilt. Er sagte es mir unterwegs und meinte, falls uns etwas begegnen sollte, so würde man doch wissen, wo man uns zu suchen hätte.

Um halb drei Uhr früh zogen wir aus; Burgener trug die Seile und den Stock, ich den Sack mit den Lebensmitteln. Die Nacht war sternklar und kalt, der Komet von 1881 stand über dem Matterhorn, ein wenig links von der Spitze. Der Aufstieg zum Col du Lion weist kaum eine Stelle auf, die bei mittelmäßiger Gewandtheit Schwierigkeiten bereiten könnte. In der

Höhe sind einige steile Schneefelder, wo die Besorgniß vor einer Lawine oder einem losgelösten Stein den Schritt beschleunigt. Der Weg fällt übrigens, fast bis zur Höhe, mit dem ersten Theil der Matterhornbesteigung zusammen, wenn diese von le Breuil aus unternommen wird; deshalb kennen ihn viele, und ich selbst hatte ihn bereits im Jahre 1865 gemacht. Wir stiegen mit großer Gemächlichkeit; denn wir wollten erst auf die Fochschneide gelangen, wenn der Schnee, den wir auf der andern Seite anzutreffen hofften, sich ein wenig erweicht hatte. Das mußte uns das Stufenschlagen, d. h. Mühe und Zeit sparen. Harter Schnee ist für sanfte Hänge stets willkommen, nicht so bei Steilabfällen, wo dann ohne künstliche Tritte nicht durchzukommen ist. Burgener kannte die andere Seite und war der einzige Führer, der sie kannte und je betreten hatte. Er war ein Jahr zuvor mit Herrn Mummery aus Dover an derselben aufgestiegen und hatte in dieser Weise den Weg von Zermatt nach le Breuil zurückgelegt. Das war die erste Ueberschreitung des Col du Lion; sie wurde von Nord nach Süd gemacht.

Burgener hatte mir während der Reise öfters von dieser Tour erzählt und fügte dann gern hinzu „es ist ebenso steil wie der Sattel“, womit er die Roseg-Fuorcla bei Pontresina meinte, die er von Ansehen kannte. Nach seiner Beschreibung stellte eine abschüssige, mit Schnee erfüllte Schlucht, ein sogenanntes Couloir, die Verbindung zwischen dem Col und dem ebenen Gletscherboden her, welcher auf der Nordseite den Fuß der Kette umfaßt. Das höchst gelegene Stück, eine Zone von etwa 200 Fuß, sollte exorbitant steil und oben durch nackten oder eisverkleideten Fels und durch einen aufsteigenden Sims von Schnee (sogenannte Corniche) abgeschlossen sein. Auf diesem letzten Stück wäre die Unternehmung des Herrn Mummery beinahe gescheitert, aber Burgener schlug die Corniche durch, und

beide Männer erreichten die Fochschneide. Weil viele Führer von der Höhe in das Couloir hinuntergeschaut hatten, es also von Ansehen kamnten, so befreundete man sich schwer mit dem Gedanken, daß Menschen da hinaufgeklettert wären; — und dennoch war es so. Wie sollte sich das Hinuntergehen gestalten, wo die Schwierigkeiten andere werden, und der einzelne Mann eine erhöhte Selbständigkeit an den Tag legen muß? Wir wußten es Beide nicht und hatten vorläufig folgendes verabredet: Ich sollte zuerst versuchen hinunterzuklettern, so weit die aneinandergeknüpften Seile reichten; dann sollte Burgener folgen, ebenfalls unterstützt durch die Seile. An der Stelle, wo wir wieder vereinigt sein würden, hofften wir das schlimmste Stück hinter uns zu haben und über den steilen Schnee ohne außergewöhnliche Schwierigkeiten den Gletscher erreichen zu können; wir rechneten etwa auf eine böse Stunde.

Alles dies wurde während der Frühstücksrast noch einmal erwogen und besprochen, und zwar ohne Befangenheit. Wir fühlten uns Beide fröhlich und guter Dinge, auch körperlich entsprechend disponirt. Was wir in diesem Zustand, und trainirt wie wir waren, nicht leisten konnten, das mußten wir ein für allemal aufgeben. Doch solche Gedanken plagten uns nicht. Der Druck, welchen das Bewußtsein der menschlichen Gebrechlichkeit so gern auf uns ausübt, schien ganz gewichen, und die unternehmende Stimmung wurde wesentlich dadurch erhöht, daß die ganze Landschaft bis in weite Fernen sichtbar dalag. Zu unseren Füßen breitete sich der grüne Thalkessel von Le Breuil aus; und das Wirthshaus, welches wir bei Nacht verlassen hatten, beschien jetzt der helle Tag. Dahinter erhoben sich in SW-Richtung Grivola und Gr. Paradis, gegen Osten das Bormatter Breithorn; zu Füßen des letzteren zeigten zwei schwarze bewegliche Punkte auf den Schneefeldern, daß die beiden nach Bormatt dirigirten Träger gut mit ihrer Last voran-

gekommen waren. Endlich erschien auch, noch ehe wir bei 3300 m den ersten Bergschrund passirt hatten, die schöne Kette des vielgipfeligen Monte Rosa. Es folgte die letzte Stunde Steigens, wo die Felsen schroffer, die Schneefelder steiler wurden. Gegen 9 Uhr Vormittags erreichten wir die Höhe des Col du Lion, und ich senkte den Blick zum ersten Mal in die Tiefe. Burgener, der mit mir an den Rand der Schneecorniche getreten war, rief aus: „Herr Gott, es ist ja alles Eis — Unmöglich —“ und setzte dann hinzu: „Aber probiren wollen wir.“

Wir gönnten uns noch eine letzte kurze Rast, aßen und theilten den Wein mit einander. Es blieb nun von dem Mundvorrath nichts übrig, als ein Stück Brod, eine Büchse Sardinen und ein kleiner Rest von Fleisch und Käse; das Ganze ließ sich in der hohlen Hand forttragen. Auf die weitere Mitnahme von Wein verzichteten wir, weil das Gepäc so gering wie möglich gemacht werden mußte; wohl aber nahmen wir etwas Cognac mit uns, denn dieser war nothwendig.

Ich examinirte das Couloir noch einmal genau, bevor ich mich hinunter wagte. Die Felsen, welche dasselbe einfassen, fallen nackt gegen den abschüssigen Boden der Schlucht und können nirgendwo begangen werden. Die Wand zur Linken ist von keiner, durch einen bekannten Namen ausgezeichneten Spitze gekrönt, aber das Gestein zur Rechten gehört der Basis des Matterhorn an und bildet eine Riesenmauer, an welcher das auffchauende Auge sich verliert. Das Couloir senkt sich gegen Norden, mit einer kleinen Neigung nach West, und bietet von der Höhe des Joches einen Durchblick auf die Kette, welche jenseits des nördlich vorgelagerten Gletschers aufsteigt; nur ein einziger Berg derselben wird durch den Riß hindurch sichtbar, die 4364 m hohe Dent blanche; und keiner paßt besser in diesen Rahmen.

Da wo die Felswände von beiden Seiten her den Boden

des Couloirs erreichen, sind sie 60—100 Schritt von einander entfernt; man sieht ungehindert bis in eine Tiefe von 350 m hinunter, dann wendet die Gasse nach rechts und schließt sich dadurch scheinbar, obwohl die Mündung in den Gletscher — es ist der Tiefmatten-Gletscher — noch etwa 220 m tiefer liegt. Der glatte eisige Boden steigt also aus jenem Abgrund im ganzen 570 m hoch zur Jochschneide auf; bis zum Bergschrund giebt es keine Stelle, auf der man ohne künstliche Stufe oder ohne Halt an einem Felsstück frei stehen kann. Der obere Theil gar ist so steil, daß Schnee und Eis sich überhaupt nicht oder, was schlimmer ist, nur in dünner Auflagerung halten. In Schluchten dieser Art ist der zurückgehaltene Schnee häufig in einem Zustande, daß kleine Störungen ausreichen, um Lawinenfälle einzuleiten, welche das ganze Couloir ausfüllen und nichts darinnen lassen, als sprödes, mit dem Fels verwachsenes Eis. Daher eben das Staunen Burgeners, der ein Jahr zuvor im Schnee aufgestiegen war und jetzt nur Eis fand. Als ich in die Schlucht hinab sah, war es still und ruhig drinnen; die Felswände und der Eisboden lagen im tiefen Schatten, man hörte kein Thauwasser rinnen, kein Stein schwirrte durch die Luft, der Schnee lag gebannt an seinem Orte.

Burgener und ich hatten nun nichts mehr zu erwägen noch zu besprechen, und es drängte uns zur Handlung. Die Seilknoten wurden noch einmal geprüft, ich nahm die Art zur Hand, und unter dem Eindruck, daß noch kein lebendiges Wesen den Abstieg gemacht, begann ich um 9 Uhr 15 Min. die Arbeit. Ich trat in die Lücke, welche Burgener mit seiner Art in den Schneeüberhang geschlagen, machte Kehrt, ließ mich an den Händen nieder und suchte mit den Füßen den ersten Halt zu gewinnen. Dies gelang, und ich kletterte ohne Zaudern, wenn auch sehr langsam, weiter. So überwand ich das Stück,

welches der Führer besonders fürchtete, weil eben der obere Abschluß des Couloirs eine Art von Mauerfranz bildet und wenig von der Senkrechten abweicht. Die Tritte und Griffe waren hier durch Felsvorsprünge gegeben, und erst tiefer mußten die ersten Stufen in das Eis geschlagen werden. Ich traversirte nach rechts hinüber, in halbschräger Richtung, weil ich dort eine Rippe von Schnee bemerkte, die dem Eise aufslag. Sie lief nach unten gegen abgeschliffene Felsen aus, welche die Eisfläche inselartig durchbrechen. Ueber diese mußte der Weg genommen werden, so schwierig er auch schien. Ich fühlte mich hart bedrängt und war froh, durch den leisen Zug des Seils unterstützt zu sein. Dann setzte eine neue Schneecader auf, der ich mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit, trotz der Steilheit, folgte; denn es ließen sich mit den schwer genagelten Sohlenenden der Bergschuhe Löcher in den Schnee stoßen, die den Füßen und auch den flach aufgelegten Händen als Stufen dienten. So hatte ich vierzig Minuten mit Vorsicht geklettert und befand mich 200 Fuß unter der Fochschneide. Das Seil war zu Ende; ich löste es, und verfolgte, wie Burgener, der von der Corniche niederschaute, es zu sich aufzog; dann kletterte ich, losgebunden vom Seil, noch tiefer — bis an eine Stelle, wo der Schnee in dickerer Schicht aufslag.

Nun stand ich allein in der wilden Schlucht, ganz auf mich, auf Ruhe und Selbstbeherrschung angewiesen, und freute mich, daß die Dinge so gut verliefen, daß des Menschen langsam erworbene Kunst die Widerstände der Natur so glücklich überwunden hatte. Es schien auch alle Hoffnung vorhanden, daß der weitere Verlauf dem Anfang entsprechen würde; denn die Schneerippe setzte sich noch weiter fort und konnte möglicherweise von einem Schneefelde oder einem Schneebande in der Tiefe aufgenommen werden. Ich rief deshalb zu Burgener auf, daß alles vortrefflich ginge, und daß wir sicherlich hinunterkommen

würden; er möchte sich fertig machen und mir zu meinem Standort folgen. Hier mußte ich ihn erwarten und richtete mich daher den Umständen entsprechend ein; ich stieß das Gletscherbeil so tief in den Schnee, daß es mir einen zuverlässigen Halt gewährte, und erweiterte die Stufe, die nur einem Fuß Raum bot, so daß beide Füße darin Platz fanden; denn längere Zeit auf zwei in ungleicher Höhe befindlichen Stufen zu stehen, ist ermüdend und schmerzhaft. Auch für die Hände grub ich ein großes Loch, in welches ich die wollenen Fausthandschuhe wie auf einen kleinen Tisch legte, und nahm dann das Notizbuch zur Hand, um niederzuschreiben, was sich in der letzten Stunde begeben hatte. Eine einzige Zeile, an Ort und Stelle geschrieben, ist mehr werth, als ganze Seiten, welche die Erinnerung später, unter veränderter Umgebung, diktiert. Ohne dieses Hilfsmittel fließen die empfangenen Eindrücke bald ineinander, und lohnt sich der Versuch, sie darzustellen, kaum noch der Mühe.

Um 10 Uhr begann Burgener den Abstieg. Er mußte ihn unter etwas anderen Bedingungen ausführen als ich, dem der Gefährte das Seil gehalten hatte. Aber der Schnee auf der Fochschneide war gut und gestattete, den mitgenommenen, fünf Fuß langen Stock so tief einzustoßen, daß nur das obere Ende hervorragte, und daß an diesem das Seil befestigt werden konnte. Im ganzen hatten wir vier Seile, die zu einem verknüpft waren und zusammen 200 Fuß maßen. Davon waren nur zwei so beschaffen, daß sie alpinen Zwecken zuverlässig dienen konnten, die anderen beiden ganz unzulänglich. Uns nützten sie dennoch, sobald wir es vermieden, auszurutschen und die Seile dem ungeschwächten Ruck des fallenden Körpers auszuweichen. Dieselben sollten nur da, wo Fuß und Hand gar zu geringen Halt fanden, durch sanfte Spannung das Gewicht des Kletterers so weit vermindern helfen, daß der Schritt sicher blieb. Es ist auch eine große Thorheit, die ganze Hoffnung in das Seil zu

setzen; denn sobald sich der Ausgleitende nicht gerade unter dem Festhaltenden befindet, macht er beim Fallen ein Pendelbewegung und wird zu irgend einer Stelle von Eis oder Fels geführt, wo er in der Regel keinen Halt findet, noch auch von dem Gefährten aufgezo-gen werden kann.

Es war spannend, von dem tiefer gelegenen Standpunkte aus zuzusehen, wie Burgener aus der Höhe allmählich niederstieg. Er nahm meinen Weg, und ich sah ihn bald über die Eisstufen traversiren, welche 20—30 Fuß unterhalb der Schneide geschlagen waren; dann entschwand er meinem Blick, weil die Schneerippe, an die ich gelehnt stand, die Aussicht auf ihn verdeckte. Nur das wellenförmige Schwanken des Seiles, das von der scharf abge-schnittenen Lücke der Corniche herunterhing, deutete an, daß der Mann am unteren Ende sich tiefer und tiefer arbeitete.

Das Couloir hatte bis jetzt im Schatten des Matterhorn gelegen; nun schlug die Sonne an die Felsen der linken Wand, und bald ergoß sich ihr blendendes Licht ganz über diese; es drang bis zu mir vor, und um 10 Uhr 15 Minuten trafen mich die ersten Strahlen des Tagesgestirns mit voller Intensität. Ich fühlte mich angenehm erwärmt und begrüßte ahnungslos diese Lichtfülle, welche neues Leben in Farben und Formen brachte.

Burgener erschien wieder oberhalb der Felsen, die ich bereits als eine Stelle der schlimmsten Art bezeichnete. Noch hatte er über Seil zu verfügen, aber nur über das unterste Stück, welches ihm gar nichts mehr nützte. Er mußte nämlich den Knoten zwischen dem dritten und vierten Seil lösen und dann mit letzterem belastet bis zu meinem Standort hinabklettern. Denn das vierte und beste Seil sollte uns bei dem weiteren Abstieg miteinander verknüpfen. Die drei anderen Seile ließen wir hängen. So war der Mann gezwungen, das nahezu schlimmste Stück der ganzen Passage ohne die Sicherung durch ein Seil

zurückzulegen. Daß er konnte, was er mußte, erschien freilich wunderbar genug.

Auf der Schneerippe kamen wir wieder zusammen, eine Stunde und fünf Minuten nach dem Beginn meines Abstiegs. Die nächste Stunde verfloß ähnlich wie die erste. Ich ging stets voran, machte die Stufen, Burgener folgte. Wir konnten die Fläche nach unten gut übersehen, aber ihr weißliches Aussehen verrieth nicht mit Bestimmtheit, ob sie aus Eis oder aus Schnee bestände. Unsere Hoffnungen waren bereits stark gesunken. Der Schnee hatte aufgehört, und Stufe für Stufe mußte ins Eis geschlagen werden. Dank der so glücklich benutzten Schneerippen waren wir in zwei und einer halben Stunde verhältnißmäßig tief hinabgestiegen und steckten gegen 12 Uhr mitten in der Schlucht, auf abschüssiger Eisfläche, gefangen zwischen unnahbaren Felswänden; — da flog ein Stein durch die Luft und fuhr mit dumpfem Geräusch aus der Höhe des Couloirs hinunter in die Tiefe zum Gletscher. Wir durften nicht zweifeln, daß dieser eine Stein nur der Vorbote anderer war. Sie kamen auch bald in wachsender Zahl, kleine flache Scheiben, die in schneller Rotation bald rechts, bald links an uns vorüberausen und ihr unheilvolles Surren an unser Ohr brachten.

Mit Recht werden fallende Steine gefürchtet; in den Nachmittagsstunden heißer Tage bedrohen sie uns am meisten. Wenn Schmelzwasser in die Haarspalten der Gesteinsoberfläche dringt und des Nachts gefriert, so kann es ein Stück vom Felsen lossprengen; das Stück fällt dann aber nicht, weil es von dem Eise wie von einem Ritt gehalten wird. Erst wenn die Sonne des folgenden Tages gewirkt hat, so löst sich die Verbindung, und der Stein fällt. Dies ist eine Ursache von Steinfällen; eine andere ist, daß strömendes Schmelzwasser auf kurze Stunden einen Bach oder einen Fall bildet und lose aufliegendes Geröll

fortreißt. Wenn dann die Stücke, die oft schon in sich morsch sind, zum ersten Mal aufschlagen, so zerschellen sie wie eine Granate und fliegen als kleine Geschosse in die Tiefe. Natürlich hängt es von der Formation des Gebirges und von der Art des Gesteins ab, ob die beschriebene Gefahr eintreten kann oder nicht. Während große Gebietstheile ganz frei davon sind, werden gewisse andere Stellen zu manchen Zeiten täglich von Steinschlägen heimgesucht, namentlich alle couloirartigen Bildungen, und gerade in einer solchen befanden wir uns ja.

Die Gefahr also, welche hinter uns aufzog, war groß und furchtbar, eine von jenen, die sich durch unser eigenes Zuthun nicht bannen lassen. Ich glaubte aber fest an unsern Stern und konnte mir, aller Vernunft zum Troß, nicht vorstellen, daß ein Stein uns treffen würde. Wenn ein solcher Unfall in der Weise eintrat, daß auch nur Einer von uns schwer verwundet oder aus der Stufe geschlagen wurde, so mußten wir Beide den schnellen Weg der Steine nehmen und waren verloren.

Gegen 12 Uhr Mittags wechselten Burgener und ich die Rollen. Das Stufenschlagen ist jeder Zeit sehr anstrengend; beim Abwärtsklettern in erhöhtem Grade, weil man nach vorn über gebeugt arbeitet, und weil die Stufen eine ungewöhnliche Größe haben müssen. An steilen Hängen klettert man am sichersten, wenn man das Gesicht gegen sie wendet; aber wo Stufen nach unten geschlagen werden, da muß man der Wand den Rücken drehen, und dann bedarf es für das sichere Aufsetzen des Fußes aus dieser Stellung einer größeren Stufe, als sonst. Ich war müde vom Schlagen und ließ Burgener gern vorangehen. Die Führer geben es sonst nie zu, daß der Fremde auf abschüssigen Eisfeldern den oberen Platz einnimmt; denn ihn hält kein Seil mehr, und tritt er fehl, so ist es um ihn und den Führer geschehen. Wenn vom Aufstieg her bereits Stufen vorhanden sind, so kann der Führer, falls wirklich nur ein ein-

ziger da ist, auch stets beim Abstieg oben bleiben und die Schritte seines Herrn überwachen; sonst müssen zwei Führer zur Disposition sein, von denen der untere die Stufen schlägt und der obere den in der Mitte befindlichen Reisenden hält. Nach diesen Regeln konnten wir nicht verfahren. Wir waren in einer Ausnahmslage, nicht länger Herr noch Führer; wir waren zwei gleichgefährdete Männer, gegen welche die Natur ihre Schrecken losließ, und die nun zusehen mochten, wie sie sich durchschlügen.

Burgener theilte den Glauben an unsere Erhaltung keineswegs, und deshalb war es gut, daß die schwere Arbeit seine Kräfte ganz in Anspruch nahm. Das Eis blieb immer von gleicher Härte, und Stein auf Stein sauste durch die enge Schlucht. Ich hatte geringe körperliche Anstrengung auszuhalten; denn der Fortgang war ein sehr langsamer, und ich bewegte mich nur von Zeit zu Zeit, wenn eine Anzahl von Stufen geschlagen war. Immerhin erfordert die Erhaltung des Gleichgewichts in einer so exponirten Lage, wie die unsere war, eine innere Arbeit des Gehirns, deren abspannende Wirkung nicht unterschätzt werden darf. Das hindert freilich nicht, daß Phantasien und Gedanken sich beliebig tummeln und mit den Eindrücken vermischen, welche von außen kommen. Anfänglich sprachen wir noch miteinander; dann wurden wir stiller und stiller, und man hörte nur noch den Schlag der Art, das Schwirren der Steine und das Rauschen des auf der Eisfläche aufgesprungenen Gletscherstroms. Die Erinnerung an eine Schlacht drängte sich unwillkürlich auf, und damit auch der Trost, daß nicht alle Kugeln treffen. Aber da traf gerade eine. Ein verschwindend kleines Sprengstück schlug an den Ellenbogen; ich fühlte einen heftigen Schmerz und fürchtete eine Ohnmacht. Doch schwieg ich, um Alexanders düsteren Gedanken nicht noch Nahrung zu geben. Erst später erfuhr ich, daß es dem Führer eine halbe Stunde zuvor so ergangen war wie mir; aber auch

er hatte es vorgezogen, zu schweigen. Sonderbar genug, daß wir Beide so leicht getroffen waren.

Die Sonne wirkte mit wachsender Gewalt; entsprechend wuchs die Gefahr, und der Tag war noch lang. Stufe auf Stufe wurde geschlagen, Stunde auf Stunde verrann. Es war wenigstens ein Glück, daß wir nicht zwischen zwei Entschlüssen zu wählen hatten. Denn an eine Rückkehr zur Fochschneide durfte nicht gedacht werden. Von dort kamen ja die Steine, auch mochten die alten Stufen verwischt, und der Schnee unpassierbar geworden sein. Wenn nur das Eis aufhörte, wenn bald der Schnee anfang, so konnten wir doch wieder, ohne Stufen zu schlagen, weiterkommen. Gegen zwei Uhr zogen wir uns von der Mitte des Feldes nach rechts an die Matterhornwand; hier schoß das Wasser sprudelnd über das mürbe gewordene Eis hin, und ließen sich die Stufen schneller herstellen. Dies half unserm Fortkommen ein wenig, und wir gelangten bis in die Nähe der Stelle, wo das Couloir nach rechts umbiegt. Da lag das letzte Stück vor uns, eine glatte Eisfläche, und wir sahen den ebenen Gletscherboden zu unseren Füßen, wo ein schneeloser Riß, der Bergschrund, sich der Mündung des Couloirs vorlagert. Die Stelle befand sich noch, wie die spätere Berechnung der Aneroidableesungen bestätigte, 250 m unter uns; es hätte 6—8 Stunden ununterbrochener Arbeit bedurft, um sie zu erreichen. An ein Aufhören der Steinschläge war nicht zu denken; im Gegentheil, die Intensität des Phänomens mußte sich noch steigern. Es war schon Wunders genug, daß wir noch am Leben waren; aber die Fortsetzung, selbst wenn unsere Kräfte ausreichten, führte zu sicherem Untergang. Das mußte auch ich endlich einsehen, dessen Glaube schwankte, und dessen Illusionen ernster Sorge gewichen waren.

In der höchsten Noth erbarmte sich unserer die feindselige Schlucht selbst. An der Stelle, wo das Couloir wendet, springt

ein Felsstück gleich einem Säulenbündel aus der Matterhornwand vor und bildet eine Bastion, welche auf der Eisfläche aufsteht, wie ein Schornstein auf einem steilen Dach. Es ist die einzige Bildung dieser Art, welche ich in dem Couloir bemerkt habe. Dorthin bahnten wir uns einen Weg mit der Art und erkletterten vom Eise aus den Fels. Oben fanden wir eine Plattform mit Trümmerstücken bedeckt, die wir zu einer kleinen Randmauer anordneten. Vor allem wurden die beiden Eisärte in eine möglichst geschützte Lage gebracht. Die Fläche war kreisrund, von der Größe einer Tischplatte; legte man sich ausgestreckt darauf nieder, so ragten die Füße frei in die Luft hinein. Dieser plötzliche Uebergang von der abschüssigen glatten Eisfläche zu dem ebenen rauhen Felsboden; das Bewußtsein, statt der surrenden und pfeifenden Steine, die feste senkrechte Matterhornwand im Rücken zu haben; der weite Ausblick auf die bis dahin verdeckte Landschaft übten eine merkwürdige Contrastwirkung in uns aus. Wir standen auf dem Felsen, wie der Schiffbrüchige auf dem Riff, das hoch aus der Brandung aufragt. Was aus uns werden würde, das wußten wir freilich nicht; wir wußten nur, daß wir hier bleiben mußten, bis der Sturm ausgetobt; bis die Nacht sich eisig niedersenkte, um den Aufruhr zu bannen; bis der Morgen aufzog, um unserem Gange von neuem zu leuchten. Denn weil all unser Leid von der Sonne und der Hitze kam, so konnten Nacht und Kälte allein uns helfen. Aber zunächst glaubten wir uns völlig sicher, denn wegen der Richtungsänderung des Couloirs konnte keiner der Steine treffen, die durch die Gasse fuhren; immerhin flogen einige so nahe an uns vorüber, daß wir sie mit der Hand hätten greifen können.

Es war drei Uhr Nachmittags, die heißeste Stunde des Tages, als wir den Platz betraten, auf welchen wir länger als zwölf Stunden angewiesen bleiben sollten. Fast sechs

Stunden hatten wir gebraucht um, von der Höhe des Col du Lion 330 m hinabzusteigen, also mindestens das Zehnfache der Zeit, in der man sonst solche Niveaudifferenzen zurückzulegen pflegt. Der Aufruhr wurde immer wilder, die Steine flogen in immer rascherer Folge, und etliche davon waren von beträchtlicher Größe. Die Eisfläche verlor ihr glattes Aussehen; sie wurde von Wasserrinnalen durchfurcht, die unter unseren Augen anschwellen, Sturzbäche bildeten mit aufschießenden Strahlen, mit polternden Eis- und Gesteinsfragmenten. Es war ein großartiges Schauspiel, inmitten einer Landschaft so erhaben, so wild, so verlassen von allem Lebendigen, daß der Mensch hier in Verzweiflung oder in Bewunderung ausbrechen mußte. Mit der vollen Eindrucksfähigkeit, zu der wir gelangen, wenn stundenlanges Kämpfen die Nerven gespannt hielt, und nun plötzlich Ruhe eintritt, stand ich auf dem Altan, gelehnt an die Matterhornwand, durchglüht von innerer Hitze, von einer brennenden Sonne bestrahlt, und schaute hinunter, hinauf, um mich her. Dort unten breitete sich seeartig und weit das erglänzende Firnbecken des Tiefmattengletschers aus, eingefast von einem hohen Kranze schimmernden Schneegebirges, beherrscht von der stolzen Felspyramide der Dent blanche; gegen Westen, wo die Firnmulde sich zu ihrem Ursprung aufzieht, zeichnete sich der hohe Col d'Hérens als sanfte Einsattelung gegen den Horizont; und von dort wandte sich im rücklaufenden Bogen die Kammlinie über die Dent d'Hérens zu uns zu und verschwand hinter den Felsen, welche gegenüberlagen. Ich fühlte mich schwach von den Schmerzen an dem getroffenen linken Arm, setzte mich nieder und schrieb. Auch nahm ich mit der Bouffole die Azimute bekannter Punkte, um die Lage unseres Felsens später auf der Karte construiren zu können, und las wiederholt das Taschenaneroïd ab; es blieb im Gegensatz zu dem gewöhnlichen Verhalten unverändert stehn; sonst steigt es nach vollendetem Abstieg

noch um einige Millimeter. Wir waren eben so langsam vom Col hinuntergeklüffert, daß das Instrument nicht mehr unter elastischen Nachwirkungen litt.

Mitten im Schreiben unterbrach mich ein donnerndes Geräusch, das von dem oberen Theil des Couloirs herniederkam. Eine Lawine aus Eis, Schnee, Wasser und Steinen stürzte über die ganze Breite des Eisfeldes und kam erst tief unten, jenseits des Bergschgrundes, dumpf verhallend zur Ruhe. Dies war gegen vier Uhr. Wenn alle Steine uns bei der Fortsetzung des Weges verschont hätten, diese Lawine wäre unser sicherer Tod geworden. Statt dessen konnten wir sie in nächster Nähe, und doch ganz gesichert, betrachten. Sie verdankte ihre Entstehung offenbar den aderartigen Schneeauflagerungen, die wir während der ersten Stunden so glücklich benutzt hatten. Jetzt mußte auch oben der Boden gefehrt sein und nichts als blankes Eis zeigen; weshalb denn die Expedition, wenn sie vierundzwanzig Stunden später begonnen hätte, unausgeführt geblieben wäre.

Wir ahnten noch nicht, welch neue Tortur unserer harzte. Die Nachmittagssonne warf ihr Licht auf die gegenüberliegenden Felsen des Couloirs; nicht auf die unteren Abstürze, die nach Osten und Nordosten gewandt sind, aber auf die zerklüfteten Risse, die oben aufragen. Von dort her sahen wir nun, bald nachdem die Lawine gefallen war, Steine gegen unsere Wand und auf den Boden der Schlucht fliegen; wir waren ihnen direct ausgesetzt, und ein Entrinnen unmöglich. Dieser Umstand änderte unsere Lage vollständig, und der ersten Stunde der Ruhe folgte plötzliches Entsetzen. Auf unserer Felsplatte lag ein 3—4 Fuß hoher Stein hohl auf, mit der Oeffnung gegen den Tiefmattengletscher. Wenn wir uns eng aneinander drängten, so konnten wir mit den beiden Köpfen Schutz in dem Loch finden; der Körper und die Beine blieben

unbeschirmt. Als wir die neue Gefahr erkannt hatten, die uns drohte, legten wir uns nieder, und wenn wir Steine kommen sahen, so fuhren wir gleichzeitig unter den Block. Zuweilen schlugen Sprengstücke, wie wir deutlich hörten, ganz nahe bei uns ein; aber wir sahen sie nicht und blieben dann in der Furcht, daß ein Fuß oder ein Arm zerschmettert werden könnte.

So saßen wir da, an den Fels geschmiedet, ohne Gegenwehr, den waltenden Mächten willkürlich Preis gegeben. Die Situation war keine schnell vorübergehende, sie war eine langdauernde, und zunächst mußte sich die Gefahr in dem Maße steigern, wie die gegenüberliegenden Felsspitzen erwärmt wurden. Die Gluth der Sonne war an diesem Tage eine ganz exceptionelle, die Luft war absolut klar und so ruhig, daß nicht der leiseste Windhauch uns Kühlung gab; an der Riesenwand, aus welcher unser Altan herausgebaut war, fing sich die Hitze, jeder Stein war erwärmt, und die Sonne sandte uns so intensive Strahlen zu, daß Gesicht und Hände — wie mir vorkam — zusehends dunkler wurden, und daß der broncefarbene Teint, den wir aus dem Dauphiné zurückgebracht hatten, in einen schwarzbraunen überging. Die dunkeln Felsen strahlten die Wärme zurück, die schimmernden Schneegebirge reflectirten das Licht, die blendende Sonne übergieß uns mit ihrer Gluth, wir schwebten in einem Meer von Wärme und Licht. Nicht tausend Schritt waren wir von der Stelle des Tiefmattengletschers entfernt, wo alle Gefahr aufhörte, und kamen uns doch nun so weit entfernt von jeglicher Hilfe vor! Noch beinahe vier Stunden mußten vergehen, ehe die Sonne hinter dem Col d'Hérens verschwand. So saß ich wehrlos da, abwechselnd in die blendende Sonnenscheibe und dann nach der Felswand schauend, die uns die Steine direct zusenden konnte; mit zusammengezogenen Beinen und dadurch bedingten Schmerzen in den stark angestregten Kniegelenken; mit einem momentan un-

brauchbaren Ellenbogen; in einem feinen Sprühregen, den das Aufschlagen niedertropfenden Schmelzwassers erzeugte.

Um 6 Uhr war das Maximum der Wärmewirkungen erreicht. Die Bäche, welche cascadenartig über das Eis stürzten, schrumpften allmählich zusammen, nicht jede Minute führte mehr Felstrümmer durch das Couloir, nur die gegenüberliegende Wand mahnte uns an den Fortbestand der Bedrohung.

Endlich sank die Sonne des zweiten Juli doch, und der Hitze folgte schnell die Kälte, da alle Wärme direct, nicht durch hohe Lufttemperatur vermittelt, zu uns gekommen war. Man wagten wir wieder, uns zu erheben, um die ungelenkten Glieder aus ihrer Erstarrung aufzurütteln. Dann theilten wir den knappen Vorrath unserer Provisionen in der Weise, daß für den folgenden Tag noch etwas blieb.

Ein Stern nach dem andern wurde sichtbar, in dem Maß wie das Himmelsblau erlosch. Die Nacht zog auf mit kaltem Glanze, und ein Gefühl der Verlassenheit ergriff uns. Man kann sich leicht vorstellen, was es mit einer Nacht auf sich hat, die in solcher Umgebung, in nahezu 3300 m Meereshöhe, oberhalb der Gletscher, ohne andern Schutz als den des Wanderkleides, verbracht wird. Wir fürchteten die Kälte (obwohl wir sie ja sehnüchtig wünschen mußten), hauptsächlich deshalb, weil der enge Raum keine Bewegung gestattete, das einzig denkbare Mittel der Erwärmung also versagt blieb. Zwar sprangen wir auf und nieder, indem wir uns mit den Händen an dem schützenden, hohlen Steine festhielten; aber diese Bewegung war unbequem und ermüdend, und wir zogen es bald vor, stehen zu bleiben und dem Schüttelfrost und Zähneklappen freien Lauf zu lassen. Die Luft blieb ruhig wie am Tage, so ruhig, daß eine angezündete Kerze mit unbewegter Flamme brannte. Wir befestigten sie vier Fuß über dem Boden an der Matterhornwand in einer nischenartigen Höhlung und erfreuten uns, so weit

wir für Freude noch zugänglich waren, an dem traulichen Licht. Höchst merkwürdig war es, daß während der ganzen Nacht ein ohrwurmartiges Insect in der Nische umherkroch. Ich blickte mit Reid auf seine Kletterkünste, aber Alexander sah den Wurm ungern und witterte in diesem Todtenkäfer den Vorboten unseres Endes. Es ist bemerkenswerth, wie hoch man Insecten antrifft; so z. B. fand ich auf der Spitze des Monte Viso (3850 m) eine große schwarze Spinne, die zwischen dem Geröll umherkroch, und 200 Fuß tiefer eine lebendige Raupe; auch an anderen hohen Punkten boten sich ähnliche Beobachtungen dar.

Wir legten uns abwechselnd unter den Stein; der Einzelne konnte ziemlich weit hineinkriechen, aber die Füße suchten vergeblich Schutz gegen das tropfende Wasser. In der Mitternachtsstunde standen wir wieder aufrecht nebeneinander, sehr besorgt, ob wir die Kälte bis zum Morgen ertragen würden. Es war der Höhepunkt unseres körperlichen Leidens, und gerade ihm sollten wir unsere fernere Existenz verdanken. Denn nun machten wir einen letzten Versuch, uns zu erwärmen, und legten uns festverschlungen, hart eingepreßt in die Höhlung des Steines, der unser Schutengel ward. Es klingt wie ein Märchen, daß das letzte Felsstück, welches überhaupt fiel, um Mitternacht von der andern Seite niedersauste und den Stein, der uns schirmte, mit voller Gewalt traf. Ja wenn wir gewußt hätten, daß dieses schaudervolle, die stille Nacht aufscheuchende Dröhnen das Friedenssignal war, so hätte Furcht der Dankbarkeit weichen müssen; so aber machte uns dieser Stein Schlag ganz verstört! Wenn das Phänomen, nachdem es seit Stunden zur Ruhe gekommen war, sich jetzt inmitten der kalten Nacht, gegen alle Voraussicht, von neuem zeigte, was blieb da schließlich für Hoffnung? Wir rührten uns nicht und warteten mit schnell nachlassender Spannung auf den nächsten Schlag, der nicht kam. Die Erschöpfung machte ihre wohlthuenenden Rechte geltend, und

ein leichter, von Frostschauern unterbrochener Schlummer senkte sich über uns.

Als wir uns am Morgen des 3. Juli um drei Uhr erhoben, beide aschfarben im Gesicht trotz unserer eingebrannten Haut, da herrschte absolute Ruhe; die Eisfläche lag grauschimmernd da, die Rinnfale waren versiegt, der Frost hielt alle losen Bruchstücke an ihrer Stelle. Während wir uns durch heftige Bewegungen erwärmten, wurde der folgende einfache Plan entworfen. Von der Basis des Felsens aus wollten wir horizontal die abschüssige Eisfläche überschreiten, gerade auf eine Felsede zu, unterhalb deren das Couloir sich um eine Dreiecksfläche erweitert. Es schien uns, als ob wir dort Schnee antreffen würden; und in diesem Fall waren wir gerettet. Trafen wir Eis, so hätte das Spiel des gestrigen Tages sich wiederholt, und mitten im Stufenschlagen hätten uns die Steine ereilt; dann erst gaben wir uns verloren.

Burgener blieb zunächst auf der Plattform zurück, während ich das Eisfeld durch Hinabklettern an den Felsen zu gewinnen suchte. Ich folgte der dreißig Fuß tiefen kaminartigen Schlucht, durch welche wir aufgestiegen waren, und hatte große Mühe, von dem Felsen aus die erste Stufe in das Eis zu schlagen. Denn wegen mangelnder Vorsprünge mußte ich mich wie ein Kaminfeger einklemmen und konnte die Axt nur mit einer Hand gebrauchen. Sobald der Fuß fest in der ersten Stufe stand, ging es besser. Das Eis war indessen so hart, daß fünfzig Schläge zur Herstellung eines sicheren Trittes noch nicht genügten. So schlug ich neun Stufen gegen die Mitte des Eisfeldes zu; dann mußte ich mich unterbrechen. Der Rücken schmerzte, und die Arme des von vierundzwanzigstündiger Anstrengung, Aufregung, unzureichender Nahrung und Kälte erschöpften Körpers versagten den Dienst. Alexander löste mich ab, nachdem ich auf den geschlagenen Stufen zurückgekehrt war und den Felsen von

neuem erklettert hatte; dort gab er mir den letzten kleinen Rest Cognac.

Der starke Mann packte die Sache mit neuer Kraft an, während ich auf meine eigene Faust folgte und zum zweiten Mal über den Felsen hinabkletterte. Er vollbrachte eine Arbeit, die ich im Hinblick auf meine eigene Unzulänglichkeit gar nicht genug bewundern konnte. Obwohl auch hart mitgenommen von all dem ausgestandenen Leid, so schlug er zwei Stunden und vierzig Minuten lang, ohne Unterbrechung, Stufen; zwar nur sechzig, aber eine jede mit sechzig Schlägen; er schwang also die Art so oft, als der Secundenzeiger während einer Stunde springt. Ich konnte nichts für ihn thun, als daß ich ihn nicht störte und durch ruhiges Verhalten der Sorge überhob. Denn alle Führer haben eine wohlbegründete Scheu vor dem horizontalen Traversiren von Eiszwänden, weil die gegenseitige Hilfe nahezu illusorisch wird. Wenn hierbei die Sinne sich verwirren, so geht das Gleichgewicht schnell verloren. Das Eigenthümliche ist eben, daß man nicht über, auch nicht unter sich Stufen hat, sondern nur vor und hinter sich. Im ersten Fall ist noch immer Hoffnung vorhanden, daß Hand oder Fuß im Moment des Ausgleitens Halt an einer Stufe finden; nicht so im letzteren, wo deshalb besondere Ruhe geboten ist, der Fuß nicht zittern, der Körper nicht schwanken darf. Die Länge der Zeit, in welcher solche Anforderungen erfüllt sein müssen, erhöht die Schwierigkeit eher, als daß sie durch Gewöhnung Erleichterung schafft.

Wir gingen parallel dem Bergschrunde, der kassend gerade unter uns lag. Je weiter wir gegen die Mitte der Eiszwand vordrangen, desto lustiger erschien die Situation. Was mich während dieser langen Stunden, wo so viel Zeit zum Umschauen blieb, besonders intriguirte, war der Umstand, daß mir das Eisfeld bald müüberwindlich steil, bald mäßig geneigt vorkam,

und daß ich durchaus zu keiner befriedigenden Schätzung seiner Neigung gelangen konnte. Um 6 Uhr 10 Minuten hatten wir die Felsede erreicht und fanden nun den Lohn unserer Mühe, den Schnee, der unser Loos entschied.

Weil die Lawinen und Wasserstürze, welche von den oberen Theilen des Couloirs kommen, die seitliche Erweiterung intact lassen, so halten sich die Schneeauflagerungen daselbst. Unsere Lage änderte sich deshalb gänzlich. Das Eis hemmte unsern Fortgang nicht länger, und wir wurden freier in der Bewegung. Das gefährliche horizontale Traversiren hörte auf, an seine Stelle trat das um vieles leichtere Klettern in der Richtung des steilsten Falles. Wir stiegen ohne Zeitverlust gerade hinunter; ich nun wieder voran.

Der Schnee war freilich, der frühen Stunde wegen, sehr hart; aber selbst, wo sich mit den Sohlenenden Tritte nicht einstoßen ließen, da genügten wenige leichte Schläge der Axt zur Herstellung einer Stufe. Stellenweise konnten wir auch über hervortretende Felsleisten klettern und wurden dadurch eher gefördert, als gehemmt. So legten wir in ein und einer viertel Stunde die Niveaudifferenz von 220 m zurück und standen um 7 Uhr 30 Minuten am oberen Rande des offenen Bergschlundes. Jenseit desselben erschien die Neigung des Felses um vieles geringer, und wir sahen daselbst Steine und Lawinenreste zu einem großen Felde ausgebreitet, nach unten zu ausgebaut wie das Ende eines erstarrten Lavastroms. Zehn Minuten vergingen, bis wir eine passende Uebergangsstelle gefunden hatten; dann trat ich an den obern Rand, übermaß Tiefe und Entfernung des unteren Randes und schleuderte mich mit gutem Sprunge durch die Luft. In dem Augenblick, wo ich den Boden wiederum berührte, zog Burgener das Seil an und hinderte das Gleiten nach abwärts; denn es fand sich kein Schnee hier, sondern glattes Eis. Nun that Alexander den

Sprung zu mir hin, dann eilten wir weiter — wenige Minuten nur — bis an die Grenze des Lawinenrestes, wo wir sicher waren. Denn so sehr standen wir unter dem Eindruck des mitternächtlichen Steinschlages, daß uns selbst der kalte Morgen keine Garantie mehr gegen fallende Trümmer zu bieten schien.

Ich blickte noch einmal auf zu dem Couloir und zu dem Felsen, der unsere Rettung geworden war. Unsere Stufen, die von dort aus horizontal über den Eishang liefen, waren so groß, daß sie von unserm Standpunkt wie ein natürlicher Schrund erschienen. Wir hielten eine viertel Stunde an, die ich zum Schreiben benutzte, und setzten um acht Uhr den Marsch fort, der nunmehr einem Spaziergang glich. Burgener nahm den Sack, den ich bis dahin getragen, und wir tauschten die Eisbeile wieder; denn er hatte an diesem Tage alle Stufen mit der Axt geschlagen, die mir seit dreizehn Jahren dient.

So schritt ich frei und leicht über das schöne, zusammenhängende Firnfeld hin, Friede und Dankbarkeit im Herzen, eingestimmt in die Ruhe, die der Sonntagmorgen über Berg und Thal breitete. Wir stießen auf Wasser und gönnten uns die erste Rast. Seit der knappen Mahlzeit des vorangehenden Tages waren wir ohne Nahrung und verzehrten nun hier das Restchen Brod und Käse, das noch zur Verfügung stand. Zum ersten Mal konnten wir unbefangen unsere Eindrücke nach der großen Gefahr austauschen, in der wir zweiundzwanzig und eine halbe Stunde gestanden hatten. „An meine kleinen Kinder hab' ich die ganze Nacht denken müssen,“ sagte Alexander mit rührender Einfachheit. Wir sprachen es Beide aus, daß wir die Expedition nie unternommen haben würden, wenn ihr Verlauf sich hätte ahnen lassen. Aber eben, weil von der Höhe des Col du Lion die Stein- und Lawinentrümmer in der Tiefe nicht sichtbar waren, so ließen wir uns von den Schneerippen des oberen Theiles in die Falle locken. Einmal darinnen, blieb

keine andere Wahl, als auszuharren und zu kämpfen. Das hatten wir gethan, und nun waren wir um ein Erlebnis reicher.

Unser Weg zog sich von der Mündung des Couloirs aus ganz scharf nach rechts; wir wanderten über den Zmutt-Gletscher unter der Nordwand des Matterhorn her, an abgestorbenen und grünen Lärchenbäumen vorbei, über blumenerfüllte Wiesen, an Kornfeldern hin, nach Zermatt, das wir gegen Mittag erreichten. Die Expedition hatte im ganzen dreißig Stunden gedauert.

Franz Burgener, der ältere Bruder Alexanders und dessen einstiger Lehrmeister auf den Gletschern, kam uns entgegen, sehr bewegt; denn er war eben damit beschäftigt, die Führer-Karawane zu organisiren, die sich unter seiner Leitung an den Fuß des Col du Lion begeben sollte. „Bis an den Schmund wäre ich freilich nicht gegangen,“ sagte er, „denn da wußte ich, müßten Sie liegen.“ Mein alter Freund, der brave Herr Seiler, Besitzer der großen Zermatter Hotels hatte am Abend zuvor, da wir noch immer nicht kommen wollten, eine Berathung veranlaßt, was zu thun wäre. Denn dieser Mann ist immer zur Hilfe bereit, wo er glaubt, daß sie noth thut. Franz Burgener stellte dabei das Prognostikon: „Wenn die Steine sie nicht erschlagen haben, so kommen sie durch.“ Man glaubte also bestimmt, daß wir das Couloir am Samstag Abend im Rücken hätten, todt oder lebendig. Im letzteren Falle mußten wir in der Frühe des Sonntags Zermatt erreichen. Als wir nun nicht kamen, hielt man uns für todt; daher die freudige Erregung, als wir erschienen. Daß ein Felsvorsprung der Matterhornwand unsere Rettung bewirkt hatte, konnte Niemand ahnen; erst unsere Erzählung löste das Räthsel.



Der Dom (4554 m).

(1885.)

Die Spitze des Dom liegt etwa 13 km nordöstlich von Zermatt und bildet mit dem Täschhorn (4498 m) das schön sichtbare Zwillingspaar der Mischabelhörner. Von den Bergen, welche der Schweiz ganz angehören, ist er der höchste; seine Ersteigung gilt für relativ leicht; da sie aber in dem Dorfe Randa (1445 m) an der Vispach, 9 km unterhalb Zermatt (1620 m), beginnt, so sind immerhin 3109 m Höhendifferenz zu überwinden; und das ist und bleibt mühevoll, was die Leute auch dagegen sagen mögen. Die Luftlinie zwischen Randa und dem Dom hat nur eine Länge von $6\frac{1}{2}$ km; dagegen steigt sie in einem Winkel von etwas mehr als 28° auf, in der Richtung nach Ost, bei geringer Abweichung nach Süd. Um diese Linie legte unsere Besteigung eine geschlossene Curve, welche entgegengesetzt dem Sinne des Uhrzeigers von uns durchmessen wurde. Es geschah dies im Jahre 1882, und zwar nahmen wir für den Aufstieg einen neuen Weg und kehrten auf dem gewöhnlichen zurück.

Der Dom sendet westwärts gegen das Vispachthal einen

Seitenkamm aus, welcher auf einer Erstreckung von 3 km fast ohne Richtungswechsel bis zum Grabenhorn niedergeht, große Firngebiete durchschneidet und wallartig überragt; auf ihm verlief der bis dahin unbetretene und unbekannte Pfad zum Dom. Das erste Wegstück fällt zusammen mit dem Wege zum Täschhorn, das ich ein Jahr zuvor erstiegen hatte. Die Firngebiete, welche durch den westlichen Seitenkamm des Dom von einander geschieden werden, sind die des Festigletschers im Norden, des Kiengletschers im Süden. Wir bivakirten im sogenannten Kien, einer oberen Thalstufe des Wildibachs, der dem Kiengletscher entströmt und oberhalb Randa in die Bispach einmündet. Underthhalb Stunden nach dem Verlassen des Bivaks (28. Juli) wurde der Gletscher betreten; wir hielten seinen nördlichen Rand und gingen am Südfuß des so eben erwähnten Seitenkammes her, indem wir vier Stunden lang abwechselnd auf dem Eise, auf der Moräne oder auf dem anstehenden Fels kletterten.

Meine Begleiter waren Alexander Burgener und Benedict Venetz, eine Combination von Kräften, wie sie besser schwer zu beschaffen ist. Es kam eine sehr schwierige Stelle vor, deren Ueberwindung ein Kletterkunststück Benedicts war. Um 8 Uhr Vormittags verließen wir den Gletscher und stiegen meist über Steinplatten an der schneelosen Südwand des Seitenkammes auf. Nach $\frac{5}{4}$ Stunden wurde sein Grat erreicht und das Gletschergebiet der Nordseite dem Auge erschlossen. Nun folgten wir dem Grat in der Richtung zum Dom, waren aber $\frac{5}{4}$ Stunden später gezwungen, nach links auf die vergletscherte Nordseite des Felskammes abzuschwenken; dachförmig ansteigendes Eis zwang hier Alexander Burgener $\frac{3}{4}$ Stunden lang Stufen zu schlagen; daran schloß sich ein heikler Uebergang zu Felsplatten. Als diese nach einstündiger Kletterei überwunden waren, betraten wir zum zweiten Male den Grat

der Seitenkette, da wo dieselbe in das Massiv des Dom eingelassen ist. Beträchtliche Schwierigkeiten stellten sich hier dem weiteren Vordringen durch thurmartige Bildungen des Felsens entgegen, wurden aber in 40 Minuten durch ernsthafte Arbeit überwunden. So erreichten wir die — auch von Zermatt deutlich sichtbare — Vorspitze des Dom und konnten nun nach der andern Seite des Hauptkammes in das Thal von Saas hinabsehen. Hier thut sich ein imponirender Abgrund auf; jenseit desselben ragt die Spitze des Dom aus dem gewundenen Kammgrat auf. Was nun noch am Wege fehlte, war leicht zu machen. Wir ruhten deshalb auf der Vorspitze aus (sie ist höher als das Täschhorn) und erreichten dann in 20 Minuten den Gipfel, um 3 Uhr 15 Minuten Nachmittags. Vom Bivak an gerechnet hatten wir 10 Stunden marschirt und $2\frac{1}{2}$ Stunden geruht.

Um 3 Uhr 25 Minuten Nachmittags begannen wir den Abstieg; zunächst über den Hohberg-Gletscher unter einem fatalen Eisüberhang her. Dann überkletterten wir eine zur linken aufragende Felsrippe und betraten nach einer Stunde den südlich darangelegten Festigletscher; sein anderes Ufer wird von dem Seitenkamm gebildet, über welchen wir aufgestiegen waren. Um 5 Uhr 20 Minuten lösten wir uns vom Seil und waren um halb acht Uhr Abends in Randa.

Die Besteigung ist so schön, wie sie großartig und spannend ist. Nebenher bestätigte sie die Erfahrung, daß Anstrengungen ein Heilmittel sein können. Denn in dem Moment, wo wir von Randa abmarschirten, packte mich unversehens eine Magenkolik, diese Geißel des Bergsteigers; selbst die Führer sind nicht dagegen gefeit. Statt dreier Stunden gebrauchte ich sechs, um zum Bivak aufzukriechen; hier neue Zufälle und Convulsionen, auch während der Nacht. Beim Ausrücken fühlte ich mich nur noch als ein Zubegriff zerschlagener Knochen, — hohl und

leer wie ein Gespenst. Es war wirklich keine Kleinigkeit, bei dem Vorsatze der Besteigung zu verharren; während des Frühmarsches aber kehrten die Kräfte so schnell zurück, wie sie Tags zuvor verloren gegangen waren. Jeder Alpinist kommt einmal in ähnliche Situationen, welche als die Nachtseiten der alpinen Thätigkeit bezeichnet werden müssen; denn in ihnen combinirt sich das Elend einer acuten Seekrankheit mit jener eigenwillig unterhaltenen Pein, die unzertrennlich von dem Ausgeben des letzten Kräftevorraths ist. Man lasse sich also durch solche Zufälle nicht abschrecken; Schwächezustände, erzeugt durch einen verrätherischen Magen, können in der kräftigen Luft des Hochgebirges überwunden werden, namentlich wenn Gefahr die Begleiterin der Anstrengung ist und uns eine gewisse Erregtheit aufzwingt. Die Behauptung ist nicht abstruser, als die gleichfalls erprobte, daß man eine Erkältung am besten durch fleißiges Bivakiren los wird.



Piz Bernina
4052 m

Bernina-
scharte



Druck von J. B. Obermayer in München.

Piz Bernina (4052 m) und der Grat mit der Berninascharte,
aufgenommen vom Pizzo Bianco (3998 m) am 18. September 1884, 4 Uhr 40 Min. N., von Paul Gussfeldt.



Druck von J. B. Obernetter in München.

Der Felshang der Berninascharte

mit dem Führer Hans Grass als Staffage, aufgenommen aus dem Grunde der Scharte (3975 m) am 18. September 1884,
2 Uhr 30 Min. N., von Paul Güssfeldt.



Andere Expedition zur Berninascharte.

(1885.)

Bei der Rückkehr aus den chilenischen Andes wurde mir mitgetheilt, daß die Berninascharte auf dem bereits beschriebenen Wege (s. Seite 122) am 6. August 1883 zum zweiten Male überschritten worden sei, und daß die Theilnehmer an jener Expedition meine Schilderung übertrieben genannt hatten; dieselben vertraten die Meinung, als sei die Wahrheit über die Berninascharte erst durch sie zu Tage gekommen.

Im Jahre 1884 unternahm ich eine neue Expedition dorthin, um photographische Aufnahmen zu machen und meine Aufzeichnungen aus dem Jahre 1878 zu controlliren. Das gelang in der Weise, daß meine veröffentlichten Angaben sich bestätigten; daß die Scharte auf einem neuen Wege erreicht und dann in der umgekehrten Richtung des alten Weges überwunden wurde; und daß ich, Nacht und Abgründen zum Trotz, acht exponirte Platten unversehrt nach Pontresina brachte. Die einzige Bemerkung von früher her, welche ansechtbar erschien, war secundärer Natur; den „Felsenthurm“ der Scharte hatte ich als unersteigbar bezeichnet und überzeugte mich, daß er erstiegen werden könne.

Wiederum war Hans Graß mein Begleiter; wir hatten uns Beide noch einmal zu dem Feste jung gemacht und führten unsere Aufgabe mit frohem Muth durch. Als zweiter Mann fungirte ein Neffe meines alten Führers, ganz gleichen Namens, daher zur Unterscheidung Hansel genannt. Diesem Manne war der photographische Apparat anvertraut; letzterer hatte bereits in Südamerika gedient und bewährte sich bei der Expedition zur Berninascarte aufs neue; durch seine Linsen waren die Strahlen des Aconcagua, des Sajama, des Illampu und Mlmani gegangen, — mit einem Wort — der höchsten Andesgipfel.

Wir begaben uns von Pontresina aus in das kleine Restaurant des Rosethals und brachen am Morgen des 18. September um 2 Uhr von dort auf. Der Weg, auf welchem wir unser Ziel diesmal erreichten, ließ den alten Weg über die Fuorela prievlusa und den Pizzo bianco zur linken und lieferte in der Horizontalprojection eine kürzere Strecke, als der ehemals eingeschlagene. Nur das letzte Stück unseres Aufstiegs führte über völlig unbetretenen Boden; alles andere war bekannt, zum Theil durch meine Expeditionen zur Rosethalfuorela und zum Monte Scerscen, zum Theil durch die Erstigung des eigentlichen Piz Bernina vom Tschirvagletscher aus; in allen Fällen war Hans Graß der Pfadfinder gewesen und hatte zuerst seinen Fuß auf das widerspenstig scheinende Terrain gesetzt. Freilich erfordern Courtoisie und Gerechtigkeit die Erwähnung des Umstandes, daß eine ungarische Dame, Frau Hermine Tauscher-Geduly — ihrer großen Unternehmungen wegen in alpinen Kreisen mit Recht berühmt — den Plan der soeben erwähnten Berninabesteigung gleichfalls gefaßt hatte, daß aber Hans Graß und Dr. Wainwright ihr in der Ausführung um eine oder wenige Stunden zuvor gekommen waren.

Leider verbot ſich die Mitnahme des Hypſo-Thermometers zur Höhenbeſtimmung; ich führte aber ſorgfältig controllirte Aneroide bei mir und berührte auf dem Marſche drei gut beſtimmte Punkte: Roſeg-Reſtaurant (2000 m), Obere Tſchiervahütte (2412 m), Pizzo bianco (3998 m); außerdem erhielt ich durch horizontales Anviſiren des Piz Corwaſch die Niveaulinie 3458 m; nun konnten alle übrigen Aneroidangaben durch Interpolation corrigirt und die entſprechenden Höhenzahlen berechnet werden. Von den drei Aneroiden, welche ich bei mir führte, begleiteten zwei die Expedition, eines blieb in Pontreſina.

Die Aſe des Tſchiervafirns ſteigt ziemlich geradlinig in ſüdöſtlicher Richtung auf und endet an einem Kranze ſteiler Wände; ſie ſind die Abhänge des Monte Scerſcen und des Piz Bernina. Man ſieht beim Aufſtieg das Felsengehänge des Pizzo bianco rippenförmig gegliedert zur Linken aufragen; hinter dem mächtigſten Strebepfeiler — er ſenkt ſich von der Spitze des Pizzo bianco faſt ſchneelos bis zum Boden des Tſchiervafirns nieder, durch eine Niveaudifferenz von 7—800 Meter — liegt die ſteile vergletscherte Halde, welche ſich homogen bis zum Kopf des Piz Bernina aufzieht. Dieſer Halde folgten wir, indem wir uns nahe ihrer Begrenzung durch den Strebepfeiler hielten; letzterer blieb alſo zu unſerer Linken und erſchien beim Aufſtieg wie eine Mauer; ſeine Richtung iſt ziemlich genau Oſt (magnetiſch S 70 E), und ſo war auch die Richtung unſeres Marſches.

Indeſſen bedurfte es mehrerer Stunden, bevor wir den eigentlichen Tſchiervafirnboden verlaſſen konnten. Wir hatten gegen 4 Uhr Morgens die Tſchiervahütte (2412 m) paſſirt, betraten bald darauf den Gletscher, überquerten ihn und erklommen dann die ſteilen Trümmer, deren ſchon gelegentlich der Roſegfuorcla und des Monte Scerſcen gedacht wurde. Wir raſteten um 6 Uhr früh in der Höhe von 2800 m

im Anblick des Piz Rosseg, Bernina und Morteratsch. Wir ließen den Weg zum Scerscen rechts liegen und wateten länger als eine Stunde durch so tiefen Schnee, daß unser Fortkommen in der Minute nur 25 Schritt betrug; ich überzeugte mich an dem Maße der ausgestreckten Hand und des Unterarms, daß wir 47 cm tief einsanken. Wir gingen hart unter dem kleinen Piz Humor her, welcher rechts blieb, und legten um halb acht Uhr in 3070 m Höhe das Seil an. Ein großartiges Schrundrevier nahm uns auf; wir mußten uns zwischen klaffenden Firnspalten hindurch oder über ihre Schneebrücken hinweg arbeiten und kamen langsam von der Stelle. Um 9 Uhr traten wir aus dem Schatten in die Sonnenglut eines wolkenlosen Tages, gerade da, wo das Terrain steil und steiler wurde. So umgingen wir im weiten, nach links gezogenen Bogen die Basis des Strebepfeilers, welcher das Südende des Pizzo bianco trägt; und während unsere Front ursprünglich der herrlichen Breitseite des Monte Scerscen zugewandt war, schwenkten wir allmählich nach links gegen den Piz Bernina, bis das Betreten seines Hanges erfolgte und der Ueberblick über das Berninamassiv unmöglich wurde.

Eine solche Uebergangsstelle genau zu fixiren, verbietet sich durch das Allmähliche des Uebergangs; genug, daß um 10 Uhr Vormittags, wo wir 3290 m hoch standen, unsere Richtung im wesentlichen constant wurde und nach oben zu zwischen Pizzo bianco und Piz Bernina auslief. Um 10 Uhr 40 Minuten passirten wir die Niveaulinie des gut sichtbaren Corvatsch (3458 m). Noch ehe wir den ersten Bergschrund überschritten — was kurz nach 11 Uhr in 3529 m Höhe geschah —, wurde uns der sehr schöne Anblick der Berner Berge zu theil. Wir begegneten Lawinenzügen, und der Schnee wurde besser; oberhalb des ersten Schrundes hatten wir es stückweise mit Eis zu thun; ein zweiter und letzter Bergschrund wurde 20

Minuten später, in 3668 m Höhe, überschritten. Auf dem Schnee lagen viele verwehte Insekten, auch eine Biene wurde angetroffen.

Der Tag war von seltener Klarheit, entsprechend zeigte sich die Wirkung der Sonne, und auf dieser imposanten steilen Schneehalde trieben Licht und strahlende Wärme ein Spiel, das den Wanderer blendete, seine Haut dörrte und in Blut versetzte. Es mußten nun fast ununterbrochen bis zur Höhe Stufen geschlagen werden — eine Arbeit, welche Hans Graß, wie so häufig, ganz allein auf sich nahm. Wir erreichten um 12 Uhr 20 Minuten eine kleine durchbrechende Felsinsel (3715 m), wo wir rasteten und eine Flasche hinterließen; der Tödi (3623 m) war gut sichtbar, und ich konnte direct constatiren, daß unser Niveau über ihn fortging; doch sei hier daran erinnert, daß horizontale Wäpirlinien, der Erdkrümmung wegen, bei großen Distanzen über höhergelegene Punkte hinweggehen können. Hart rechts von dem 2 Kilometer entfernten Piz Rosseg tauchte das weiße Monte Rosa-Massiv auf; daran schlossen sich die Bernerberge. Wir mußten nun noch einmal 40 Minuten lang steil auf vereistem Schnee ansteigen, betraten dann Fels und kletterten direct zur Scharte auf. Um 2 Uhr 20 Minuten Nachmittags erreichten wir den Fuß des „Felsenthurms“ und standen der Wand gegenüber, über die wir 6 Jahre früher hinabgekllettert waren — gewissermaßen ins Unbekannte.

Aufstiege, wie der soeben zu Ende geführte, müssen zu den selteneren Vorkommnissen gezählt werden. Zwischen den Niveaulinien von 3300 und 3900 m blieb das vereiste Schneefeld ziemlich gleichartig in seiner Steilheit und Oberflächenbeschaffenheit; nur zwischen den beiden Bergschründen kamen wir verhältnißmäßig schnell von der Stelle. Durchschnittlich stiegen wir zwischen 10 und 2 Uhr 160—170 m in der Stunde. Mit Fels hatten wir auf der ganzen Strecke

des Hinmarsches, über welchen nun bereits 12 Stunden verfloßen waren, wenig zu thun. Die beiden Wege zur Bernina-Scharte, der von 1878 und der von 1884, waren also grundverschieden; das galt auch für die Witterungsverhältnisse an den entsprechenden Tagen. Der 12. August 1878 zeigte sich sehr ungerberdig und trug dadurch, im Verein mit der Ungewißheit des Ausgangs, zu dem Eindrucksvollen und Abschreckenden der Landschaft bei. Der 18. September 1884 dagegen war klar und windstill, im strahlenden Glanze standen die Berge da, eine Feiertagstille durchwebte die hehre Welt. Besser konnten wir es gar nicht treffen, und wenn der Himmel auch sonst gnädig blieb, so war die Camera gewiß nicht vergeblich hinaufgeschleppt.

Da der Schartengrund (3975 m) eine Schneide ist und gegen den Morteratschfirn Ueberhang zeigte, so mußte der Apparat auf dem schrägen Hange der Tschirvaseite aufgestellt werden. Das Arbeiten ward dadurch recht schwierig; ich nahm 4 Bilder von der Felswand, über welche wir einst, vom Pizzo bianco kommend, zur Scharte hinuntergeklettert waren, und ließ Hans Graß Staffage bilden. Der intelligente, wohlunterrichtete Hansel ging mir mit kleinen Dienstleistungen geschickt zur Hand; dennoch beanspruchte die ganze Operation eine volle Stunde. Beiden Leuten hatte ich eingeschärft, sich das Terrain, im besonderen die Höhe des Scharstensprunges genau anzusehen, damit sie in Zukunft die fremden Führer nach Gebühr abfertigen könnten, welche ihre Angaben bestritten.

Um 3 Uhr 20 Minuten Nachmittags war alles aufgepackt; in 3 Stunden mußte die Nacht aufziehen, und unser Tagewerk war kaum zur Hälfte beendet. Denn wir beabsichtigten unsern im Jahre 1878 eingeschlagenen Weg zur Scharte nunmehr zu unserem Rückweg zu machen und über die photographisch auf-

genommene Wand den Grat zu erreichen, der als schmale Brücke zum Pizzo bianco hinüberführt; dabei sollte die Höhe der Wand direct gemessen werden. Ich hatte sie ehemals nur geschätzt und ausgesagt, „der Abstieg hätte 60 Fuß betragen“.

Hans kletterte auf, während ich unten blieb; dann maßen wir die Distanz mit den Seilen und verificirten ihre Länge mit allen Vorsichtsmaßregeln am folgenden Tage in Pontresina, unter Assistenz des Dr. J. M. Ludwig; als Resultat ergaben sich 18,0 m, und da $3 \text{ m} = 10 \text{ Fuß}$, so sind $18 \text{ m} = 60 \text{ Fuß}$. Eine solche Uebereinstimmung zwischen Schätzung und Messung ist natürlich Zufall.

Nach Beendigung der Messung kletterte ich zum Scharthorn auf; als letzter folgte Hansel, und um 3 Uhr 54 Minuten waren wir alle drei wieder vereinigt. Wir betrachteten aufmerksam den Gang, welcher von diesem letzten Gratstück nach Osten, zum Morteratschfirn abfällt, und kamen zu der Ueberzeugung, daß bei gutem Schnee ein Traversiren daselbst möglich sei, mit anderen Worten, daß der Gratsprung zur Scharthorn tiefe umgangen werden könne.

Wir begannen den Gratmarsch um 4 Uhr und gebrauchten 40 Minuten, um den Pizzo bianco zu erreichen. Ich habe in der ersten Beschreibung diesen Weg charakterisirt und kann nur von neuem bestätigen, daß das Auge rechts und links in Abgründe schaut. Soviel Aufmerksamkeit aber auch die Uebersteigung verlangte, so wenig Abschreckendes bot sie uns diesmal, weil wir das Terrain kannten und einstens mühsam erobert hatten. Um so mehr fesselte dafür die Aussicht von dieser lustigen Brücke; im besondern auf den Monte Scerscen. Es kommt so selten vor, daß wir gegen Abend in solchen Höhen weilen, und daß die Luft noch dazu so klar ist. Gerade wenn man sich viel in den Hochgebirgen aufgehalten hat, so wird man von dem Ungewohnten des Anblicks ergriffen; das

Colorit wird wärmer, die Profillinien werden schärfer; statt der verblaffenden Morgenröthe sieht man die Abenddämmerung aufziehen, Alles um sich her abtönend, und die ganze Natur wird zu einem Tummelplatz für Farbenspiele. Nur schade, daß der Wanderer, dem solche Freuden zu theil werden, auf bald beginnendem nächtlichen Marsch durch Angst und Noth dafür büßen muß.

Als wir um 4 Uhr 40 Minuten das andere Ende des Grates, den Pizzo bianco (3998 m), glücklich erreichten und von gutem Standpunkte aus den wilden Anblick auf die Scharte und den Piz Bernina hatten, da war höchste Eile geboten. Ich machte 4 identische Aufnahmen dieser merkwürdigen Landschaft, alle trefflich gelungen, und um 5 Uhr 12 Minuten Nachmittags stiegen wir ab, zunächst über den steilen Schnee-
grat, der zur Fuorcla prievlusa (3452 m) führt.

Anfänglich ging Alles vortrefflich; auf der Schneide lag so viel Schnee, daß Fels nirgendwo zu Tage trat. Um 6 Uhr 20 Minuten, als es dunkelte, waren wir ca. 400 m tiefer als der Gipfel, nämlich 3620 m hoch. Hier verließen wir den Grat und betraten die Morteratschseite des Hanges; wir hatten bereits zuvor einen ähnlichen Versuch gemacht, aber die Oberflächenschicht des Schnees hängte sich unter uns in Bewegung, und mit Noth entgingen wir der Gefahr, von dem Schnee mit fortgenommen zu werden. Schließlich mußten wir doch die Schneide aufgeben, weil zwischen dem unteren Ende des homogenen Schnee-
grates und dem „Gefährlichen Joch“ (Fuorcla prievlusa) eine Felspartie eingeschaltet ist, deren Kammlinie wir vermeiden wollten. Als wir hier in den frühen Morgenstunden des 12. August 1878 geklettert waren, da hatten wir wenig Schnee auf den Felsen getroffen. Jetzt war es anders; zwar erfreuten wir uns prachtvollen Wetters, doch währte dasselbe erst seit wenigen Tagen, und zuvor war die

Witterung lange Zeit ungünstig gewesen. Deshalb zeigten sich die steilen Felsen auf allen Abhängen und Vorsprüngen mit losem pulvrigen Schnee bedeckt, der wie schwellendes Moospolster dem Gestein auflag.

Dazu war es Nacht! Schon im eigenen Zimmer bewegt man sich unsicher, wenn es dunkel ist, wie viel mehr in einem Terrain von abschüssigen Felsen, die sich nach beiden Seiten hin in schwarze Tiefen verlieren. Unter solchen Verhältnissen ist es ganz unmöglich, die üblichen Vorsichtsmaßregeln zu beobachten; dagegen ist der Kraftaufwand ein größerer, weil man keiner Stelle traut und sich überall so fest klammert, wie nur irgend möglich. Hans kletterte voran und mußte schauen und schauen, um die richtige Weglinie zu finden. In periodischen Zwischenräumen, wenn der Rand eines neuen Steilabfalls erreicht war, rief er aus: „Jetzt ist's fertig, hier kommen wir niemals ab!“ Das ist so seine Art, die ich schon kannte. Denn immer von neuem ließ er sich muthig und vorsichtig hinunter und hatte dabei noch eine kleine Laterne in der Hand. Auch der zweite Mann, Hansel Graß, kletterte unter erschwerenden Umständen; er war der letzte, konnte also aus dem Seil keinen Nutzen ziehen; ebenso wenig — der Entfernung wegen — aus dem schwachen Schein der Laterne; das Alles hätte ihn nicht verdrossen, weil er in der That ein sehr guter Kletterer ist und bei anderen Expeditionen als leitender Führer fungirt; aber er trug auf dem Rücken den photographischen Apparat und quer darauf geschnallt das Stativ, welches zusammengelegt noch immer 86 cm Länge hat.

Obwohl Hans Graß schon seit 15 Jahren mein Gefährte in den Bergen ist, so war ich doch von neuem über die wundervolle Leistung des 55jährigen Mannes erstaunt, der seiner Unsicherheit nur in Worten Ausdruck ließ und thatsächlich die

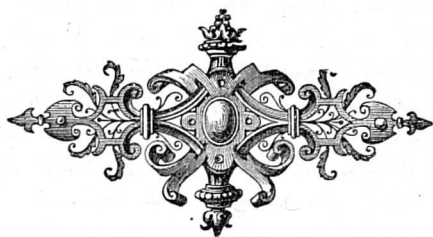
Expedition mit unvergleichlicher Sicherheit durch Nacht und Fels führte. Während zweier Stunden — bis gegen 9 Uhr Abends — waren wir darauf gefaßt, den nächsten Morgen hier oben erwarten zu müssen. Wann die *Suorcla prievlusa* passirt wurde, das vermag ich nicht anzugeben; denn sobald wir das Felsengebiet überwunden und den Fuß wieder auf Schnee gesetzt hatten, eilten wir abwärts, und an Notizen mit Bleistift war nicht zu denken. Um 8 Uhr 40 Minuten Nachts waren wir bis zu 2969 m abgestiegen, hatten uns also in 3½ Stunden um etwa 1000 m gesenkt. Wir hielten, völlig erhitzt, bei dem ersten fließenden Wasser an, löschten den durch Arbeit und Enthaltbarkeit gesteigerten Durst und empfanden sehr bald eisige Kälte.

Nun folgte eine Wanderung, die wechselnd über das Eis des Tschiervagletschers, seine rechte Seitenmoräne oder das anstehende Gestein führte. Um 10 Uhr 15 Minuten Nachts endlich lösten wir uns vom Seil und passirten die obere Tschiervahütte um 11 Uhr 4 Minuten. Um Mitternacht hatten wir guten Boden unter uns und erreichten gegen 1 Uhr Morgens, am 19. September, das kleine Hotel im Rosegthal. Wir hatten es 23 Stunden zuvor verlassen und benutzten nun die vierundzwanzigste, um den behenden Wirth herauszuklopfen und uns an seinen Vorräthen zu stärken. Nach einstündiger Rast brachen wir auf und wandelten nach Pontresina, von dessen Kirchthurm es bei unserem Einzug 3 Uhr schlug. Ich schlief nur wenige Stunden und bat den Photographen Herrn Flury, die heimgebrachten acht Platten zu entwickeln. Je vier zeigten dasselbe Bild, alle waren brauchbar. Dann wurde die Messung mit den Seilen verificirt. Die beiden verknüpften Seile waren gerade gespannt, als Hans auf der Höhe der Schartenecke stand und ich mit den Händen den Absturz berührte:

Länge des ersten Seils	8,80 m
" " zweiten " 	13,20 "
	<hr/>
	22,00 "
Davon abzuziehen:	4,00 "
	<hr/>
Wirkliche Tiefe	18,00 m.

Die abgezogene Länge von 4 m bezieht sich darauf, daß wir bei der Messung das Seil um den Leib geschlungen trugen, was 3,40 m für uns Beide ausmachte; ferner daß durch Verknüpfung der Seile eine Verkürzung um 0,60 m stattfand.

Als Zeichen unserer Anwesenheit hatten wir zwei Flaschen mit rothen Etiquettes in der Berninascharte zurückgelassen; man sieht sie, wenn man vom Pizzo bianco aus das Ende des Grates erreicht hat.





Piz Morteratsch (3754 m).

(1885.)

Swanzig Jahre waren gerade seit meinem ersten Besuch der Berninagruppe verflossen, und doch hatte ich trotz wiederholter Rückkehr in dieses Gebiet die häufigst betretene Spitze nicht erreicht: die des Piz Morteratsch. Der gewöhnliche Weg führt vom Rosegthal aus über die sogenannte Terrasse und läßt den Piz Tschierva linker Hand. Ein anderer Weg führt von der andern Seite des Gebirges aus dem Morteratschthal hinauf und vereinigt sich in der Höhe mit dem erstgenannten Wege. Ich wählte, begleitet von Hans Graß, einen dritten Weg, der bisher noch nicht versucht war, viel mehr Abwechslung gewährt und an keiner Stelle außergewöhnliche Schwierigkeiten bietet. Siebzehn Minuten unterhalb der Spitze vereinigte er sich mit dem alten Weg.

Wir verließen am 26. August 1885 um 4 Uhr Morgens die Bovalhütte (2459 m). Von hier aus liegt der Piz Morteratsch in südwestlicher Richtung; die Augenlinie mißt 2400 m, steigt aber fast 33° an; denn die Niveaudifferenz zwischen der Spitze und der Hütte beträgt fast 1300 m. Weder

für Leute, die im Beginn, noch für solche, die am Ende ihrer alpinen Laufbahn stehen, kann es eine schönere Besteigung geben.

Die Steilheit des Aufstiegs, die Güte des granitischen Gesteins, ein wenig Gefahr durch ein von Gletscherabfall bedrohtes Wegstück, der Wechsel von Fels mit Eiszefeldern, von Klettern und Stufenschlagen halten der hübschen Expedition die Eintönigkeit während des Marschirens fern; und wenn man stillsteht, Umschau zu halten, so wird man durch den Anblick der hintereinander geschobenen Gebirgsketten belohnt; man sieht sie deutlich gegeneinander abgetönt, je weiter, desto lichter, besonders in der Richtung des Ortler. Man hat einen sehr guten Blick auf den Berninagrät, sieht Piz Zupò, Bellavista, Palù und Cambrena.

Unser Weg ging fast direct auf die Spitze los; man konnte deutlich wahrnehmen, daß der Gletscher des nordöstlichen Berghanges stark abgeschmolzen war; eine Verbindung mit dem großen Morteratschgletscher fehlt ihm schon lange, aber noch die letzten Jahre haben eisbedeckte Felspartien freigelegt. Ein großer Theil der Besteigung verlief auf einer Felsrippe, die sich auf der Karte keilförmig nach Ostnordost von oben her gegen den Gletscher vorgeschoben darstellt.

Nach Verticalzonen gliedert sich die Besteigung so:

- 4 Uhr 5 Min. — 4 Uhr 50 Min.: Wir stiegen 277 m hoch von Boval aus über Geröll und Fels;
- 4 Uhr 50. — 5 Uhr 45.: 200 m über Eis und Firn, viel Stufen;
- 5 Uhr 45. — 6 Uhr 38.: 307 m über die Felsen der oben-erwähnten Rippe; hart über uns Gletscherabfall, daher schnell.
- 6 Uhr 38. — 7 Uhr 17.: In 3256 m angelangt; Frühstückspause;

7 Uhr 17. — 8 Uhr: 214 m weiter über Fels;

8 Uhr — 8 Uhr 30.: 141 m über Eis; Ende des neuen Weges;

8 Uhr 30. — 8 Uhr 57.: 143 m über Firn auf dem alten Wege.

Auf dem Gipfel machte ich eine Bestimmung des Wassersiedepunktes mittels eines Baudinschen Hypsothermometers, um eine Controlle für die Aneroide zu erhalten, und fand dafür $87^{\circ} \cdot 66$ C.

Das Wetter wurde schlecht; wir verließen den Gipfel nach $\frac{5}{4}$ stündigem Aufenthalt, gingen im Nebel über den ungefährliehen Gletscher bis zur Terrasse (3125 m) und stiegen von dort auf einem stark abkürzenden Wege in zwei Stunden zum Rosegrestaurant hinab. Der gewöhnliche Weg beschreibt einen weitem Bogen.

Am 2. September desselben Jahres erhielt ich eine gute Photographie des Piz Morteratsch und meines Aufstiegs, aufgenommen von dem Gletscher gleichen Namens aus, in der Nähe der Bobalhütte.

Mit diesen Notizen über den Piz Morteratsch haben die Schilderungen meiner Hochgebirgsfahrten ihr natürliches Ende erreicht. Aus der Gesamtheit alles an Ort und Stelle Geschauten wurde herausgewählt, was von Interesse erschien. Wenn die Darstellung dadurch einbüßte, daß die erzählende Person stets wiederkehrte, so gewann sie andererseits durch die unmittelbare Beziehung zwischen Leser und Autor; und selbst als Staffage einer Berglandschaft kann der Reisende noch in soweit nützlich sein, als er dem Leser einen Maßstab liefert für die Größe der geschilderten Natur.

Ganze Episoden in meinen alpinen Unternehmungen, auch den größeren, sind trotzdem hier gar nicht berührt worden; und der im

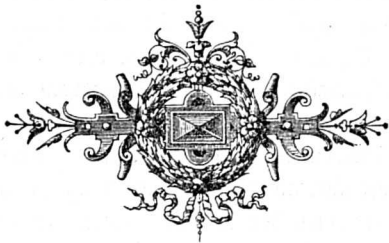
Anhang gegebene Vortrag über „Das Wandern im Hochgebirge“ gründet sich auf einer breiteren Unterlage, als dieses Buch sie liefert und liefern durfte. Auch machen wir viele Wahrnehmungen gerade unter Verhältnissen, die an und für sich nicht erwähnt zu werden verdienen: auf harmlosen Spaziergängen, an Ruhetagen in hochgelegenen Schutzhütten, beim behaglichen Verweilen auf sanftgeneigten Gletschern. Würden wir ausschließlich unter den strengen Bedingungen eines schwierigen Unternehmens beobachten, so würde uns manches Bemerkenswerthe entgehen.

Nicht immer bin ich so egoistisch, nur auf die Erreichung des selbstgegebenen Zieles bedacht, zu Werke gegangen, wie es nach den voranstehenden Schilderungen erscheinen muß; wenn es sich um Expeditionen von Freunden handelte, welche meine Begleitung nicht verschmähten, so habe ich mich am liebsten in die zweite Linie gestellt und von da aus nützlich zu machen versucht. Anderen gerade da etwas zu sein, wo man sich selbst gehoben fühlt, ist eine Freude, wie es wenige giebt, — eine Freude, für welche das Alter allerdings empfänglicher ist, als die Jugend.

Die meisten solcher gemeinsam unternommenen Touren machte ich in Begleitung einer Dame, deren Obhut mir von ihrem Gemahl, meinem Freunde, anvertraut wurde. Diese Unternehmungen ziehen sich durch eine zu lange Reihe von Jahren hin, machen einen zu beträchtlichen Theil meiner alpinen Erlebnisse aus, als daß ich ganz davon schweigen dürfte. Wir pflegten für dieselben nur noch einen Führer mit uns zu nehmen, in Pontresina Hans Graß, in Zermatt Alexander Burgener, und haben in dieser Combination manche schwierige Kletterei ausgeführt, manchen hohen Gipfel erstiegen, beispielsweise das Rothhorn bei Zermatt und das Matterhorn; daß wir die Berninascarte nicht miteinander wiederholten, zerßlug sich nur an äußeren Umständen.

Es gab überhaupt nichts in den Alpen, was ich nicht bereit gewesen wäre, in Gemeinschaft mit dieser Dame und einem der genannten Führer zu versuchen. Was wir auch unternehmen mochten, stets nur konnte ich von meiner Begleiterin lernen; Milde und Energie, Freude an der großen Alpenschöpfung, Unbefangenheit bei jedem kühnen Wagniß, Gleichmuth bei Kälte und Ermattung, Bescheidenheit nach dem Erfolg und Dank für gern geleistete Dienste: das waren die Dinge, die sie schweigend lehrte.

Ein Buch, welches von mancherlei Anstrengung und Fährlichkeit, von Lebensfreude und Todesfurcht, von der Erhabenheit des Hochgebirges und von seinem Schrecken handelt, darf wohl mit dem Namen der Frau schließen, die alles dies mit dem Autor getheilt hat, mit dem Namen Ada Caetani, Herzogin von Sermoneta.





Anhang.

Das Wandern im Hochgebirge.

Ein Vortrag, gehalten vor Alpinisten.

(1880.)

I.

1. Die Zwecke, welche durch das Betreten des Hochgebirges angestrebt werden, sind sehr verschiedener Art und sind oft besprochen worden. Aber sie mögen so verschieden sein, wie sie wollen, man wird finden, daß ihrer möglichst vollkommenen Erreichung eine und dieselbe Bedingung zu Grunde liegt: die Bedingung nämlich, daß wir in dem Kampfe mit einer widerstrebenden Natur die Sieger bleiben. Die Frage, welche sich daher fast von selbst aufwirft, ist die, welcher Mittel es bedarf, um jenen Kampf aufzunehmen und durchzuführen.

Wenn wir uns die Eigenthümlichkeit des Hochgebirges in die Erinnerung zurückrufen und den Blick jenseit der Wälder und der Alpenmatten schweifen lassen, so sehen wir ein Bild erhabener Einsamkeit, in welchem schroffes Gestein sich mit Eis und Schnee in wildem Wechsel gruppirt. Felswände und Felsfegeln, Eishänge und zerklüftete Schründreviere, Schnee-

felder und Schneeüberhänge erscheinen dem anfangs geblendeten Auge regellos angeordnet, und erst ein längeres, ruhiges Verweilen zeigt, daß hier, wie überall, Ursache und Wirkung in Gesetzmäßigkeit miteinander verkettet sind.

In einem solchen Gebiet zu wandern, seine hohen Paßübergänge zu überschreiten, seine schroffen Gipfel zu erklettern und gesund und frisch heimzukehren, das ist die nächstliegende, die fundamentale Aufgabe des Alpinisten.

Zu ihrer Lösung können wir uns zum großen Theil selbst die Mittel liefern: durch Kenntniß des Gebirges, durch Ausdauer, Kraft und Geschicklichkeit, durch richtige Vertheilung von Kühnheit und Vorsicht — aber doch eben nur zum Theil; den andern Theil muß uns das Glück liefern, indem es uns fernhält, was wir nicht bekämpfen können. Denn wir mögen unser ganzes Leben in den Bergen zugebracht haben, so genau werden wir ihre Natur nie ergründen, daß wir sagen könnten: zu der und der Stunde, an dem und dem Ort wird eine Lawine fallen, oder wird der Schnee abrutschen, oder wird das Eis zusammenbrechen, oder wird ein Stein Schlag kommen, oder wird die Schneebrücke zu schwach geworden sein, uns zu tragen. Wir können höchstens auf Grund von Analogien vermuthen, daß der Eintritt eines jener Ereignisse wahrscheinlich ist.

Die an das Hochgebirge geknüpften Schwierigkeiten des Wanderns beruhen auf räumlichen Verhältnissen. Die weite Erstreckung der Flächen, in horizontaler wie in verticaler Richtung, findet im Mittelgebirge kein Analogon und würde, auch wenn sonst keine Unterschiede stattfänden, von dem Wanderer einen größeren Kraftaufwand verlangen als dort. Aber die verticale Erhebung begründet nach zwei Richtungen hin Besonderheiten für die Oberfläche, durch deren Beschaffenheit die Technik des Bergsteigers auf Schritt und Tritt herausgefordert wird.

Die Erhebung des Gebirges in die dünneren Schichten des Luftmeeres hat einerseits eine Abnahme der Temperatur, andererseits eine Zunahme in der Wirkung der directen Sonnenstrahlen zur Folge. Dadurch wird der Verwitterung Vorschub geleistet, soweit dieselbe von dem Gefrieren des Schmelzwassers abhängt, welches in die Haarspalten und feinen Risse des Gesteins eindringt. Die zerstörenden Einflüsse der Atmosphäre und ihrer Feuchtigkeit wirken besonders merkbar auf das nackte, durch nichts geschützte Gestein. Jedoch ist je nach der Beschaffenheit desselben die Wirkung eine verschiedene; und wir sehen die Felsenflächen bald als glatte Platten, bald mit Trümmern beladen, bald mit kleinen Vorsprüngen oder mit einer ablösbaren Schichte faulen Gesteins bedeckt, bald efig ausgearbeitet wie einen Steinbruch.

Aber eine noch stärker durchgreifende Folge der Erhebung und Abkühlung ist es, daß die atmosphärische Feuchtigkeit als Schnee und nicht als Regen niedergeschlagen wird, daß die aufgehäuften Massen gegeneinander drücken oder Spannungen erleiden, daß sie sich allmählich in Eis verwandeln, daß Risse und tiefe Klüfte in ihnen entstehen, daß sie nach abwärts drängen und Thalgründe noch mit Eis erfüllen, deren Hänge mit kräftigem Baumwuchs bestanden sind.

2. Ein Terrain also, dessen Faltungen uns als hohe Rücken, als scharfe Felsengrate, als riesige Kuppen, als Pyramiden und Bähne entgegentreten; ein Terrain, aufgebaut aus sehr verschiedenartigem Gestein, von der Verwitterung in mannigfachen Formen zernagt, bedeckt mit Schnee, mit Eis, mit allen Zwischenstufen des Firns; bald aufgerissen zu eifigen Phantasiegebilden, bald gleichmäßig hingezogen in unabsehbaren Schneefeldern; ein Terrain, dessen Hänge alle Neigungen von der Horizontalen bis zur Senkrechten bieten, das selbst Ueberhänge

zeigt — das ist der Schauplatz unserer Thätigkeit. Hier sollen wir wandern, ohne zu fallen.

Das vermögen wir im allgemeinen nicht. — Selbst bei dem heutigen Stande der Alpentechnik bedecken die Pfade, welche dem menschlichen Fuß unbetreibar sind, ein größeres Areal, als die, welche es nicht sind.

Unsere Aufgabe ist daher eine doppelte. Einmal müssen wir diejenigen Wege im Hochgebirge ausfindig machen, welche der entwickelten Kraft und Fertigkeit überhaupt offen stehen; und zweitens müssen wir die so bestimmten Wege nun auch wirklich zurücklegen; es liegt uns also das Verhältniß von Plan und Ausführung vor. Den Plan kann nur entwerfen, wer innig mit dem Hochgebirge vertraut ist; die selbstständige Ausführung nur übernehmen, wer die Kunst des Bergsteigens zu üben gelernt hat.

Eine solche Kunst läßt sich nicht lehren, sonst wäre sie eben keine Kunst, und sonst könnte ein Jeder ein Alpinist sein. Das Beste, was wir vollführen, geschieht instinctiv; und die Regeln, welche sich aussprechen lassen, sind weiter nichts, als was die Beobachtung unseres eigenen Verhaltens auf den Bergen in Worte zu fassen erlaubt. Immerhin bleibt es wünschenswerth, daß einmal Rechenschaft davon abgelegt werde, welcher Art die Vorgänge beim Bergsteigen sind, und weshalb kleine Verschiedenheiten bei dem Gebrauch unserer Gliedmaßen und der Haltung des Körpers so große Unterschiede, wie Feststehen und Fallen, bedingen können.

Es handelt sich bei diesen Vorgängen vornehmlich um ein Spiel unseres Schwerpunktes, um richtige Verlegung und Unterstützung desselben. Das Gehen auf der horizontalen Ebene besteht überhaupt in nichts Anderem. Aber auf der schiefen Ebene complicirt sich der Proceß dadurch, daß wir auch bei richtig unterstütztem Schwerpunkt zur Tiefe fahren

können; denn zu dem Fallen tritt hier das Gleiten. Das Fallen besteht in einer drehenden Bewegung des Schwerpunkts um eine Axe, das Gleiten in einer geradlinigen Bewegung. Aus Fallen und Gleiten setzen sich alle Erscheinungen eines Sturzes zusammen; in der Vermeidung desselben besteht die negative, in dem Vorwärtstommen die positive Seite unserer Kunst.

3. Wir dürfen uns nur einige elementare Erkenntnisse der Mechanik in die Erinnerung zurückrufen, um daraus gewisse Regeln herzuleiten, die jeder gute Bergsteiger unbewußt beobachtet.

Bei einem Körper, welcher auf einer schiefen Ebene ruht, können wir unterscheiden: 1. den Gesamtdruck auf die Unterlage; 2. die Vertheilung dieses Druckes auf die Stützpunkte, in denen sich die Basis des Körpers und die Unterlage berühren; 3. die Lage des Schwerpunktes zur Basis und die davon abhängige Stabilität des Körpers; 4. die Größe des Gleitungsbestrebens; 5. die Art der Vertheilung des letzteren auf die vorhandenen Stützpunkte; 6. die Größe der Reibung zwischen Basis und Unterlage.

Der Druck auf die Unterlage ist dem Gewicht des Körpers nur dann gleich, wenn dieselbe horizontal ist. Mit wachsender Neigung tritt eine stete Verringerung des Druckes ein, und zwar geschieht die Abnahme proportional dem Cosinus des Neigungswinkels.

Die Vertheilung des Druckes hängt ab von der Zahl und Anordnung der Stützpunkte; ferner von der Lage des Schwerpunktes gegen die Basis. Der Schwerpunkt muß, damit der Körper nicht falle, senkrecht über irgend einem Punkte der Basisfläche liegen. Während nun zwei Körper, deren Schwerpunkte die angegebene Bedingung erfüllen, das

miteinander gemein haben, daß sie nicht fallen, so werden sie doch in bezug auf den Grad des Feststehens, d. h. ihrer Stabilität, Unterschiede darbieten.

Die Stabilität des Körpers bemißt sich nach seinem Gewicht und nach dem Spielraum, welcher den Drehungen des Schwerpunkts um irgend eine Seite oder Kante der Basis gelassen ist, ohne daß der Körper umfällt. Sie wird also im allgemeinen bei demselben Körper verschieden groß sein, je nach der Lage der Drehaxe zu dem Schwerpunkt. Die Stabilität wird um so gleichmäßiger nach allen Seiten hin ausfallen, je centraler die Basis von der Schwerpunktsverticalen getroffen wird, und um so größer sein, je tiefer einerseits der Schwerpunkt liegt, je größer andererseits das Gewicht des Körpers ist.

Auch das Gleitungsbestreben ist dem Gewicht des Körpers proportional; mit der Steilheit der Fläche wächst es, und zwar proportional dem Sinus des Neigungswinkels. Auf einer horizontalen Unterlage ist das Gleitungsbestreben gleich Null. Die Vertheilung desselben auf die vorhandenen Stützpunkte geschieht genau ebenso, wie die Vertheilung des Drucks, hängt also von der Lage des Schwerpunkts gegen die Basis ab. Ist z. B. in einem Stützpunkt der Druck noch einmal so groß, wie in einem andern, so ist es auch das Gleitungsbestreben.

Durch die Reibung wird dem Gleitungsbestreben entgegengewirkt, und ohne sie würde jeder Körper auf jeder schiefen Ebene nach abwärts gleiten. Bei der ungleichartigen Beschaffenheit der Flächen, mit denen wir es zu thun haben, wechselt die Reibung von Punkt zu Punkt; nicht die physikalische Natur der reibenden Flächen ist hier das Maßgebende, sondern ihre unebene Beschaffenheit.

4. Wollen wir diese Betrachtungen auf uns und auf die Berge anwenden, so dürfen wir nur an Stelle der Unterlage oder schiefen Ebene die Oberfläche des Gebirges, an Stelle der

Basis des Körpers unsere Sohlen, an Stelle des Körpers selbst unseren eigenen Körper setzen. Die Bedingungen für die Stabilität, für die Größe des Gleitungsbestrebens und der entgegenwirkenden Reibung bleiben an und für sich dieselben, aber wir haben es in unserer Gewalt — und darin eben liegt die Kunst — sie möglichst günstig für uns zu gestalten. Wir können den Schwerpunkt durch Biegungen und entsprechende Haltung unseres Körpers so legen, daß selbst größere Schwankungen uns nicht zu Fall bringen; wir können durch passendes Aufsetzen des Fußes und durch passende Wahl der Bodenstelle das Gleitungsbestreben möglichst klein, die Reibung möglichst groß machen, d. h. wir können das Fallen wie das Gleiten vermeiden. Damit das Gleiten thunlichst vermieden werde, wenn der Fuß einmal aufgesetzt ist, muß der Schwerpunkt so liegen, daß der größte Druck, also auch das größte Gleitungsbestreben, auf diejenigen Theile der Sohle fällt, welche die größte Reibung vom Boden aus erfahren; eine solche Lage des Schwerpunkts ist nun aber zuweilen der Stabilität wenig günstig, und eine kleine Schwankung kann ein Fallen zur Folge haben. Wir müssen daher unseren Körper so in der Gewalt haben, daß wir auch gegen kleine Schwankungen gefeit sind, und dazu gehört, daß wir mit dem Fußgelenk starke Spannungen ertragen und hervorbringen können; denn die Schwankungen des Fußgelenks sind es vornehmlich, welche sich in den Schwankungen des Schwerpunkts vergrößert wiederholen. Hier also treffen wir zum ersten Mal auf die wichtige Rolle, welche dem Fußgelenk beim Bergsteigen zufällt.

Nicht immer genügt die Ausnützung der Reibung, damit wir auf geneigten Flächen vor dem Gleiten bewahrt bleiben; und in solchen Fällen helfen wir uns dadurch, daß wir das Gleitungsbestreben künstlich verringern. Wir verfahren dabei nach dem Vorbild einer Treppe; denn diese ist nichts anderes

als eine steile Fläche, welche durch horizontale Stufen künstlich so hergerichtet ist, daß bei jedem Schritt das Gleitungsbestreben gleich Null wird. So bewirken wir beispielsweise beim Aufstieg auf Schneefeldern durch das bloße Eindringen unseres Fußes, daß die Sohle weniger steil geneigt ist, als das Schneefeld. Auf hartem Eise aber können wir das nicht und hier schlagen wir mit der Axt eine Stufe. Dieses letztere Mittel versagt indessen auf dem nackten Fels, und deshalb kommt hier Alles darauf an, daß die kleinen Vorsprünge und Rauheiten richtig von dem Auge tagirt und von dem Fuß für eine möglichst horizontale Lage ausgenützt werden. Im allgemeinen wird auf dem Schnee, wie auf Fels und Eis, die dem Fuß gebotene Fläche, auch bei künstlicher Herrichtung oder sorgfältiger Auswahl des Tritttes, eine schräge sein.

Das Aufsetzen der ganzen Sohle, welches der größeren Stabilität und Reibung wegen am wirksamsten vor dem Fallen und Gleiten schützt, erfordert nun aber meist Biegungen des Fußgelenks, wie sie beim gewöhnlichen Gehen nicht vorkommen, nämlich seitliche Biegungen nach rechts und links, denen sich natürlich auch noch die Biegungen von oben nach unten zugesellen. Es ist eine besondere Fertigkeit, mit seitlich stark durchgebogenem Fußgelenk die Last des Körpers ohne Zittern zu tragen; aber wer diese Fertigkeit erlangt hat, der wird großen Nutzen aus ihr ziehen. Beiläufig bemerkt ist dies der Punkt, wo die Kunst der Berge sich mit einer Kunst der Ebene, dem Schlittschuhlaufen, berührt. In Wirklichkeit ist es freilich nicht immer möglich, den Fuß mit der ganzen Sohle aufzusetzen.

5. So Vieles über die Bedingungen des sicheren Stehens; worauf nun Ausdauer und Sicherheit des Gehens im Gebirge beruhen, das ergibt sich von selbst durch folgende Analyse.

Ein Schritt aufwärts bedeutet eine Hebung des Schwerpunktes und kann verschiedenartig ausgeführt werden; denn er setzt sich aus mehreren Elementarbewegungen zusammen, deren Antheil an der Gesamtbewegung in unser Ermessen gestellt ist. Befindet sich beispielsweise der rechte Fuß höher als der linke, das rechte Bein also voran, so kann die Hebung dadurch bewirkt werden, daß der Schwerpunkt durch Vorbeugen des Oberkörpers über den rechten Fuß gebracht, und nun das rechte Bein durch seine eigene Muskelkraft gestreckt wird. Das würde allerdings ein sehr sicheres Verfahren sein, aber ein zu zeitraubendes und anstrengendes. Man erleichtert sich deshalb die Sache dadurch, daß man das vorangesetzte rechte Bein und auch das tiefer stehende linke (dieses in geringerem Maße) so im Fuß-, Knie- und Hüftgelenk durchbiegt, daß sie federn wie zum Sprunge, sich abschwingt und dann die Streckung des rechten Beines vornimmt d. h. die Hebung des Schwerpunktes vollendet. Durch das Abschwingen wird allerdings ein Gleitungsbestreben erzeugt, sobald der Fuß auf schräger Unterlage ruht; auch wird das Terrain ruckförmig belastet. Man muß deshalb die Einzelbewegungen so combiniren, daß die Sicherheit nicht gefährdet wird durch ein Uebermaß des Abschnellens; noch der Kraftvorrath durch ein Uebermaß des Hebens mittels bloßer Streckung.

Bei einem Schritt abwärts senkt sich der Schwerpunkt; aber die Bewegung ist nicht die des freien Fallens, sondern wird aufgehalten durch eine Muskelanspannung des stehengebliebenen Beins; je langsamer dieses sich in Knie-, Fuß- und Hüftgelenk krümmt, desto größer ist die Kraftausgabe, desto sanfter die Bewegung, desto geringer der Stoß, mit welchem das andere Bein die tiefere Bodenstelle trifft. Die Intensität dieses Stoßes wird durch das elastische Federn der Gelenke abgeschwächt und muß nach dem Terrain bemessen werden:

das zurückgebliebene Bein soll nicht durch übergroße Verlangsamung des Stoßes unnütz angestrengt werden; aber der Stoß des vorgekehrten Beines soll auch so sanft sein, daß der Fuß weder gleitet, noch daß das Gestein ausbricht.

Die Erfahrung bringt den Kletterer bald zu der Einsicht, daß ruck- und stoßförmige Bewegungen in vielen Fällen schädlich sind, daß schlechtes Terrain am sichersten durch sanft-elastische Bewegungen bezwungen wird. Dazu bedarf es allerdings einer gewissen Kraft vornehmlich in den Knien, und im besonderen müssen die Fußgelenke gut federn. Freilich bedarf es auch der Umsicht und Ruhe, und es gilt für das Klettern, was für das Leben überhaupt gilt, wo der Besonnene der Ueberlegene ist, der heftig Aufbrauende unterliegt.

Bei allen Kletterbewegungen zeigt sich nun, von wie großem Nutzen der Gebrauch des Absatzes für die sichere Ausführung des Schrittes ist.

Machen Sie an einer hohen Stufe das Experiment des langsamen Erhebens: einmal nur mit Aufsetzen des Ballens und dann mit Aufsetzen des ganzen Fußes, indem Sie nun den Hauptdruck auf den Absatz legen; und Sie werden sich überzeugen, um wie vieles langsamer, ruhiger, sicherer der Schritt im letzteren Falle ausgeführt wird, als im ersteren. Je häufiger Sie den Schritt in der einen oder anderen Weise wiederholen, um so deutlicher wird sich der Unterschied herausstellen. Ein ähnlicher Unterschied zeigt sich, wenn man eine Treppe bald auf die eine, bald auf die andere Art ersteigt; man sollte es sich zur Regel machen, Treppen so zu ersteigen, daß man stets auch den Absatz auf die Stufen setzt.

Der Gebrauch des Absatzes führt von selbst zur Benutzung der Wölbung des Fußes; diese kann zuweilen wie ein Griff wirken und kommt namentlich auf nassem Gestein zur Verwerthung, wo Vorsprünge und Ranten gestatten, daß der

Hauptdruck des Körpers auf die Stelle zwischen Ballen und Absatz gelegt wird.

6. Nun ist das Terrain häufig so steil oder so glatt, daß man ohne besondere Hilfsmittel nicht weiter oder zu Fall kommen würde. Diese besonderen Hilfsmittel sind zunächst unsere Hände und die Nägel unter den Schuhen; dann der Stock und das moderne Eis- oder Gletscherbeil, gemeinhin „Pickel“ genannt. Alle dienen dazu, entweder die Reibung zu vergrößern und das auf die Füße wirkende Gewicht zu verringern, d. h. dem Gleiten vorzubeugen, oder die Stützfläche für den Schwerpunkt zu vergrößern, d. h. dem Fallen vorzubeugen. Die Hände sind uns namentlich im steilen Felsenterrain von unersetzlichem Werth. Aber hier heißt es, wie bei dem Fuß, den Werth der kleinen Vorsprünge mit dem Auge richtig tagiren, die Hand sanft tastend auflegen, sich durch langsam gesteigerten Druck oder elastischen Schwung, nicht durch ein plötzliches Reißen, dem unzuverlässigen Gestein anvertrauen. Freilich wird sich der mit schwierigen Touren nicht Vertraute kaum eine Vorstellung machen können, wie kleine Vorsprünge der Hand noch einen Halt bieten; das bloße Auflegen der Fingerspitzen kann genügen, um den ganzen Körper vor dem Fallen zu schützen — wenigstens für kurze Zeit. Das aber sind meist die kritischen Lagen, wo man weder mit den Füßen allein, noch mit den Händen allein, Halt hat und dann in solcher Lage längere Zeit verbleiben muß, weil weiteres Fortkommen auf Hindernisse stößt.

Die schwerste Aufgabe fällt den Händen und Armen beim Klettern dann zu, wenn der sogenannte „Griff“ fehlt, und die Hand flach aufgelegt werden muß; in einem solchen Falle sucht man sich vornehmlich auf die Maus der Hand zu stützen, und indem man ihr eine geringe drehende Bewegung giebt, stemmt man sich auf. Sehr vielen mißlingt ein solcher Versuch, und

die Leute leichten Gewichtes sind vor den schweren im Vortheil; denn beim Klettern kommt es nicht auf die absolute, sondern auf die relative Kraft an, d. h. auf das Verhältniß der Kraft, die dem Menschen eigen ist, zu dem Gewicht, das er besitzt. Dieser Begriff der relativen Kraft ist ein Analogon zu dem mechanischen Begriff der „Beschleunigung“. Im Durchschnitt verfügt von zwei normal ausgebildeten Menschen der schwerere über die größere absolute Kraft, der leichtere dagegen über die größere relative Kraft.

Unter Umständen machen Passagen eine Art von Kletterei nöthig, die immer etwas Precäres hat. Wo plattenartige Felsbildungen auftreten, und weder Hand noch Fuß ausreichende Unterstützung finden, da vertheilt man das Gewicht des Körpers und vergrößert die Reibung, indem man sich mit dem ganzen Körper gegen den Felsen legt und Druck mit dem Knie zu gewinnen sucht; dann bilden Fußspitze und Knie gewissermaßen einen verlängerten Fuß. Die Knie können auch sonst zuweilen gute Dienste leisten. Ein sanftes Anlehnen derselben gegen sehr steile Schneewände erhöht die Stabilität sowohl beim Stillstehen wie bei der Ausführung eines Schrittes. Wo ein sehr hoher Schritt nach aufwärts oder abwärts auszuführen ist, und wo ein Abschnellen oder Niederstoßen des Fußes zu gefährlich erscheint, da wird das Knie des einen Beines aufgesetzt, während das andere Bein die Bewegung ausführt.

7. Für gefährliches Terrain, d. h. für Terrain, in welchem ein Fehltritt den Sturz zur Folge hat, werden die Hauptregeln des Verhaltens so zusammengefaßt werden können:

1. Der Fuß muß, wo immer es angeht, mit der ganzen Sohle und dem Absatz aufgesetzt werden; wo dies nicht mehr möglich ist, da sollte man versuchen, wenigstens den Rand von Sohle und Absatz gleichzeitig aufzusetzen und stets gute Druckföhlung im Absatz behalten. Nur bei sehr steilen Schneefeldern

ist es besser, auf den Ballen allein aufzusteigen, auf den Absätzen allein abzustiegen.

2. Hand und Fuß müssen sanft aufgelegt oder aufgesetzt werden, so daß man noch rechtzeitig fühlt, ob die Unterlage halten wird oder nicht. Die Vorsprünge müssen möglichst nahe an der Einfügungsstelle belastet werden, lose Steine wo möglich senkrecht über ihrer Basis. Die Ausführung ist Gefühlssache; unter einem ungewandten Kletterer bricht mancher Stein aus, der unter einem geschickten Mann zur guten Stütze wird; und oft bewirkt eine kleine Drehung des Fußgelenks, daß ein loser Stein liegen bleibt, statt ins Rollen zu kommen.

3. Beim Aufwärtsklettern bleibt die Körperlast so lange auf dem feststehenden Bein ruhen, bis der vorgehende Fuß ganz festgestellt ist; dann wird der Schwerpunkt durch Vorbeugen des Oberkörpers verschoben, die Hebung durch ein sanftes Abschnellen des zurückgebliebenen Beines eingeleitet und durch Strecken des voranstehenden zu Ende geführt; je weniger man der neuen Stützfläche traut, um so sanfter muß das Abschnellen geschehen, ja zuweilen muß es ganz unterbleiben.

4. Beim Abwärtsklettern muß man Knie- und Fußgelenk des ruhenden Beines langsam so tief einbiegen, daß das andere Bein mit federndem Fußgelenk und ohne heftigen Stoß, oft nur tastend, die tiefere Stufe erreichen kann; dann muß man den Schwerpunkt von dem hinteren Bein auf das vordere verlegen, auf diesem sich feststellen und nun den nächsten Schritt beginnen. Das starke Anspannen des Kreuzes und des Fußgelenkes sowie kräftige Druckföhlung mit dem Absatz geben der Bewegung besondere Sicherheit.

5. Föhlt man sich nahe einem Fall, so muß man sich klein machen, ein wenig in die Knie legen, dann einen Moment ruhig warten und tief Athem schöpfen.

6. Bei sehr steilen Stellen, mag man aufwärts oder ab-

wärts gehen, muß man das Gesicht gegen die Wand kehren und Arme und Hände ebenso stark in Gebrauch nehmen, wie Beine und Füße; Gleiches ist erforderlich, wenn man horizontal um eine vorspringende Felssecke sich windet.

8. So nüchtern und pedantisch diese Regeln klingen mögen, so viel frischen Muth, so viel Kraft und Gewandtheit verlangt ihre Befolgung; sie zu verstehen ist leicht, sie auszuführen schwer. Unsere Regeln haben immer nur typische Fälle im Auge und können keine Rücksicht auf die unzähligen Nuancirungen nehmen, denen wir die Vorschriften anzupassen haben — so sehr anzupassen, daß wir ihnen oft entgegenzuhandeln scheinen. Was sind alle Lebensregeln ohne angeborenen Tact, was sind alle Regeln des Bergsteigens ohne Anpassung an den speciellen Fall!

Es ist namentlich das Maß der aufzuwendenden Vorsicht, in welchem man sich nicht vergreifen darf. Denn wenn es der Zweck unseres Wanderns wäre, den Körper in eine möglichst gesicherte Lage zu versetzen, so bliebe man am besten unten; der Zweck ist aber das Vorwärtskommen, und dieses wird durch übertriebenes Anklammern an die Sicherheitsmaßregeln ebensosehr gefährdet, wie es die Sicherheit wird durch leichtfertige Nichtbeachtung. Deshalb werden wir mit der Verlegung unseres Schwerpunktes oft viel weniger sorgfältig umgehen, als es die obigen Regeln aussprechen; und gerade an Stellen, so schwierig und so gefährlich, daß die Umkehr droht, werden wir Tritte thun, die wir weder lehren dürfen noch lehren können. Aber auch wenn wir ganz nach den Regeln gehen, so wird unser Gang nicht das Schleppende, Klebende haben, was dem Wortlaut der Vorschriften anhaftet, sondern leicht, elastisch, und von einer Langsamkeit fein, welche Kraft und nicht Schwäche verräth.

Den guten Bergsteiger erkennt man schon von weitem an

dem gleichmäßigen, langsamen Tempo, mit dem er einen Hang ersteigt; der ungeübte und schwache dagegen steigt meist viel zu schnell und wird darin häufig noch durch den fatalen Irrthum bestärkt, als thue er sich so durch besondere Leistungsfähigkeit hervor. Dazu tritt häufig die unselige Neigung, viel zu sprechen, während die alten Bergsteiger recht wohl wissen, daß Schweigen Gold ist, und den Mund nie unnütz aufthun. Die Folgen des unrichtigen Verhaltens stellen sich dann bald ein, und Athemlosigkeit wird zum Vorboten vorzeitiger Ermüdung. Ein anderer Fehler ist, daß, sobald der Aufstieg einigermaßen steil wird, der schlechte Bergsteiger sich in einen Behengänger verwandelt und ganz vergißt, seine beste Hilfe — den Absatz — zu gebrauchen; dadurch wird die Hastigkeit der Bewegung vermehrt, und die Kräfte werden zu schnell verausgabt.

Auch beim Abwärtssteigen sind gewisse Fehler vielen Anfängern eigenthümlich: Unsicherheit des Tritts und häufiges Stehenbleiben, um den nächsten Tritt zu suchen; ferner eine Scheu, sich an steilen Felshängen mit dem Gesicht gegen die Wand zu kehren; dafür eine um so größere Neigung, den Oberkörper nach vorn zu legen und sich hinzusetzen, um halb rutschend, halb gehend eine schlechte Passage zu überwinden. Wenn man dann als letzter geht und das Seil hält, so muß man wohl oft rufen: „Nur vorwärts und gerade stehen.“ Der Berg soll eben frisch angepackt werden, wie der Künstler das Instrument angreift, dessen er ganz mächtig ist.

Die beste Methode, Sicherheit zu erwerben, bleibt immer, daß man sich möglichst wenig eines Stockes bedient; ganz analog, wie dem jugendlichen Reiter ein sicherer und eleganter Sitz zu Pferde nur dadurch beigebracht wird, daß er auf englischem Sattel ohne Bügel reitet. Trotzdem wird kein verständiger Mann den Stock, bezw. das Eisbeil zu Hause lassen;

denn es giebt Stellen, wo schlecht genug oder gar nicht ohne diese Hilfe durchzukommen wäre.

9. Das Gletscherbeil ist ein sehr sinnreiches Instrument; natürlich muß man es richtig zu handhaben verstehen. Seine Einführung in die alpine Technik markirt geradezu eine neue Epoche für diese Kunst. Es dient als Stock, als Art zum Stufenschlagen, als Haken, den man beim Traversiren steiler Hänge in den Schnee oder in das Eis einschlägt. In extremen Lagen kann man selbst eine künstliche Stufe daraus herstellen, indem man es gegen die Felswand lehnt und auf den Griff tritt; beim Abwärtsklettern über eine Platte kann man sich an dem Stock einige Fuß hinterlassen, indem man den Griff wie einen aufgelegten Haken benutzt. Doch bleiben diese beiden Maßnahmen unzuverlässig und riskant.

Der Stock des Beiles darf nicht zu lang, aber auch nicht zu kurz sein. Ein zu langes Beil erschwert das Stufenschlagen beim Aufstieg an sehr steilen Eismänden, ein zu kurzes Beil beim Abstieg. Die Länge richtet sich nach der Größe des Mannes; hält man es senkrecht vor sich während die Spitze auf dem Boden ruht, so soll es — um lateinisch zu reden — mit dem umbilicus abschneiden. Das Eisen der eigentlichen Art darf kein zu leichtes Gewicht haben, weil sonst das Schlagen der Stufen in hartes Eis zu zeitraubend wird. Im allgemeinen sind die von den Reisenden gebrauchten Gletscherbeile zu leicht. Der Stock wird in der Mitte zuweilen noch mit einem Ringe von starkem Leder versehen, damit die Hand nicht abgleite, wenn das Holz durch schmelzenden Schnee oder durch Regen schlüpfrig geworden ist. Beim Klettern im Fels ist die Art zuweilen sehr hinderlich; viele hängen sie dann mittels einer Schnur an das Handgelenk, um beide Hände frei zu haben. Dadurch entstehen aber andere Unbequemlichkeiten, und oft versperert die Art dem

Fuß den einzig möglichen Tritt; deshalb behalte ich sie, solange es irgend angeht, in der Hand. Schwieriger ist es schon, zwei Beile zu halten, was vorkommt, wenn man Führerdienste leistet.

10. Außer den angeführten unentbehrlichen Mitteln, welche die Sicherheit des Trittes unterstützen (unsere Hände, die genagelten Schuhe und das Eisbeil), giebt es zwei andere, über deren Berechtigung sich streiten läßt. Das eine davon sind die Steigeisen oder Eissporen, eiserne Stacheln, die unter dem Fuß befestigt werden und, wenn sie gut sitzen, eine große Sicherheit auf steilen Eisfeldern, und selbst auf gewissen Felsen, gewähren. Oft machen sie das Schlagen von Stufen ganz überflüssig, ermöglichen also eine Zeitersparniß, die unter Umständen das Gelingen einer Unternehmung bedingt. In einem solchen Ausnahmefall sind sie berechtigt. Um so weniger aber sind sie es für die gewöhnlichen Hochtouren; denn ihr Gebrauch verwöhnt, hebt die elegante Leichtigkeit des Trittes und die Feinfühligkeit des Fußes auf und macht den Wanderer unsicher, wenn ihm einmal an kritischer Stelle die Eisen fehlen.

Läßt sich nun vom Standpunkt des Hochgebirgswanderers aus wenig zu Gunsten der altbekannten Steigeisen sagen, so noch viel weniger zu Gunsten der modernen Drahtseile und Ketten, die von manchen Felswänden herunterhängen. Das Band, welches den Wanderer mit dem Berge verbindet, soll seine Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit sein; es ist zuverlässiger und eines Mannes würdiger, als jene Hilfsmittel, die im gegebenen Falle doch einmal brechen oder aus ihrer Verankerung losreißen; bis zu jenem verhängnißvollen Zeitpunkt aber werden schwache Menschenkinder verlockt, ein Gebiet zu betreten, das sie besser unbetreten ließen.

Leitern, die man über klaffende Spalten legt, sind fast ganz in Vergessenheit gerathen, trotzdem lohnen sie zuweilen die Mühe des Transportes; denn es giebt Stellen, an denen

das Weiterkommen lediglich von dem Besitz einer Leiter abhängt.

Unentbehrlich für gegenseitige Hilfeleistung und Sicherung ist das leichte Hanfseil, ohne welches eine aus mehreren Personen bestehende Gletscher-Expedition wohl nie auszieht. 60—70 Fuß sind eine gute Länge für ein Seil; gebraucht man mehr, so knüpft man zwei Enden zusammen. Das Seil wird direct um den Leib gelegt und sorgfältig verknotet; es sollte so hoch sitzen, daß die Person, wenn sie frei daran hängt, sich nicht umkehren kann, d. h. daß nicht der Kopf nach unten, die Füße nach oben zu liegen kommen; einen Seilgurt zu tragen ist gefährlich, weil er meist zu tief sitzt, und weil die Gurtringe, an denen das Seil befestigt wird, ausreißen können.

II.

1. Wer die oben charakterisirte Technik des Gehens besitzt, der muß sie auch vor schädlichen Einflüssen zu schützen wissen. Die vornehmlichen sind Furcht, Ermüdung, Uebelkeit und Kälte. Furcht verwirrt unser Urtheil und gefährdet unsere sichere Haltung; und in dem Maße, wie die Ermüdung wächst, vermindern sich die Sicherheit und Leichtigkeit des Tretes. Nun ist die Kraftausgabe bei großen Besteigungen meist sehr intensiv, und wenn es auch an relativ leichten Strecken nicht fehlt, so ist doch die Durchschnittsforderung eines langen Tages eine ziemlich harte. Wer nun gar auf einer mehrtägigen Expedition begriffen ist oder wochenlang alpine Märsche ausführt, der fühlt deutlich die Rückwirkung davon auf seinen Körper, und die Forderung nach Ruhetagen tritt in ihr Recht.

Es kommt daher viel darauf an, daß wir durch ein passendes Verhalten die Kraftausgabe reguliren und dafür Sorge tragen, das Verlorene zu ersetzen. Die Vorbedingung

hierfür ist, daß wir für die Berge trainirt sind, d. h. daß wir durch kleinere Bergtouren unsere Muskeln und Lungen der alpinen Thätigkeit angepaßt haben. Auch der gute Alpinist wird, wenn er nach mehrmonatlichem Aufenthalt in der Ebene eine Hochgebirgstour ausführt, stark mitgenommen werden; Muskeln, Lungen und Magen werden ihn schnell genug daran erinnern, daß er unter veränderte Bedingungen gestellt ist. Ungezügelter Thatendrang verleitet nicht selten dazu, ohne passenden Uebergang sofort ein großes Unternehmen zu beginnen, das dann oft kläglich genug verläuft; während dasselbe Unternehmen, wenn kleinere Touren ihm vorangegangen sind, die Kräfte des Reisenden weder übersteigt, noch erschöpft.

Ein besonderes Gewicht darf nun auch auf diejenigen Vorbereitungen gelegt werden, die wir fern von den Bergen, im Flachlande, machen können. Von den drei Dingen, welche durch das Trainiren an Ort und Stelle wieder auf ihre volle Leistungsfähigkeit gebracht werden müssen: Lungen, Muskeln und Geschicklichkeit, zeigen die Lungen anfänglich das größte Widerstreben, weil sie in dem ganz veränderten Medium der dünneren Luft, und zwar unter erhöhter Kraftbethätigung, arbeiten müssen. Diese abweichenden Bedingungen können wir uns in der Ebene nicht schaffen, wohl aber durch passende körperliche Uebungen dafür sorgen, daß unser Athmungsmechanismus normal bleibt. Die Muskeln können wir dagegen, selbst im Zimmer, in derjenigen Uebung erhalten, welche das Bergsteigen erfordert.

Es war bereits von den Elementarbewegungen des Aufsteigens und Absteigens die Rede; soweit dieselben in einem Abschnellen und Niederstoßen bestehen, wiederholen sie sich beim Gehen auf ebenem Boden; deshalb besteht die charakteristische Elementarbewegung des Aufsteigens in einem Heben des Schwerpunktes durch Strecken des gebeugten Knies; die des

Absteigens in einem Senken des Schwerpunktes durch Beugen des gestreckten Knies. Wenn wir also, auf einem Beine stehend, das Knie mäßig beugen und dann wieder strecken, so bedeutet das für unsere Muskeln ebensoviel, als wenn wir am Bergeshang zunächst einen Schritt abwärts und gleich darauf einen Schritt aufwärts gestiegen wären. Wiederholen wir die Bewegung auf dem anderen Bein und fahren wir abwechselnd in derselben Weise fort, so durchsetzen wir die Arbeit einer Bergbesteigung mit derjenigen eines Abstiegs. Innerhalb einer Minute steigt man in dieser Weise etwa 40 Schritt auf und 40 Schritt ab, und es muß einem Jeden überlassen bleiben, bis zu welcher Höhe hinauf und bis in welche Tiefe hinab er steigen will.

Für Flachländer, die ihre Freude an den Bergen haben, ist es jedenfalls tröstlich, daß sie ihren Muskeln einen beliebig hohen Berg im Zimmer beschaffen können. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß die beschriebene Übung dadurch nuanciert wird, daß man das unthätige Bein entweder vorwärts oder rückwärts hält. Natürlich lassen sich die Übungen verstärken, z. B. indem man, ohne abzuwechseln, auf demselben Fuß stehen bleibt und das Strecken und Beugen vornimmt. Als Kraftprobe dient das völlige Niederlassen auf einem Bein bis zur tiefsten, überhaupt möglichen Lage und das Wiederaufrichten aus derselben, ohne daß das andere Bein dabei den Boden berührt. Die Übung gelingt am leichtesten, wenn man sie in Schuhen mit Absätzen ausführt, und liefert ein unzweideutiges Prüfungsmittel; sie regelmäßig vorzunehmen, ist überflüssig, weil sie sehr anstrengend ist. Dagegen empfiehlt sich die gewöhnliche, auf beiden Beinen gleichzeitig ausgeführte Kniebeuge; desgleichen lange fortgesetztes, trabartiges Hüpfen auf der Stelle. Durch diese Übungen werden Knie- und Fußgelenke, sowie die Muskeln des Oberschenkels trefflich geübt und im Training erhalten. Lassen Sie noch andere Übungen

hinzutreten, die auf Einem Bein ausgeführt werden, das Fußgelenk kräftigen und der Erwerbung möglichst großer Stabilität dienen, so werden Sie gut vorbereitet in die Berge gehen. Nur müssen Sie sich nicht durch die kleinen Anforderungen des täglichen Lebens von der täglichen und gewissenhaften Wiederholung dieser Uebungen abziehen lassen. Noch besser ist es, dem gesammten Muskelapparat die Wohlthaten einer systematisch gepflegten Anstrengung zu theil werden lassen. Deshalb sei hier das Buch: *Medizinische Zimmergymnastik* von Dr. med. Moritz Schreiber mit Nachdruck empfohlen; wenige Bücher dürfen sich rühmen, so wohlthätig gewirkt zu haben wie dieses.

2. Ein Glück ist es nun, daß die einmal erworbene Geschicklichkeit im Gehen und die Feinfühligkeit des Fußes uns auch fern von den Bergen erhalten bleiben, und daß ein einziger Tag, im schlechten Terrain verbracht, all die Feinheiten wieder finden lehrt, deren wir bedürfen; es ist also analog wie beim Schwimmen.

Aber selbst der trainirte Alpinist muß sein äußeres Verhalten an gewisse Regeln binden, wenn er lange leistungsfähig bleiben will. Viele der Regeln mögen kleinlich und trivial klingen, aber ihre wohlthätige Wirkung ist um so größer. Es heißt dabei, wie in so vielen anderen Fällen: *principiis obsta*; man muß den Schädlichkeiten vorbeugen; sind sie erst eingetreten, so schafft man sie so schnell nicht fort, und das Unternehmen scheitert nun vielleicht. Man soll sich also schon im voraus, so gut es angeht, dagegen zu wehren suchen, daß man wundte Füße bekommt, Steifigkeit in den Gliedern fühlt, vom Frost leidet, mit Widerwillen isst, den Magen erkältet, röchelt statt zu athmen, Blutandrang nach dem Kopfe, schmerzhaftes Brennen im Gesichte fühlt; mit einem Worte, man soll sich hüten, daß man nie von allen Kräften verlassen,

überwältigt von Erschöpfung, verzweifelt den Schnee umarmt und ausruft: „Wenn ich je glücklich wieder unten ankomme, so gehe ich gewiß nie wieder auf einen Berg.“ Im Hinblick auf diese Eventualität mögen folgende Bemerkungen am Platze sein:

3. Vor Antritt eines Marsches soll man die Füße gut mit Branntwein und dann stark mit Fett einreiben; das schützt vor Brennen und gegen Blasen. Desgleichen ist es von wohlthuernder Wirkung, dem ganzen Körper, namentlich den Gelenken, eine Friction mit Branntwein zu geben: das erhält die Elasticität wunderbar.

Ehe man den Schnee betritt, muß man sich Gesicht, Nacken, Ohren, Nase mit Glycerin oder einer ähnlich wirkenden Substanz einreiben. Wer eine hinreichend gegerbte Haut besitzt, der hat das freilich nur bei der ersten Tour nöthig; sonst aber ist es gut, diese Proceedur jedesmal auszuführen. Das Gesicht verbrennt dann stark, jedoch meist in schmerzloser Weise, und bei vielen, namentlich Brünnetten, tritt ein Abschälen der Haut entweder gar nicht oder abgeschwächt ein. Damen pflegen sich jetzt einer weißen Leinwandmaske zu bedienen, welche weder dem Sehen noch der Respiration durch Mund und Nase hinderlich wird. Daß ein blauer Schleier ganz zu verwerfen ist, das Athmen unangenehm macht, das Gesicht in eine bedrückende Glut hüllt, braucht wohl kaum noch erwähnt zu werden. Dagegen gewährt ein weißes Taschentuch, das man unter den Hut legt und über den Nacken fallen läßt, angenehme Kühlung und schützt gegen Kopfschmerz.

Das Auge muß durch blaue oder rauchbraune Gläser gegen den Schneereflex geschützt werden. Allseitig geschlossene Schneebriillen haben den Nachtheil, daß sie leicht beschlagen, und daß das Auge, wenn man sie einmal abnimmt, stark geblendet wird; mir genügt eine gewöhnliche goldene Brille mit blauen Gläsern; ein Stahlgestell rostet schnell und bricht dann. Man

wendet auch Schneebrillen an, bei denen die Gläser durch eine feine Drahtgaze ersetzt sind; ich selbst habe sie nie probirt. *)

4. Was nun die Kleidung betrifft, so weiß Jedermann, daß man Flanellhemden und starke Wollenstoffe tragen muß. Zum Wechseln für das Nachtlager empfiehlt sich ein seidenes Hemd. Wer gar zu empfindlich gegen die Hitze im Thal ist, der mag einen Rock aus dünnerem Wollstoff tragen und in der Höhe eine gestrickte wollene Jacke, ohne welche man überhaupt nicht reisen sollte, darunter anlegen.

Die Beinkleider müssen unter allen Umständen aus starkem Zeuge sein. Weitans der beste Schnitt, den man ihnen geben kann, ist der der alten holländischen „Knickerbockers“ (eigentlich Knickerbockers), sehr weite Kniehosen, die, wenn sie frei herunterhängen, die Wade fast bedecken; sie bieten den Vortheil, daß man nie eine Spannung über dem Knie erleidet, und daß die Knöchel und Waden freier bleiben. Der Gang wird elastischer und graziöser, wie ja überhaupt jede Tracht, welche die Formen des menschlichen Körpers hervortreten läßt, vortheilhaft auf die Haltung einwirkt.

Mit bloßen Knien aber wird kein ernsthafter Hochgebirgsreisender gehen. Wenn in gewissen Theilen des Gebirges diese Tracht üblich war und noch ist, so ist das kein Grund, sie nachzuahmen. Wer den größeren Theil des Jahres über die Haut gegen die Sonne schützt und dann plötzlich exponirt, der handelt sehr unklug; Strahlung, Kälte, Felssecken werden ihm so gründlich zusetzen, daß seine Sucht nach theaterhaftem Schaugepränge durch die erste, wirklich große Tour fast zu hart gestraft wird.

Der Rock muß sich bis unter den Hals schließen lassen und gut anliegen, wenn er zugeknöpft ist; unten sollten die

*) Gar nicht übel als Augenschutz sind brillenförmige Geflechte aus Kopshaar; bei meiner Reise in den Andes, 1882/83, verwandte ich sie für mich und für die Leute.

Aermel eng sein. Außen läßt man vier so geräumige Seitentaschen anbringen, daß ein großes Notizbuch bequem darin Platz hat und jederzeit leicht herausgenommen werden kann. Desgleichen muß die hochschließende Weste mindestens vier Taschen besitzen, damit alle Taschen-Apparate, wie Uhren, Aneroide und Compaß sogleich zur Hand sind, abgelesen und notirt werden können. Ohne diese Vorsicht fallen die Notizen lückenhaft aus, die Rechenschaft über die Einzelheiten des Marsches geht verloren, und eine später zu entwerfende Beschreibung büßt stark an Werth ein.

Die Taschen sämtlicher Kleidungsstücke müssen durch einen Knopf geschlossen werden können; dadurch bleibt man gegen Verluste geschützt und hält auch den Schnee ab.

Gut ist es, die Bergschuhe gerade so weit, aber nicht weiter, anfertigen zu lassen, daß man zwei Paar Strümpfe anlegen kann; nämlich ein Paar kurze, wollene Socken und darüber die langen Nickerbocker-Strümpfe; diese Maßnahme möchte ich ganz besonders empfehlen. Ein Schuster, der die Bergschuhe zu kurz macht, gehört vor den Strafrichter. Im übrigen herrschen bezüglich des Schuhwerks wohl überall dieselben richtigen Ansichten. Daß die Befestigung durch Schnüre geschieht, die Absätze niedrig sein müssen, der Bogen unter dem Fuße recht solid und von der Stärke der Sohlen, die Sohlen dick und gut benagelt, das ist wohl allbekannt; aber ein gar zu starkes Vorstehen der Sohlenränder über den Fuß ist schädlich, wo es sich um sehr precäre Klettereien handelt. Denn wo man nicht mehr Halt für den ganzen Fuß, sondern nur für einen Sohlenrand findet, da steht man sicherer, wenn nicht nur der Rand der Sohle, sondern auch der Rand des Fußes selbst noch über die stützende Felskante zu liegen kommt; sonst tritt ein Drehungsbestreben des Fußes im Schuh ein.

Zur Fußbekleidung gehören die Gamaschen, auch wohl

„Guetern“ (guêtres) und Oberstrümpfe genannt; sie schützen davor, daß Schnee von oben in die Schuhe fällt, die Strümpfe durchnäßt und zu Faltbildungen Anlaß giebt; sie müssen gut sitzen und recht knapp über der Wade abschließen, damit kein Schnee eindringen kann. Die Befestigung unter dem Fuße geschieht weder mit Leder noch mit Ketten, sondern mit einfachem Bindfaden, der durch stark umsäumte Löcher gezogen und dann um den ganzen Fuß und das Fußgelenk gewunden wird. Das sitzt fest, verhindert ein Aufstülpen des unteren Theiles der Gamaschen und ist jederzeit leicht zu erneuern. Leder und Segeltuch sind ein ungeeignetes Material für Gamaschen; nur wenn diese aus Wolle hergestellt sind, so bieten sie einen genügenden Schutz für die Kälte.

Den Kopf soll ein weicher, womöglich grauer Filzhut bedecken. Ist er übertrieben breitkrämpig, so stößt man damit beim Klettern an sehr steilen Wänden an und empfindet eine ärgerliche Unbequemlichkeit, gerade wenn man sich am meisten zusammennehmen muß.

Nie sollte man ohne ein oder zwei große seidene Tücher sein; denn sobald es windet, muß man den Hut befestigen; sonst läuft man an einer kritischen Stelle Gefahr, wenn ein Windstoß kommt, rasch nach dem Hut zu greifen und dadurch das Gleichgewicht zu verlieren. Man bindet deshalb ein seidenes Tuch über den Hut, so daß sich die Krämpfe über die Ohren schlägt; das hält warm und schützt den Hut vor dem Abfliegen. Das zweite Tuch legt man bei anhaltender Kälte um den Hals. Nachts in rauhen Quartieren dienen die Tücher zur Umhüllung von Kopf und Hals.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen haben wir es nicht nöthig, Hände und Handgelenk zu bedecken; aber oben, wo es kalt ist, wo wir den kalten Stock in der Hand halten, in den Schnee und an den eisigen Fels greifen müssen, da sind Handschuhe

geradezu unentbehrlich. Sie müssen aus Wolle gestrickt sein, sogenannte *Fausthandschuhe*; denn das Mittel, wodurch man die erstarrende Hand immer wieder zu erwärmen sucht, besteht darin, daß man im Handschuh eine Faust macht und die Finger gegen einander und gegen die Handfläche reibt; außerdem legt man, was sehr wichtig ist, ein bis zwei Paar *Pulswärmer* an. Die Handschuhe stoßen sich leicht an den Fingerspitzen durch, weshalb es praktisch ist, daselbst ein weiches Leder aufsetzen zu lassen oder mehrere Paare bei sich zu führen.

So ist man leidlich gegen die zerstörenden Einflüsse der Kälte geschützt. Es ist nicht allein der Schmerz, den wir zu fürchten haben, und das Mißbehagen, sondern auch die Gefahr, welche uns die Kälte bereitet. Abgesehen davon, daß einzelne Glieder erfrieren könnten, verlieren wir die Empfindung und die Kraft in Händen und Füßen, und wissen kaum noch, ob wir sicher oder unsicher greifen und treten.

5. Den Einwirkungen der Kälte und den Anstrengungen widerstehen wir besser, wenn wir gut genährt sind und einen kräftigen Verbrennungsproceß in unserm Innern unterhalten. Dazu gehören passende Nahrungsmittel und ein Magen, der nicht durch Ueberanstrengung verdauungsunfähig geworden ist. Da anhaltende Kraftausgabe den Magen jederzeit von seinem normalen Zustand entfernt, so muß man die Zeiten der Ruhe und mäßigen Anstrengung zu ausgiebigem Essen benutzen. Namentlich sollte Niemand den kostbaren Moment vorüber gehen lassen, wo sich nach etwa dreistündigem Marsche in der Morgenfrühe Appetit einstellt, und sollte sich dann durch kein Drängen der Führer in dem langsamen Verpeisen kräftiger Nahrungsmittel stören lassen. Der verpaßte Augenblick, d. h. die Gelegenheit, durch Nahrung einen Kraftvorrath in sich aufzuspeichern, kehrt selten zurück.

Ueber die Auswahl der Speisen ist nicht viel zu sagen.

Fetter Schinken, Speck, Hammel- und Kalbs-Cotelettes, ein Huhn, etwas Käse munden wohl am besten; Kalbsbraten, Roastbeef oder Hammelbraten schon weniger; dagegen pflegen gepfefferte Sachen, z. B. weiche Mettwurst, den Magen angenehm zu berühren; in den Tropen, wo der Magen aus anderen Ursachen erschläfft, mag man die Speisen kaum noch ohne die Huthat der heißen Pfefferschötchen genießen. Ein kräftiges und zugleich mildes Nahrungsmittel ist gedörrtes Rauchfleisch, das man in Graubünden in vorzüglicher Qualität findet; dagegen ist Salami, soviel ich nach eigenen Erfahrungen urtheilen kann, kaum verdaulich. Sehr angenehm, aber etwas durst-erregend, sind Sardinen.

Butter ist eine unschätzbare Unterstützung für das Essen, und wird es noch mehr, wenn man Suppenkräuter dazu legt. Man sollte sie stets mitnehmen, denn ein Butterbrod mit gehackter Petersilie oder grünem Schnittlauch mundet noch, auch wenn schon sehr bedeutende Anstrengungen hinter uns liegen. Selbst den Werth der rohen Zwiebel, für wie unanständig man ihren Genuß unter gewöhnlichen Verhältnissen erachten mag, lernt man in den Tagen außergewöhnlicher Kraftbethätigung schätzen.

Als berechnigte Delicateessen dürfen gedörrte Feigen, Weinbeeren, Chocolate, Zucker, Pfeffermünzkuchen und frisches Obst empfohlen werden; von wohlthuender Wirkung ist grüner Salat. Für besonders anstrengende Touren habe ich oft weichen Kuchen mit Schichten von Fruchtgelée mitgenommen; darüber ist ebenso oft gelacht worden; aber ich meine, in diesem Falle hat Der die Lacher auf seiner Seite, der die Esser auf seiner Seite hat; und ich entsinne mich sehr wohl einiger schlimmer Situationen, nach deren Ueberwindung mein Kuchen als einzig berechnigte Belohnung von den Führern und mir selbst verspeist wurde.

Was nun das Trinken angeht, so hat Genuß von gutem Wein noch Jedermann in den Bergen gestärkt; nur bei heran-

nahender Uebelkeit beschleunigt der Wein die Explosion. Thee mit Zucker ist auch gut. In gewissen Momenten beginnender Erschöpfung ist Cognac von großem Nutzen; alle anderen Schnäpfe, vor allen Liqueure und Kirchwasser, sind verwerflich. Unübertroffen in der Wirkung auf das Gemüth ist der Anblick einer uneröffneten Champagnerflasche; so viel Trost verspricht sich der heitere, wie der traurige Bergsteiger von ihrem Inhalt. Auch ein Gemisch von Asti spumante mit Rothwein ist stärkend und erfrischend. Leider ist das Glasgewicht der Champagnerflaschen ein zu hohes, als daß man ihrer viele mitnehmen könnte. Für nicht moussirenden Wein bedient man sich mit Vortheil eines trommelartigen, innen versilberten Gefäßes von drei bis vier Liter Inhalt; ohne die Versilberung erhält der Wein bald einen widerwärtigen Metallgeschmack.

Kaltes Wasser, bei erhöhtem Zustande getrunken, ist gesunden Zungen nicht schädlich, wohl aber dem Magen. Aus diesem Grunde, und weil der Magen uns unerbittlich tyrannisiert, ist Vorsicht beim Wassergenuß geboten. Gut ist es, sich des Morgens einmal ordentlich satt zu trinken und dann gegen Abend öfters kleinere Quantitäten zu sich zu nehmen. Ein Zusatz von Pfeffermünz-Alkohol nützt oft und schadet nie.

Ein kleines Hölzchen, etwa ein Zahnstocher oder ein Grashalm, während des Marsches zwischen den Zähnen gehalten, hält den Durst ab, weil man häufige Schluckbewegungen macht, die Speicheldrüsen anregt und den Mund nicht aufsperrt.

Besondere Aufmerksamkeit sollte der Ernährung am Abend und am Morgen zugewandt werden, wenn man in einer Alphütte zu nächtigen gezwungen ist. Das Universalmittel ist hier eine einfach herzustellende, sehr kräftige Suppe. Zu diesem Zweck führt man Tafeln von zusammengepreßtem Linsen- oder Erbsen-

mehl bei sich, zerkocht die zerkleinerte Masse in Wasser und setzt Fleisch-Extract und Salz hinzu; frische Suppenkräuter, die man mitgenommen, Eigelb und Butter, eingeschnittene Stückchen Fleisch oder Schinken erhöhen noch den Nährwerth und die Schmackhaftigkeit der herzustellenden Suppe; besitzt man keine comprimirten Tafeln, so kann man sich im Hotel gewöhnliches Mehl rösten lassen und dieses als Surrogat verwenden. Es sei darauf hingewiesen, daß rohe Eier in großen Quantitäten transportirt werden können, wenn man sie vorher aufschlägt und nur die Eidotter in einer Flasche mitnimmt. Diese Suppe kann nicht genug empfohlen werden; sie wirkt belebend, erwärmend, ernährend und ist leicht verdaulich, worauf in den Bergen viel ankommt. Führer wie Reisende, denen ich davon gab, haben sie jeder anderen Speise vorgezogen. In früheren Jahren pflegte ich Chocolate zu kochen. Kaffee sollte man vermeiden; Abends genossen verscheucht er den ohnehin meist scheuen Schlaf, Morgens genossen übt er eine beschwerende Wirkung aus. Nur wenn man zeitig am Tage von einer schweren Tour zurückgekehrt ist, so erweist sich schwarzer Kaffee als wohlthuende Erfrischung, sonst aber ist Thee bei weitem vorzuziehen. Recht am Platze als Schlaftrunk des Abends vor dem Niederlegen ist ein heißer Grog.

Soviel über Speise und Trank.

6. Was den Schlaf betrifft, der unsere anstrengenden Marschtage voneinander trennen sollte, so ist es damit oft übel bestellt. In der Regel bringen wir die Nacht vor einem großen Marsch in einer Hütte zu, Sennhütte oder Schutzhütte, ad hoc für Reisende erbaut. Die meisten dieser Zufluchtsstätten liegen höher als 2000 m, tiefer als 3000 m, mitten im Hochgebirge, weit ab von menschlichen Wohnungen, oft in großartiger Lage, umflossen von Gletschern, überragt von Schneespitzen und Felszinnen. Deshalb ist es mitunter lohnend, zwei

Nächte hintereinander daselbst auszuhalten und den Tag nur mit kleinen Excursionen hinzubringen. Ein solcher Ruhetag im Herzen des Gebirges gestattet dann manche Beobachtung, die über der Anstrengung einer großen Expedition verloren geht; manche Fragen werfen sich auf; das Bedürfniß, den Zusammenhang der fremdartigen Welt zu begreifen, wird lebhafter, die Fühlung mit ihr inniger.

Das mesquine Innere einer Schutzhütte steht allerdings mit der großartigen Außenwelt wenig im Einklang. Bei dem matten Schein einer Kerze sieht es des Abends zuweilen recht triste darin aus; sehr viel fröhlicher gestaltet sich die Sache, wenn man das geringe Mehrgewicht eines halben oder ganzen Duzend Stearinkerzen nicht scheut und sie alle auf einmal brennen läßt.

Nach der Schlafensstunde sehnt sich selten Jemand; man hält sie aus Pflichtgefühl ein. Mit dem unbequemen Lager würde man sich bald abfinden; nicht so mit der drückenden Luft, welche der Aufenthalt schon weniger Menschen erzeugt; dazu das Hin- und Herwälzen bald dieses bald jenes, das laute und emsige Schnarchen eines vom Schlaf bevorzugten, vielleicht auch die Sorge um das Wetter, oder erregte Vorstellungen über den Verlauf einer noch unbekannten Besteigung, — alles dies vereinigt sich, uns lange wach zu erhalten. Es ist ein Glück, daß der Mensch ziemlich lange Zeit mit sehr wenig Schlaf auskommen kann, wenn er sich nur gut ernährt; aber wünschenswerth ist es denn doch, einige Stunden zu ruhen. Ist man gezwungen im Freien zu schlafen, so erfordert dies den Mehraufwand wenigstens eines Trägers für die Decken. Am besten steckt man den Körper in einen Schlaffack und bedeckt das Gesicht mit einem leichten Stoff. In der Arabischen Wüste, wo die Nächte auch kalt sind, habe

ich 4 Wochen lang jede Nacht ohne Zelt geschlafen, unter freiem Himmel, und mich vortrefflich befunden. *)

Meist erreicht man die Schutzhütten des Abends, um die Zeit, wo ein Temperaturumschlag eintritt; in der Regel ist man aus einer relativ warmen Thalsohle stark aufgestiegen, kommt also erhitzt an. Deshalb ist es sowohl vom Standpunkt der Gesundheit wie des Comforts anzurathen, daß man sogleich das seidene Reserverhemd anlegt und unmittelbar darüber die dicke wollene Jagdweste oder Tricotjacke. Was durchnäßt ist, kann dann leidlich am Feuer getrocknet werden.

7. Zu den Ursachen, welche unsere Leistungsfähigkeit mindern, muß auch der Schwindel gezählt werden, aber in unsere Betrachtung gehört dieser abnorme Zustand streng genommen nicht. Denn wir dürfen nur solche Alpinisten voraussetzen, welche Schwindel nicht kennen. Trotzdem scheint das Gehirn auch des Schwindelfreien unter gewissen Verhältnissen afficirt werden zu können. Solche sinnverwirrende Einflüsse machen sich geltend, wenn offene Abgründe, unsicherer Stand, erzwungene Unthätigkeit und langes Verweilen gleichzeitig vorhanden oder geboten sind; sie äußern sich nicht im Taumel oder in dem Wunsch, um jeden Preis, also auch um den des freiwilligen Hinunterstürzens, aus der unerträglichen Lage befreit zu werden, aber man fühlt ihre Wirkung, wie wenn ein elektrischer Strom durch das Gehirn ginge. Die wissenschaftliche Erörterung gehört der Physiologie an, und ich verweise auf den belehrenden Vortrag des Herrn Dr. Grünner „Ueber das Schwindelgefühl.“ **)

8. Wer mit seiner Zeit nicht hauszuhalten braucht, der

*) Auch in den Andes bivakirte ich stets ohne Zelt; dort aber herrschten rauhere Bedingungen, und das Ganze hatte ein ernsteres Gesicht.

**) Mittheilungen des D. u. Ö. A. B. 1880. Nr. 6. S. 190 ff.

wird gern einen oder mehrere Ruhetage zwischen seine größeren Expeditionen einschalten und sich sorgfältig pflegen. Der Körper bleibt dadurch frischer und widerstandsfähiger, weil man ihm an Ruhetagen ersetzen kann, was man an Marschtagen aus ihm herausgenommen hat; der Appetit pflegt stärker, die Nahrung zweckmäßiger zu sein, und der Magen rehabilitirt sich von der schlechten Behandlung mit kaltem Fleisch und noch kälterem Wasser. Bereits während der Rückkehr von einer langen Besteigung, kurz vor dem Erreichen des Hotels, kann man den ersten Schritt zur allgemeinen Erfrischung des Körpers thun, indem man den Kopf unter irgend einen sprudelnden Brunnen hält. Im Hotel angelangt läßt man sich ein warmes Sitzbad herrichten, gleichviel ob in einer Badewanne, oder einem Kübel oder einem „Schaff“, reibt sich dann mit Brammwein ein und trinkt während des Umkleidens einen heißen Grog. Der Beginn der Mahlzeit sollte nicht überstürzt werden; es lohnt sich, eine Stunde damit zu warten.

Sehr praktisch ist es, die Ruhetage zur Erweiterung und Ausarbeitung der auf der letzten Expedition genommenen Notizen zu verwenden, die Aneroidablesungen zusammenzustellen, sie mittels der Angaben des mitgeführten Siedepunktapparates zu corrigiren und dann die Höhen sogleich zu berechnen. Dadurch kommt eine ungeahnte Klarheit in die Erinnerung; und man gewinnt ein Material, durch welches man sich auch weiteren Kreisen nützlich machen kann. Indessen — auch das will gelernt sein. Denn die geistige Regsamkeit an solchen Ruhetagen ist eine bemerkenswerth geringe; ein milder Idiotismus bemächtigt sich nach großen Touren des Wanderers, der sich lieber auf grüner Matte von der Sonne bescheinen läßt, als daß er Tagebücher vollschriebe. Man kommt aber zu der Einsicht, daß ein Versinken in intellectuelle und physische

Lethargie nicht gerade erstrebenswerth ist, und zieht es bald vor, Körper und Geist ein wenig zu beschäftigen.

Selbstverständlich werden Sie nicht immer in der Lage sein, die ganze Summe der bisher gegebenen Verhaltensmaßregeln, auch wenn Sie denselben beistimmen, zu befolgen. Ich möchte deshalb richtig verstanden sein. Nichts liegt mir ferner als doctrinäre Rechthaberei oder der Glaube, daß die an meiner Person angestellten Erfahrungen nun auch ohne Modification für jeden Bergsteiger gelten müßten; oder daß man nicht auch Berge ersteigen könnte, ohne Butter und Suppenkräuter, ohne Kuchen und Champagner, ohne Nickerbockers und zwei Paar Strümpfe. Das Alles habe ich öfters gethan, als Sie vielleicht anzunehmen geneigt sind; aber gerade deshalb weiß ich auch, daß das Vorhandensein der verschiedenen aufgezählten Dinge das Wohlbefinden und damit die Leistungsfähigkeit erhöht. Und mein Zweck ist es ja gerade, Alles das hier mit Ihnen in Betracht zu ziehen, wodurch die Leistungsfähigkeit des Individuums auf ein Maximum gesteigert wird.

III.

1. Was ich Ihnen mitgetheilt habe, bezieht sich lediglich auf die Ausbildung der körperlichen Leistungsfähigkeit und auf die Mittel, dieselbe gegen die Einflüsse der Anstrengung, der Kälte, der Appetitlosigkeit zu schützen. Das allein aber macht keinen Alpinisten aus. Es befähigt dazu, sehr schwierige Touren auszuführen, sobald man von geeigneten Führern unterstützt wird. Es giebt Leute, die von sich und von anderen ganz bona fide für ausgezeichnete Alpinisten gehalten werden und die schließlich doch nichts anderes gethan haben, als daß sie oft ihren Fuß in die Fußtapfen couragirter Führer setzten; sie haben eine lange Liste glänzender Expeditionen aufzuweisen und würden vielleicht nicht im stande sein, die Führerrolle bei

einem Berge zu übernehmen, der in dem alpinen Jargon als „leicht“ abgethan wird. In der That bedarf es für den Alpinisten noch anderer Eigenschaften, als der bloßen Technik des Gehens; diese ist nur das Fundament oder, wenn Sie wollen, die leistungsfähige Maschine, welche in den Dienst unserer Bergkenntniß gestellt wird.

Wenn wir häufig und mit Aufmerksamkeit an der Seite erprobter Führer wandern, ihren hingeworfenen Bemerkungen lauschen, die oft tiefe Erfahrungssätze enthalten; wenn wir die Eigenthümlichkeiten des Terrains auf Schritt und Tritt studiren; wenn wir einen jeden Berg vor der Besteigung genau betrachten, den muthmaßlich besten Weg in Gedanken darauf verzeichnen und nach der Besteigung den wirklich zurückgelegten damit vergleichen, — so entwickelt sich in uns eine Art divinatorischen Verständnisses für das Gebirge. Wir ahnen dann aus der Ferne, welche Theile eines Berges zu überwinden sind, welche nicht! Der bloße Schimmer einer Fläche kann uns verrathen, ob wir es mit Eis oder Schnee zu thun haben werden, ob Eisbrüche drohen; aus scheinbar geringen Anzeichen ziehen wir wichtige Schlüsse auf die Configuration der Felsen und ihre Gangbarkeit; mit einem Wort, wir setzen uns mittels unseres Auges mit dem Gebirge im allgemeinen in geistige Fühlung, gerade so wie wir durch Fuß und Hand mit unserem augenblicklichen Standort körperliche Fühlung haben.

2. Wohl Alle, welche die Berge gut kennen, sind auch gute Gänger; denn nur solche Leute, welche von Jugend auf große körperliche Gewandtheit verrathen haben, konnten sich so vielfach in den Bergen umsehen, wie es die gründliche Bergkenntniß verlangt. In diese Bergkenntniß eingeschlossen ist das Vertrautsein mit den Gefahren, welche

dem Hochgebirge eigenthümlich sind; Gefahren, wohl zu unterscheiden von denen, welche an die Unzulänglichkeit des Bergsteigers geknüpft sind. Diese letzteren haben einen latenten Charakter, und von ihnen war bereits die Rede; sie beruhen nur auf der Abschlüffigkeit des Terrains, welches betreten wird; werden unaufhörlich durch den Wanderer besiegt und erst ausgelöst, wenn dessen Kräfte und seine Beherrschung der Kunst zu klein geworden sind für die gebotenen Widerstände. Jene anderen Gefahren aber haben einen absoluten Charakter und treffen ohne Wahl, wie die Kugel trifft — bald den siegenden Feldherrn bald den Soldaten in Reich und Glied.

Zu ihnen gehören in erster Linie Schneelawinen und Schneerutsche, d. h. Bewegungen einer großen zusammenhängenden Schneemasse an steilen Hängen; alsdann Eisbrüche, eine den Schneelawinen verwandte Erscheinung, hervorgerufen durch Zerreißung und Abschmelzung compacter Eismassen, die in die Tiefe stürzen; ferner Steinschläge, wie man die fallenden Felsblöcke nennt, welche durch Verwitterung von steilen Wänden losgelöst sind, durch Aufschlagen zersprengt werden und in zahlreichen Trümmern nach abwärts fliegen. Zu den absoluten Gefahren müssen ferner gezählt werden: der Einsturz spaltenbedeckender Schneebrücken, welche sich auf Gletschern und in den Firngebieten besonders häufig nach frischen Schneefällen bilden, und das Durchbrechen sogenannter Ueberhänge. Diese Ueberhänge sind Schneebildungen, die unter dem Einfluß des Windes auf scharfen Graten zu stande kommen und wie ein Sims den Abgrund frei überragen. Endlich gehört hierher der Eintritt von Gewittern mit heftigen elektrischen Entladungen, das plötzliche Aufziehen des Nebels in pfadloser Gebirgswüste, das Einsetzen lang andauernder Kälte bei der Nothwendigkeit

langsamer Fortbewegung oder völligen Stillstehens, und ein acuter Krankheitsanfall des Wanderers.

Gegen die meisten dieser Gefahren, wenn wir wirklich von ihnen ergriffen werden, sind wir wehrlos; sie bringen häufig den Tod und unterscheiden sich nur voneinander durch den Grad des Leidens, das der Befreiung vorangeht. Die Lawine verschüttet und begräbt uns lebendig; die Schneerutsche führen uns widerstandslos fort dem Abgrund zu, wie das Fahrzeug von der stärker und stärker werdenden Strömung zu den Strudeln des Wasserfalls gerissen wird; die Eisbrüche verkünden mit betäubendem Donnern den Untergang, und Wunder müssen geschehen, wenn Rettung stattfinden soll; Steinschläge verwunden oder tödten, wie die Sprengstücke einer Granate; das Durchbrechen eines Schneeüberhanges an hochgelegenen Graten läßt die Opfer versinken, als ob die Erde sich unter ihnen aufthäte; sie finden wohl meist im Fallen ihren Tod. Ein minder tiefer Sturz, aber ein qualvolleres Ende droht dem Wanderer, der einsam ein spaltenreiches, schneebedecktes Gletscher- oder Firnggebiet überschreitet: die verhüllende Schneebrücke bricht, den Wanderer nimmt die Eiskluft auf; Hilfe von außen könnte ihn retten, aber sie ist fern. Er erfriert, bevor er verhungert ist, und das Bild wird noch düsterer, wenn man bedenkt, daß der Unglückliche vielleicht bewegungslos festgeklemmt zwischen den eisigen Klammern daliegt.

Einen etwas anderen Charakter haben die übrigen der genannten Gefahren; aber das ist allen gemeinsam, daß sie unabhängig von unserm eigenen Verhalten eintreten. Wenn plötzlich Nebel in sehr hohen Regionen aufzieht, so sind selbst die besten Führer nicht mehr im stande, sich zurecht zu finden. Hält der Nebel also lange an, so ist Gefahr, daß der Verirrte mehrere Tage vergeblich nach einem Ausgang sucht und erschöpft zusammenbricht; Kälte und Hunger verrichten dann das

Amte des Henters. Auch die Gefahr der Gewitter wird sehr gefürchtet. Daß Blitze häufig in hohe Felsenegeln einschlagen, ist bekannt; das Eisen der Gletscherbeile zieht die Blitze gleichfalls an. Die in der langen Reihe der absoluten Gefahren zuletzt aufgeführten: Kälte und Krankheitsanfälle, sollen in einem andern Zusammenhang unten noch einmal erwähnt werden.

3. Es könnte nun nach der Schilderung so vieler drohender Schrecknisse scheinen, als erwarte sicherer Tod den Eindringling in das Hochgebirge. Denn an der Größe der Gefahren ist nichts übertrieben, und es wäre mir leicht, fast jede derselben durch ein betrautes Ereigniß zu belegen. Aber der Größe der Gefahren steht, gleichsam versöhnend, die Seltenheit ihres Eintretens und die Kürze ihrer Dauer gegenüber. Nicht daß die Ereignisse an und für sich so selten seien, denn die wirksamsten Kräfte, durch welche sie hervorgebracht werden, sind unausgesetzt thätig. Das Ereigniß wird aber erst dadurch zur Gefahr, daß sich der Mensch gleichzeitig an dem Orte befindet, wo dasselbe eintritt. Gewisse Gefahren sind an Jahres- und Tageszeiten geknüpft; beispielsweise fürchtet man im Hochsommer Lawinen und Schneerutsche wenig, dagegen sind alsdann Eisbrüche und Steinschläge, namentlich in den Nachmittagsstunden, häufig.

Vermögen wir nun auch nichts gegen die Gefahren, sobald sie wirklich eingetreten sind, so kann Erfahrung in sofern von großem Nutzen sein, als sie uns rechtzeitig warnt. Wir suchen dann zu vermeiden, was uns bedroht; wenn wir das aber nur durch Umkehr erreichen können und dennoch vorwärtsgehn, so begleitet uns das peinigende Bewußtsein von dem möglichen Eintritt eines Unfalls; deshalb bedarf es für erfahrene Alpinisten eines größeren Muthes, eine wirklich gefährvolle Unternehmung durchzuführen, als für unerfahrene.

Muth muß unter allen Umständen als eine nothwendige Eigenschaft des Bergsteigers hingestellt werden. Wer ängstlich wird, ist leicht verloren. Denn in demselben Maße, wie Uebermüdung und Kälte, so gefährdet Mangel an Zutrauen die Sicherheit des Gehens. Übung und Gewöhnung leisten hier große Dienste, und mit der Geschicklichkeit wächst auch das Zutrauen. Indessen Muth ist nicht Tollkühnheit. Dem Muth muß Vorsicht zur Seite stehen, d. h. der Wille, sich in jedem Augenblick der schlummernden Gefahr des Hinunterstürzens bewußt zu bleiben. Mangel an Vorsicht, Geringschätzung der vorhandenen Schwierigkeit ist die Achillesferse der jüngeren eminenten Bergsteiger. Denn es erscheint wie ein Verhängniß, daß die größten Feinde der Vorsicht das Vollgefühl der Kraft und das blinde Zutrauen in die Geschicklichkeit sind. Erst Erfahrung läßt Vorsicht zu Ehren kommen und giebt dem Muth das feinere Gepräge. Wohl kann es auch dem routinirten Bergsteiger begegnen, daß er zuweilen Dinge thut, die jeder Vorsicht ins Gesicht schlagen; aber dann ist er sich dessen bewußt und handelt nicht aus Unterschätzung, sondern weil er abergläubisch ist und auf einen guten Ausgang rechnet.

4. Ein routinirter Alpinist und ein guter Gänger sind also nicht identisch; letzterer, wenn er stets vortreffliche Führer hatte, auch nicht durch Uebermüdung in seinem Urtheil deprimirt wurde, braucht keine richtige Vorstellung von dem wahren Charakter der durchwanderten Hochgebirgsregion zu haben. Er wird häufig Gefahr wittern, wo keine ist, und wo Unheil droht, da wird ihm dasselbe verborgen bleiben. Die Gefahr in der Form von Katastrophen ist ihm nie entgegengetreten, er glaubt kaum daran oder, nach Analogie des „*praesente medico nihil nocet*“, denkt er, daß in Begleitung seiner kundigen Führer ein Unfall ihn nicht treffen könne. Warum sollte er auch nicht ein so blindes Zutrauen

fassen, wenn ihm die Leute, selbst an den scheinbar gefährlichsten Stellen, zurufen: „Jetzt gehen Sie nur, wie Sie wollen, wir halten Sie schon.“

Wir pflegen zu lächeln, wenn wir die übertrieben scheinenden Schilderungen früherer Besteigungen lesen, und wir vergessen dabei, daß wir doch auf den Schultern unerschrockener Pioniere stehen. Die einreißende Mode, geringschätzig anstatt mit wahrhafter Empfindung von Hochgebirgs-Expeditionen zu sprechen, macht weder aus dem Erzähler einen Helden, noch trägt sie zu unserer Kenntniß bei. Dadurch wird der entgegengesetzte Fehler der Uebertreibung allerdings nicht kleiner, aber er ist weniger schädlich; denn der Leser, wenn er eine Anzahl von Geschmacklosigkeiten hat kosten müssen, legt die unvollendete Lectüre ärgerlich bei Seite. Die geringschätzige Manier verdanken wir meist Leuten, die bewundert sein möchten; die übertreibende Manier solchen, welche das Durchschnittsniveau alpiner Technik noch nicht erreicht haben und ihre Leistungen in dem Vergrößerungsglase der eigenen Unzulänglichkeit betrachten. Aber welche Stufe der Technik wir auch erklommen haben mögen, wir werden alle gut thun, uns den Ausspruch Voltaire's gegenwärtig zu halten: „Tout ce qui s'est fait, ne mérite pas d'être écrit“.

5. Der eminente Aufschwung unserer Leistungen im Hochgebirge erklärt sich daraus, daß man in früheren Zeiten viele Dinge gar nicht versuchte, weil man sie für unmöglich hielt. Als vereinzelte kühne Versuche gelehrt hatten, was der Mensch auszurichten vermag, als mit der Erfahrung die Bergkenntniß wuchs, da wurde man kühner und kühner in den Thaten und vorsichtiger im Gebrauche des Wortes „unmöglich“. Jetzt hält man nichts mehr für unmöglich, was man nicht oft vergeblich versucht hat.

Der Respect vor den Bergen ist in demselben Maße gesunken, wie die Zahl ihrer Ersteigungen angewachsen ist. Was vor 30 Jahren unter hundert Leuten kaum Einer sich getraute, das unternehmen jetzt fünfzig mit antecipirtem Siegesbewußtsein. Aber man sollte nicht vergessen, daß es ganz etwas Anderes ist, einen Berg als Pionier zu ersteigen, Weg und Tritte zu erspähen, ungewissen Gefahren entgegenzugehen und den Zauber der Unnahbarkeit zu brechen, als eine Expedition zu wiederholen, die schon oft gemacht, und auf welcher den Führern jeder Stein bekannt ist. Andererseits muß darauf hingewiesen werden, daß Besteigungen desselben Berges, auch wenn die Wege in großen Zügen zusammenfallen, ganz verschieden geartet sein können. Denn die äußeren Bedingungen, durch welche unser Befinden und unser Fortkommen beeinflusst werden, sind erheblichen Schwankungen unterworfen. Die Luft kann klar und milde, der Schnee gut, das Gestein warm und eisfrei sein; wir können aber auch den Fels glacirt finden, an Stelle des Schneehanges treffen wir auf hartes Eis, bittere Kälte herrscht, ein heftiger Wind dringt durch unsere Kleider, und aufziehende Nebel hüllen weit und breit die unwirthliche Landschaft ein.

Es ist namentlich der Nebel, den wir zu fürchten haben; denn gegen diese Gefahr sind wir im Grunde aller Streitmittel beraubt. Der verbreitete Glaube, daß ein gewöhnlicher Taschencompaß helfen könne, rührt wahrscheinlich von dessen Identifizirung mit einem Schiffscompaß her. Ein Schiff kann allerdings im Nebel seinen Kurs halten, und die Möglichkeit, einen doppelt aufgehängten Compaß auch auf den Bergen anzuwenden, ist an sich nicht ausgeschlossen, doch in praxi kaum durchführbar. Ein gewöhnlicher Compaß aber versagt bei Nebel indirect seinen Dienst. Zwar fährt er fort, die Himmelsrichtungen zu markiren, aber wir sind außer stande, irgend

eine Richtung festzuhalten, weil ja hierfür ein sichtbares Merkmal nöthig ist, und weil uns der Nebel ein solches entzieht.

6. In das Verdienst, das Hochgebirge so gründlich erschlossen zu haben, wie es heute der Fall ist, theilen sich kühne Reisende mit Führern gleichen Schlages. Jene konnten anfänglich nichts unternehmen ohne diese; und wiederum wären ohne das Auftreten von Reisenden die schlummernden Talente der zu Führern geeigneten Gebirgsbewohner unentwickelt geblieben. So sind aus dieser Wechselwirkung die Thaten hervorgegangen, mit denen sich die Annalen der alpinen Entdeckungs Geschichte schmücken.

Ueber die Führer im allgemeinen brauche ich Ihnen nichts zu sagen. Vom socialen Standpunkt aus betrachtet, haben sie die verschrobenste Stellung von der Welt; sie werden bezahlt, um ihren Herren Befehle zu ertheilen. Die guten Führer sind so selten, wie die guten Tenoristen; auch werden sie im gleichen Maße verwöhnt. Dafür leisten sie freilich Hervorragendes. Wohin man sie stellen mag, stets übersehen sie das Terrain und den Weg, der zum Ziele führt; sie besitzen eine Sicherheit des Tritts und eine Gewandtheit im Klettern, die man hinter ihrem schlichten, oft schwerfälligen Aeußern nicht vermuthet, und mit der Kenntniß der Gefahr vereinigen sie häufig den Muth, dieselbe zu besiegen. In jüngeren Jahren haben sie den Ehrgeiz, berühmte Leute zu werden; dann sind sie am besten zu gebrauchen und gehen, wohin man sie haben will. Werden sie älter — über vierzig — und ist ihr Ruf gemacht, so bilden die Lockungen des Goldes das stärkere Motiv für ihre Handlungen; sie überlassen die gar zu halbrecherischen Unternehmungen dann gern ihren jüngeren, unverheiratheten Nachfolgern, bleiben dabei aber, was sie waren, und zeigen ihre ganze Größe, wenn plötzlich und unerwartet eine Gefahr hereinbricht. Die Verantwortlichkeit ihres Berufs

ist groß, das Leben des Reisenden sollen sie unter allen Verhältnissen schützen, und bei großen Unglücksfällen pflegt die Schuld, oft ungerechterweise, den Führern beigemessen zu werden. Sie sind daher in ihrem guten Recht, wenn sie mit dem Eintritt in die gefährlichen Regionen das absolute Commando beanspruchen; dagegen sind auch die besten Führer bereit, sich mit Reisenden zu berathen, von deren Erfahrung und Geschicklichkeit sie überzeugt sind.

Diesem kleinen Häuflein Auserwählter schließt sich das Heer der Führer zweiten Ranges an; — Leute, die in ihrer Art noch brauchbar genug sind, aber nichts von der bergebeherrschenden Kraft der großen Führer haben. Man verlangt von ihnen, daß sie sicher gehen und eine Last zu tragen vermögen. Dem Neuling imponiren sie häufig, und das verleitet sie zuweilen, sich für mehr auszugeben, als sie sind; sie prahlen dann gern im Thal, geben sich ein kühnes Ansehen und sprechen von großen Thaten, ohne hinzuzufügen, daß sie einem Führer ersten Ranges unterstellt waren. Sie geben wohl auch als Empfehlung an, daß sie Gemsjäger seien, was an und für sich keine zureichende Empfehlung ist. Denn von den Schnee- und Eisverhältnissen des Hochgebirges und von der Felsbeschaffenheit der Regionen über 3000 Meter erhalten Gemsjäger durch ihre Jagden nur ungenügende Kenntniß, und ein vorzüglicher Gemsjäger kann ein sehr mittelmäßiger Führer sein.

Meiner Bewunderung für die Leistungen der großen Führer habe ich wiederholt in den Jahrbüchern des Schweizer Alpenclubs Ausdruck gegeben. Wie paradox es auch klingen mag: diese Männer, welche doch eine ritterliche Kunst üben, sind gerade durch ihren Beruf gewissen Verführungen unritterlicher Art ausgesetzt; bei Vielen von ihnen entwickelt sich ein Hang zur Coulissenintrigue, der noch dadurch gefördert wird, daß sie häufig an gewissen Ausflugscentren zusammentreffen; denn hier

spielen sie ihre Rivalitäten gegeneinander aus und lassen sich mitunter zu Behauptungen hinreißen, von denen ihre Wahrheitsliebe sonst nichts würde wissen wollen. Zuweilen leugnen sie mit ehrlichem Gesicht die vorangegangenen Leistungen Anderer oder setzen dieselben herab, um ihre eigenen Erfolge und ihr eigenes Können glänzender hervortreten zu lassen; einem Reisenden, der durchaus neue Pfade wandeln will, erzählen sie wohl auch, daß dieselben vorher noch nicht beschritten worden seien, und machen die Fabel durch Einstreuung kleiner Episoden so glaubwürdig, daß man mit Negern verkehrt haben muß, um trotzdem zu zweifeln.

Auch die besten Führer können den guten Verlauf einer schwierigen Hochgebirgstour nicht allein bewirken; der Reisende selbst muß sein Theil dazu liefern, und wenn er einer solchen Leistung nicht gewachsen ist, so wird ihm die Unternehmung zu einer Quelle von Leid und Mühelosigkeit. Nicht immer trägt die Unbekanntschaft mit der wahren Natur des Hochgebirges ausschließlich die Schuld; es kann auch die Illusion über die eigene Leistungsfähigkeit ins Spiel kommen, oft genährt durch die Gewinnsucht unbeschäftigter Führer zweiten Ranges, welche dem Fremden einreden, er sei ein famoser Bergsteiger und gehe wie ein Gemsbock. Kehrt dann der Schwergedrückte von seinem Schmerzensgange zurück, so hält ihn menschliche Scheu ab, von den erlebten Dingen mit Offenheit zu reden, und er versteckt das Geheimniß seiner Leiden hinter dem gleichgiltigen Ton der Erzählung. Dies verführt vielleicht andere, nicht besser vorbereitete Reisende zu der gleichen oder einer ähnlichen Unternehmung, und es entsteht ein *circulus vitiosus*, dem das mit Gold bezahlte Ungemach immer neue Glieder anreicht.

7. Man ist häufig vor die Frage gestellt, aus wie vielen Personen eine Expedition am besten zusammen gesetzt werde. Darauf läßt sich eine bestimmte Antwort erst

geben, wenn die Leistungsfähigkeit der Betheiligten bekannt ist. Ein Tourist von der Durchschnittsbeschaffenheit wird mit zwei Führern bei den gewöhnlichen Hochtouren auskommen; drei Führer und ein Tourist werden die zuverlässigste Combination vorstellen, sobald der Tourist als Dritter am Seil geht; dann kann der erste, vordere Führer, unbekümmert um den Fremden, sich ausschließlich mit dem Wege beschäftigen, die beiden anderen mit dem Reisenden. An und für sich ist es interessanter, mit nur einem Führer zu gehen. Hierbei ist aber zweierlei zu bemerken: 1. das Durchbrechen des einen Mannes durch eine Schneebrücke legt dem anderen die Pflicht auf, den Gefährten in die Höhe zu ziehen, was im allgemeinen mißlingt; denn außer dem Körpergewicht des Gestürzten sind auch noch die Reibungswiderstände des Schnees zu überwinden; 2. beim Abstieg, namentlich in Felsen, fällt dem Reisenden eine selbstständige Thätigkeit zu, der er gewachsen muß; denn entweder geht er voran, so muß er den Weg und die besten Tritte erspähen; oder er geht zuletzt, so muß er ohne Hilfe klettern, da das Seil ihm keinen Halt gewähren kann. Außerdem ist er verpflichtet, einen Theil der mitzunehmenden Provisionen zu tragen, was neben größerem Kraftaufwand auch noch größere Geschicklichkeit erfordert, weil es Stellen an Felswänden giebt, wo wir durch den Tornister aus der sicheren Stellung abgedrängt werden.

Die Hilfeleistungen, durch welche lediglich die mangelhafte Technik des Reisenden ergänzt wird, müssen von denjenigen unterschieden werden, durch welche zwei und drei gleich tüchtige Männer mehr auszurichten vermögen, als nur einer. Des Einbrechens in Spalten wurde schon gedacht. Es kommen außerdem Passagen so unsicherer Art vor, daß man vorher nicht gewiß weiß, ob sie noch für den Menschen practicabel sind. Dennoch versucht man sie, wenn die Gefährten in der Zwischenzeit einen

festen Standpunkt einnehmen können und das Seil während des Kletterns abspielen lassen. In dieser Art des Vorgehens steckt der Schlüssel mancher sehr schwierigen Besteigung. Ferner leisten sich Bergsteiger gegenseitig bei aller Arbeit Hilfe, welche eine Theilung zuläßt. Beim Waten im tiefen Schnee, beim Schlagen von Stufen in Eis leistet ein Mann die Hauptarbeit für die Uebrigen; wird diese daher abwechselnd von den Betheiligten übernommen, so erfährt jeder Einzelne eine Unterstützung durch das gemeinsame Vorgehen. Bekanntlich führt das Seil gewisse Unbequemlichkeiten mit sich, indem es leicht an Felssecken hängen bleibt und den Hinterrmann zur gleichen Geschwindigkeit wie den Vordermann zwingt; es kommen oft unangenehme Zerrungen vor. Daher werden zwei gleich gute Bergsteiger im allgemeinen expediter sein, als drei. Die größte Leistungsfähigkeit aber hat ein Seil mit drei erprobten Leuten; sie werden jeder Situation die Stirn bieten, und was sie nicht leisten können, das werden fünf und sieben Leute noch viel weniger leisten. Da wo es sich nicht um meine eigenen Expeditionen handelte, sondern um die von Freunden, welche ich begleitete, trug ich stets dafür Sorge, daß zwei Seile formirt wurden, sobald mehr als fünf Theilnehmer vorhanden waren.

8. Daß alle größeren Touren im Hochgebirge unter der Beihilfe von Führern ausgeführt werden, gilt beinahe für selbstverständlich. Und dennoch liegt in dieser Art des Vorgehens etwas Unbefriedigendes für diejenigen Reisenden, welche bei so ungleich getheilter Arbeit ihre Rechnung nicht finden.

Der dem Menschen angeborene Trieb, die Grenzen seiner Leistungsfähigkeit kennen zu lernen, regt sich und drängt uns zur unabhängigen Erprobung unserer Kräfte. Wir wollen uns nicht mehr des besten Antheils an der Leistung beraubt

sehen, indem wir uns auf die Führer verlassen; wir wollen uns auf uns selbst, wir wollen, daß die Gefährten sich auf uns verlassen. Die bloße Bethätigung körperlicher Gewandtheit genügt uns nicht länger; bei jedem Schritt möchten wir auch geistig angespannt sein, den Weg in seinen großen Zügen wie in seinen Einzelheiten erspähen; gegen uns selbst und die unserer Führung Anvertrauten möchten wir eine Verantwortlichkeit übernehmen und einlösen. Erst wenn wir dies thun, so erschließt sich die wahre Natur des Hochgebirges vor uns; dann erst sehen wir, daß es wirklich ein Kampf ist, den wir zu bestehen haben, und daß die Feste, zu welcher die Führer uns sonst die Schlüssel überlieferten, nun wirklich erobert werden muß. Mit klarem Verstand, gehobenem Herzen und einem in Arbeit gestählten Körper erreichen wir unser Ziel. Unsere Freude alsdann ist groß und berechtigt; nicht entstellte durch Uebermuth, sondern geläutert durch Dankbarkeit und Bescheidenheit. Denn ich möchte es doch noch besonders betonen, daß je länger man die Alpen kennt, um so bescheidener man wird. Ein jeder, auch der stets bewährte Alpensteiger verstößt wohl einmal unüberlegt gegen die Regeln, die er selbst aufgestellt hat, thut einmal einen Fehltritt, setzt den Fuß auf bröckelnden Vorsprung, oder zieht sich mit einem Ruck an einem Stein auf, der zu wanken beginnt. Wir sind alle nur Menschen; es kann ein Jeder zu Fall kommen, und wie oft mag nur eines Haares Breite an dem Sturz gefehlt haben, ohne daß wir es ahnten. Daher soll niemand auf sein Glück und seine Tugend pochen; manch' Einer ist stolz auf die Berge gezogen und nimmer wiedergekehrt.

Sie werden mich also gewiß nicht mißverstehen; nicht der Tollkühnheit rede ich das Wort, sondern der berechtigten Ausübung unserer Kräfte. Einsame Wanderungen oberhalb der Schneegrenze werden aber jederzeit eine

Tollkühnheit bleiben, weil der Einzelne wehrlos ist, wenn die spaltenverhüllenden Schneebrücken brechen. Dagegen darf, wer hinreichend auf sich vertraut, allein die unbeschnittenen Gletscher und die aus ihnen aufragenden Felsen erklimmen, ohne den Vorwurf der Tollkühnheit auf sich zu laden. Anfänglich fühlt man sich wunderbar ergriffen bei solchen Thaten, wenn man aufwärtsklimmend zu größerer und größerer Einsamkeit emporsteigt. Man starrt auf die Eisblöcke und Felsenklippen und weiß nicht, ob man einen Freund oder einen Feind aus ihnen machen soll. Der Schlag der Eisart verhallt monoton: nur das eigene Ohr vernimmt ihn. Ermüdet hält man inne; von der Mitte des abschüssigen Eisfeldes betrachtet man den zurückgelegten Weg und sagt sich: „Wenn mir der Fuß hier fehlt, so falle ich tief.“ Aber man sagt sich noch mehr; man sagt sich, daß es Gesetze giebt, welche das Stehen und Fallen regeln, daß man nicht fallen kann, wenn man sich mit diesen Gesetzen abzufinden weiß; und inmitten der Verlassenheit fühlt man sich als Herr und Meister, ergreift die Art von neuem, schlägt Stufe für Stufe und erreicht den Fels. Ja, es ist höchst bemerkenswerth, wie ganz anders sich die Eindrücke in dem Einsamen gestalten; es ist, als ob das Hochgebirge in einer neuen Sprache zu uns redete, mächtiger, eindrucksvoller; wir selbst hören andächtiger und mit geschärften Sinnen zu.

Auch scheint sich die geistige Anspannung auf die körperliche zu übertragen: wir sind der Ermüdung weniger unterworfen und oft, durch Nothwendigkeit gedrängt, überwinden wir Passagen, wie sie bei Normalbesteigungen gern vermieden werden. Solche Dinge jedoch unternimmt man nur von Zeit zu Zeit; wollte man eine Regel daraus machen, so würde man Vieles nicht sehen und auch sonst um manchen Genuß kommen. Denn wer beispielsweise einen steilen Gang hinauf die Stufen selbst schlägt, dem bleibt für nichts Anderes Zeit; überläßt er

das dem Führer und fühlt er sich nur im übrigen behaglich auf abschüssigen Felsbern, so kann er Umschau halten, beobachten, Notizen machen, Umrisszeichnungen aufs Papier werfen, die Gesamtheit der dargebotenen Eindrücke geistig zusammenfassen.

9. In ganz anderer, doch nicht minder intensiver Weise werden wir nun beansprucht, wenn wir die Pflichten des Führers auf uns nehmen. Die Spannung, welche der Einsamkeit entspringt, verschwindet hier, dafür aber tritt ein neues Moment ein: die Verantwortlichkeit gegen die, welche uns ihre Wohlfahrt und ihr Leben anvertraut haben. Das soll der Reisende, der selbst den Führer machen will, wohl bedenken. Anfänglich muß man sich mit der Rolle eines zweiten Mannes begnügen und einem ersten Führer die eigentliche Leitung überlassen. Man kann sich dabei prüfen, ob man die vor allem nothwendige Sicherheit des Trittes besitzt, und muß deshalb den größeren Antheil der technischen Schwierigkeiten auf sich nehmen, z. B. man muß beim Aufstieg der erste, beim Abstieg der letzte sein. Man wird finden, daß es zweierlei ist, ob man nur für sein eigenes Feststehen zu sorgen hat oder jeden Augenblick gewärtig sein muß, auch den anvertrauten Gefährten zu halten und zu stützen.

Will man selbständig, als erster und einziger Führer auftreten, so muß man eine umfassende Bergkenntniß mit ganz sicherem Tritt, mit Kaltblütigkeit und Kühnheit vereinigen. Zu der an sich gesteigerten Thätigkeit tritt dann noch die schwere Arbeit des Stufenschlagens. Doch die glückliche Durchführung einer solchen Expedition bietet Genüsse, welche der gewöhnliche Alpinist nicht kennen lernt. Ich muß es als das letzte und schönste Ziel der alpinen Thätigkeit im engeren Sinne hinstellen, daß der Reisende einen leitenden Führer ersetzen kann.

In Wirklichkeit wird dies ebenso selten vorkommen, als die Kluft übersprungen wird, welche den Künstler vom Dilettanten trennt. Nur wer einen beträchtlichen Theil seines Lebens im Hochgebirge zugebracht hat, erhält den richtigen Blick für dasselbe, und wie Wenigen ist das gestattet!

Deshalb wird der beste Alpinist einen Führer ersten Ranges wohl nie ganz erreichen. Den Blick für die Stellen, wo das Gebirge noch gangbar ist, und für das Drohen gewisser Gefahren wird der eingeborene Führer vor dem Fremdling voraus haben; ebenso die derbe Zähigkeit eines von Jugend auf an die Rauheit des Hochgebirges gewöhnten Körpers, und endlich den eigenthümlich sichern Tritt, den die Ausübung des Berufes dadurch schafft, daß der Führer jederzeit auf einen Fehltritt seines Herrn und auf die Nothwendigkeit augenblicklicher Hilfeleistung gefaßt sein muß. Diesen Vorzügen des Führers gegenüber kann der Reisende ein tieferes Verständniß für das Gebirge im allgemeinen geltend machen; auch wohl die größere Elasticität des gleichmäßiger ausgebildeten Körpers, die leichtere Art des Gehens und die energischere Initiative. Der Führer und der Reisende, wenn Beide in ihrer Art tüchtig sind, werden einander vortrefflich ergänzen und durch ihre Combination mehr leisten, als etwa zwei Reisende für sich allein oder zwei Führer für sich allein.

Es giebt einige Alpinisten, welche ebenso geschickt im Klettern sind wie die besten Führer und letzteren doch nicht ebenbürtig in der Kunst. Die Führer erkennen die Grenze ihrer Kräfte viel sicherer und wissen, ob sie fallen werden oder nicht. Alexander Burgener, welcher vor meinen Augen die Kluft am Westfuß des Riffelhorn ohne Seil erkletterte und sie auch absteigend ohne Seil bezwang, sagte eines Tages, als man seine Kühnheit rühmte: „Ich thue nie einen Schritt, dessen ich nicht sicher bin“; und Melchior Anderegg aus Meiringen,

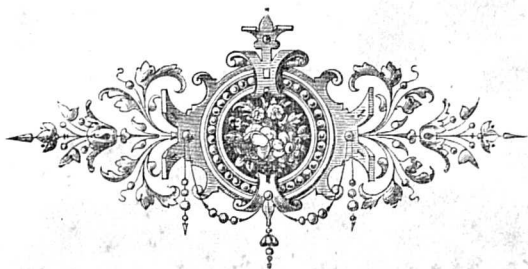
dessen Thaten mit seinem Ruhm gleichen Schritt gehalten haben, machte einmal zu mir die Bemerkung: „Wenn ich überall gegangen wäre, wohin meine Herren mit mir gehen wollten, so wäre ich längst todt.“ Man trachte, es ebenso weit in der Erkenntniß und in der Geschicklichkeit zu bringen und hüte sich vor leichtsinnig verschuldeten Katastrophen. Dinge zu unternehmen, denen wir nicht gewachsen sind, ist eine Charakterlosigkeit; ja wenn wir Andere dadurch zu Schaden kommen lassen, so ist es ein Verbrechen.

Mit gleichwerthigen Gefährten ohne Führer zu gehen, gestattet zwar die Ausführung sehr schwieriger Unternehmungen, ist aber doch nicht Jedermanns Sache. Mit drei Leuten, die alle ebenso viel wie der Vierte zu sagen haben, möchte ich als dieser Vierte an einem und demselben Seil nicht wandern. Rücksicht auf Subordinirte zu nehmen, ist leichter als auf Coordinirte. So lange alle derselben Meinung sind, geht ja wohl Alles gut; aber wenn große Gefahr kommt oder exorbitante Schwierigkeit, der Eine vorwärts, der Andere rückwärts, der Dritte rechts und der Vierte links gehen will, was dann?

10. Die Selbsterkenntniß, die der Alpinist zu üben hat, besteht in der richtigen Schätzung seiner Kräfte; denn so verschieden sind diese ausgetheilt und ausgebildet, daß sich vor ihrer Verschiedenheit Freude in Leid, Leben in Tod verwandeln kann. Würde den Urtheilen über die Berechtigung des Alpinismus die Rücksicht auf die ungleiche Beanlagung und auf die ungleiche Ausbildung des Einzelnen zu Grunde gelegt, so würden sich diese Urtheile weniger schroff entgegenstellen.

Uns, die wir Alle von denselben Bestrebungen getragen werden, denen ein durch hartes Ringen geläuterter Naturgenuß allein schon als ein würdiger Kampfespreis gilt, kann es gleichgiltig sein, ob man uns verurtheilt oder erhebt. Denn

nicht der Werth, den Andere unseren Thaten beilegen, ist das Entscheidende, sondern der, den wir selbst ihnen geben; und wenn wir vom Hochgebirge nichts Anderes mit herunterbrächten, als die Erkenntniß dieser Wahrheit, so wären wir reich belohnt zurückgekehrt.



G. Pöy'sche Buchdr. (Otto Hautschal) in Raumburg a/E.

